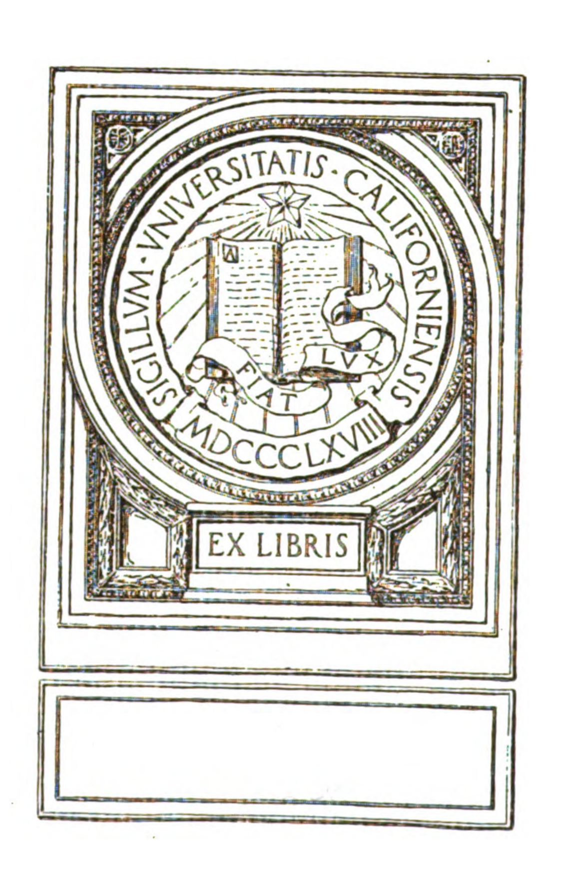





SIGILLVM · UNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Rundschau

Band CCVI

(Januar — Februar — März 1926)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertundsechsten Bande
(Januar — Februar — März 1926)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



52. Jahrgang Januar 1926

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“
begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes RM. 2,—

Jahresbezug RM. 21,— Vierteljährlich RM. 5,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geisbergstraße 43**, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

Der Geigenmacher

Eine Geschichte

Von

Hermann Stehr

I.

Ein Mann strebte von Kindheit auf, weil es ihm schon im Leib der Mutter der Gesang der Vögel und das Lied der Sterne in hellen Mitternächten angetan hatte, danach, die tiefsten Klänge von Erde und Himmel zu erlauschen und so einzufangen, daß sie nicht mehr entwischen könnten, sondern hervortreten müßten, wann es ihm gelüstete, sie zu hören. Und so geriet er auf den Gedanken, ein Geigenbauer zu werden. Er wurde auch von dem damals lebenden größten Meister dieser göttlichen Kunst in die Lehre genommen und blieb so lange in achtsamstem Fleiß erst sein Lehrling und dann sein Geselle, wohl an 17 Jahre, daß ihn der Greis eines Tages bat, nun von ihm zu gehen, weil er weiter nichts mehr besitze, was er von ihm lernen könne. Aber es gebe des Himmlischen und Köstlichen noch im Überfluß, was in dem Gottesgefäß einer Geige eingefangen werden könne. Allein, dem müsse er nun mutterseelenalleine nachjagen, denn sein Höchstes könne der Mensch niemals von einem Menschen lernen, da müsse er, wie die Alten sagten, bei dem Herrgott selber in die Schule gehen, das heißt, ihn, den Meister, und alles erworbene Wissen hinter sich lassen und seine Geigen, wenn es ihn treibe, nicht mehr aus dem Holze, sondern aus dem eigenen Herzen nach dem Urbilde des Weltalls zu schneiden.

Der Mann, als der Greis so zu ihm gesprochen hatte, wurde betrübt. Doch fühlte er, daß die Zeit nun wirklich für ihn gekommen sei, in die Pfadlosigkeit hinauszugehen, ließ alle Geigen, die seither aus seinen Händen hervorgegangen waren, bei dem Meister an der Wand hängen, küßte dem ergriffenen weißhaarigen Mann noch einmal auf der Schwelle die Stirn und ging dann rüstig davon, den Abhang hinunter, denn das Haus des Meisters lag auf einem Hügel, und als er das kleine Tälchen durchschritten und auf der Höhe des gegenüberliegenden Hügels vor dem Betreten eines großen Waldes sich noch einmal nach dem Hause zurückwandte, in dem er siebzehn lange Jahre seiner tiefsten Sehnsucht getreu gedient hatte, lag eben das stille Licht eines roten Abends über der einsamen Klause des alten

Meisters, der noch immer unter der Tür stand und seinem davonwandernden Jünger mit den Augen und mit dem Herzen folgte. Aber der Ausdruck seines Gesichtes war nicht mehr zu erkennen, sondern der Abscheidende sah nur seinen weißen Scheitel wie ein rötliches Wölkchen im Schatten der Türöffnung blühen. Das nahm er als eine gute Verheißung, winkte noch ein letztes Mal herzlich hinüber und betrat langen Schrittes den Wald.

II.

Nun begann für den Mann eine schwere Zeit. Denn bisher hatte er nur nötig gehabt, das Genügen seines Meisters zu erreichen, und wenn er auch seinem eigenen Willen und Ahnen nachgegangen war, so stammte seine eigene höchste Erwartung immer im tiefsten doch aus dem Geiste des Meisters und nahm von da her sich die Form seines Ausdruckes, ohne daß er es gewußt hatte. Jetzt aber lag sein Wollen wie ein fesselloses Brausen in ihm, sein Herz spielte alle Lieder der Erde auf einmal und die Welt sang mit allen Registern so auf ihn ein, daß er nur durch die Erinnerung an die Kunst des Meisters etwas aus der Überfülle, die auf ihn eindrang, in seine Arbeit retten konnte. Und nach langen Wochen und Monaten, wenn er wieder eine neue Geige aus dem toten Holze zum Leben erweckt hatte, tönte eigentlich nur die Seele des meisterlichen Greises in ihrem Klange. Wie Erde, Himmel und er selbst in seinem Herzen klangen, davon hörte er nur ein schwaches Echo in dem Liede seines Instrumentes.

Die Menschen aber, wenn die Geigen seiner Werkstatt zu singen anfingen, lobten seine Kunst über die Maßen und meinten, er habe nicht nur seinen Meister erreicht, sondern außer dessen großem Wohllaut schwebe noch ein rätselhaftes Etwas aus den Geigen seiner Hand, das bald wie Engelsüße, bald wie uranfängliches Brausen schwinge, jedenfalls wie ein Hauch aus dem Jenseits klinge und der Musik Bachs, Beethovens und Mozarts eine noch nie gehörte Verklärung verleihe.

Je mehr sie ihn jedoch auf diese Weise lobten, um so mehr verdüsterte sich sein Gemüt, weil er trotz des heißesten Ringens das, wie Erde, Himmel und er selbst in seinem Herzen klangen, nur gleich einem schwachen fernen Echo seinen Geigen einzuhauchen vermochte, nicht sie zum letzten geheimsten Winkel ihrer allbebenden Brust damit zu erfüllen, so daß kein anderer Klang darin Platz habe.

Obwohl er so sehr darunter litt, daß er stets wie jagend schlief und wie ein Erstickender jagte, weil halbes Lob schwerer zu tragen ist als ganze Schande, verzagte er dennoch nicht in seinem Herzen, sondern beschloß, die Erde durchzuproben, um den Weg zu finden, auf dem er die volle Fracht seiner und der Seele von Himmel und Erde gestalten könnte. Und er ging zu den Fürsten und Reichen, schritt in ihren hohen kostbaren Schloßzimmern, saß an den überladenen Tafeln, spiegelte seine Freude in ihren Weinen und pflegte seiner Träume in seidenen Daunenbetten, und als er alles, was er hier erfahren hatte, in eine Geige hineinbaute, erschrak er, denn von dem Hauche seiner Seele und dem Laut von Erde und Himmel war nichts mehr zu spüren in ihren Tönen und auch der Wohlklang seines Meisters lebte nur noch wie zerbrochen in ihnen. Da zerschlug er sie, vergrub die Scherben in die Erde und ging davon. Und nun beschritt er die Irrbahn des Lebens, wie die unzähligen Ungenügsamen vor ihm,

die der Wahn befallen hat, der Wald sei mehr als ein Baum, der Strom mehr als ein Tropfen, und Baum und Tropfen nur ihr eigenes Sinnbild, und horchte im Schoß schöner Frauen auf sein Herz und den Klang von Erde und Himmel; lauschte in dem Dome der Frommen darauf, verlor sich mit den Weisen der Wissenschaft in den Abgründen der Wesen und Zeiten. Aber dort war entweder das Blühen ohne Blume oder die Blume ohne Blühen, der Klang ohne Form oder die Form ohne Klingen. In der Luft der Wissenden aber ging eine Geige aus seiner Hand hervor, die war wie ein Stummer, der sich umsonst müht, zu sprechen. Und jede seiner mißlungenen Geigen zerschlug er und grub ihre Scherben in die Erde. Daher kam es, daß ihm alles Land, das er strebend und ringend durchwandert war, zum Friedhof wurde, denn wo sein Fuß gestanden, sein Haupt geruht hatte, lagen Hoffnungen begraben und Träume verscharrt.

Und endlich hatte er alles in die Geigen gebaut, was je in seinem Herzen geklungen, und alles war mit ihnen zerstört, zu Scherben geschlagen und verscharrt worden. Sein Leben lag hinter ihm, alles Wissen, alle Frömmigkeit, alle Weisheit, alles, alles, und mochte er in die Welt sehen, sie war ohne Raum und Zeit, und wenn er in sich hineinsang, so war es ebenso ohne Ding, ohne Raum und Zeit, und noch das Bewußtsein seiner selbst war ihm entschwunden. Da ging er in seinen Wald, den einen Ort, wo niemand hinkam, nahm Wohnung in einer Hütte und begann, diese Raum- und Zeitlosigkeit, diese Wesenlosigkeit der Welt und seiner selbst in eine Geige zu bannen, etwas, das nichts und alles zugleich ist, und ruhte nicht eher, bis er das Tönen, das hinter jedem Ton wohnte, in ihre Brust gefangen hatte. Als er mit dem Werk ans Ende gekommen war, kehrte er in die Welt zurück, legte die Geige in die Hand eines großen Künstlers und bat ihn, er möchte auf ihr vor den Menschen spielen. Der trat im größten Saale der größten Stadt vor die Menschen und ließ aus ihr die Melodien Bachs, Beethovens und Mozarts erstehen. Da wurden alle, die es hörten, wie entgeistet. Erde, Welt, Himmel und sie selbst noch verschwanden aus ihnen. Sie wußten von Geburt und Leben und Tod nichts mehr, und als der Künstler zu spielen aufgehört hatte, kamen die Menschen langsam wieder zu sich und wußten nicht, was ihnen geschehen war, standen erschüttert auf und gingen nach Hause. Allein sie waren von diesem Schlaf der Ewigkeit noch lange umfangen und fanden eine ganze Zeit nicht in das kleine Wachsein des Daseins zurück. Die Straße, auf der jeder nach Hause ging, war keine Straße, die Stadt keine Stadt, der Staat, in dem sie lebten, kein Staat. Zwischen Mensch und Tier fanden sie keinen Unterschied. Pflanzen sangen mit ihren Blumen wie Vögel und diese waren wie gebundene Falter. Die Blätterkronen der Bäume sausten und brausten gleich Vögelschwärmen. Das Blut in den Adern ihres Körpers und das Wasser der Bäche strömte als Gleiches in gleichem Rhythmus. Im Schlag ihres Herzens hörten sie denselben Takt, nach dem Sonne, Mond und Sterne durchs Weltall tanzten. Ferne und Nähe war nicht mehr zu unterscheiden. Zorn und Neid und alle Leidenschaften hatten sie vergessen und selbst die Liebe, die aus dem Geschlecht steigt, war versunken. Die Klammern des Lebens hatten sich gelöst, sie standen jenseits alles Leidens, und alles Glückes. Worte, wie Eigentum und Besitz, Fremde und Heimat, Kind, Eltern und Geliebte, hatten ihren Sinn verloren. Jeder ging in ein anderes Haus, schlief in einem anderen Bett und wußte nicht, daß es so war. Und weil sie wohl in die Ewigkeit getaucht, doch noch als erdlebendig nicht ganz in ihr untergegangen, der

Erinnerung an ihren früheren Zustand nicht ganz entrückt waren, empfanden sie, wie das Erwachen in den Wahnschlaf ihres alten Lebens zunahm, fühlten die neue Art immer peinvoller und wollten von der Musik aus der Geige nichts mehr wissen, die nach dem Maße des Unaussprechlichen gebaut worden war, aus dem das Weltall immerfort entsteht, wie das Wort aus einem Munde hervorgeht.

Ja selbst der Künstler, der diese seltene zauberhafte Geige des neuen Meisters gespielt hatte, und der am längsten von der Entrückung in dem außerordentlichen Zustand gefangen worden war, fiel zuletzt ab, schüttelte nach dem Erwachen in seine alte Menschenart mit verwunderter, staunender Mißbilligung den Kopf und legte das Instrument in die Hand seines Erbauers zurück, indem er erklärte, es nie mehr bis in seinen Tod hinein zu berühren. „Denn diese Geige, Meister, merke es Dir," sprach er, „gehört nicht unter das Kinn eines Menschen, soll ihm nicht alles abhanden kommen, was er sein nennt." Dann verließ er ihn mit schnellen Schritten, als fliehe er vor einer großen Gefahr.

Da stand nun der Meister allein im Saale, sah dem Davongehenden nach und murmelte: „Na, nicht alles verlieren, mein Lieber, sondern alles besitzen. Aber freilich, wer alles besitzt, hat wohl alles verloren. Freilich, freilich." Und er wog die Geige liebevoll in seinen Händen und betrachtete in versunkener Zärtlichkeit das Wunder ihrer Formen.

„Nein, nein. Ich habe sie nicht gemacht, bestimmt nicht. Ich nicht, sondern der andere in mir, dessen vergänglicher Schatten ich nur bin. Gott hat sie gemacht und nur ein Gott darf auf ihr spielen. Komm, komm, meine liebe Geige, ich trage dich dahin, wo Du zur Welt gekommen bist," sagte er wie im Traume, wickelte sie sorgsam in ein seidenes Tüchlein, legte sie behutsam in den Kasten, verließ den Saal und die Stadt und wanderte solange, bis er in dem Walde die Hütte wiederfand, die ihm sein Mäcen überlassen hatte. Dort schloß er sie sorgsam in einen Schrank, dann streckte er sich auf sein Lager aus, denn er war von der Aufregung und der langen Wanderung müde zum Umsinken. Kaum daß er sich niedergelegt hatte, so fiel nicht etwa der Schlaf wie ein starker Mann über ihn, sondern sein ganzes Leben zog an ihm vorüber von dem Abend, da er den greisen Lehrer verlassen hatte, und über alle Buntheit und Enttäuschung seiner langen Versuchs- und Ringerjahre, bis er in diesem Walde geendet und die Geige gefunden hatte, welche die Erfüllung seiner kühnsten Süchte und doch auch noch eine Enttäuschung bedeutete. Denn, da sie Welt, Erde und Menschen auflöste, konnte es doch noch nicht die richtige Geige sein, die die Menschen brauchten, eine, die sie rein erhob, ohne sie zu zerstören. Und wie er das zu Ende gesonnen hatte, hielt er die Anwesenheit der Geige in seiner Hütte nicht mehr aus, schloß den Schrank auf, nahm sie aus dem Kasten und hing sie mitten in dem Wald an eine riesige Fichte.

„Da mag sie Gott selber spielen, aus dem und für den ich sie gemacht habe," sagte er, ging in seine Hütte zurück, legte sich nieder und war bald eingeschlafen.

Nicht lange, so bewegte sich sein Geist mitten in den lebhaftesten Träumen, die voll der göttlichsten Heiterkeit und zugleich voll tiefsten Leides sein mußten, denn während sein Gesicht in der seligsten Freude glänzte, quollen endlos die Tränen unter seinen geschlossenen Lidern hervor und liefen über seine geröteten Wangen hinab auf sein Kissen.

III.

Und als er sich nach Stunden vom Schlafe erhob, war er von dieser Zwiespältigkeit seines Innern, die er aus seinem Leben mit in den Traum genommen hatte, so erschöpft, so aus den Gelenken seines Gemütes gerissen, daß er sich verstört in seiner Hütte umsah und nicht wußte, wo er in sich und in der Welt sei.

Er saß auf seinem Bett, ließ die Beine herunterhängen, hatte die Ellenbogen auf die Knie und seinen Kopf in die Hände gestützt, und wollte er sich erheben, hatte er wieder Lust auf sein Lager zu sinken, und neigte er sich müde dem Schlafe zu, wurde er versucht, aufzustehen und davonzugehen.

„Was soll ich tun?" seufzte er schwermütig. „In meinem ganzen Leben hätte ich nicht geglaubt, daß Erfüllungen gar so schwer zu tragen sind." Es war aber hoher Sommer, da sich alles das zutrug. Die Tür seines Zimmers stand weit auf und wenn er seinen Kopf aus der Versunkenheit der Trauer auf Augenblicke hob, konnte er in den tiefen Wald sehen, der um seine Hütte stand und nach vorn und hinten, und nach allen Seiten kein Ende zu haben schien. Die Luft rührte sich nicht. Der heiße Mittag stand regungslos im Walde und kümmerte sich um die Lichtfetzen nicht, die umherlagen und flimmerten und die Bäume hatten auf ihre Schatten gar nicht mehr acht, die sich lang hinstreckten und ganz schwarz waren vor Müdigkeit. Über den Wipfeln in unendlicher Höhe summte es manchmal geisterhaft. Das rührte von den Gipfeln der Berge her, die durch die Hitze einander zuriefen. Und jedesmal, wenn das traumleise Gespräch dieser Erdriesen aufklang, erwachte der Bach, gluckſten schlaftrunken einige Wellen über die Steine und ein Häher riß den Kopf unter den Flügeln hervor und schrie messerschrill auf. Dann aber schlief der ganze unendliche Wald wieder so tief und es war so unsagbar still, daß man sogar das Stehen der alten Bäume wie ein hauchschwaches Brausen hörte. „Die ganze Welt wird noch auseinanderfallen, wenn ich hier sitzen bleibe," sagte der Meister, sprang auf, schüttelte sich das Haar aus der Stirn, trat vor seine Hütte und dehnte sich, aufatmend, in den Schultern. Dann schritt er quer durch den Wald auf die alte Fichte zu, an die er seine Geige aufgehangen hatte, und dachte, wenn alles eben aus dem Leime gehen müsse, sei es das beste, sich mit der Geige vollends hinter alle Welt zu spielen. Vielleicht bleibe er einmal dort ganz hängen und so hätte alle Not für immer ein Ende. Also ergriff er die Geige, setzte sich am Stamm nieder und war nach ein paar Strichen davongefahren über alle Berge und in allen Lüften verwunschen, und wußte nicht mehr, sei er ein Wasser, ein Baum, ein Berg, ein Vogel oder der Himmel selber, der im Begreifenwollen seiner Unendlichkeit diese selbst zu seiner Unergründlichkeit, seiner unendlichen Schönheit macht, wie das die Aufgabe der weisen Menschen ist.

IV.

Gerade so erging es dem Meister, und wenn er sich nach dem Geigenspiel erhob, um die Geige wieder an die Fichte zu hängen, so war er so weit in die Raum- und Zeitlosigkeit seines Wesens geführt, daß er das Herauflangen nach dem Ast der Fichte so empfand, als lange er mit seinen Armen über alle Baumwipfel des Waldes hinaus und hänge die Geige in den Schimmer des Himmels hinein.

Er saß am Ufer des Baches, der neben seiner Hütte vorüberfloß, und erlebte das Rauschen der Wellen, als sei es das Fließen des Blutes in seinen Adern.

Als er aber aus dieser Davongeführtheit durch den Ton seiner Geige wieder klar auftauchte und wußte, ich bin in dem und dem Walde, tagetief in der Abgeschiedenheit, von allen Wohnungen der Menschen entfernt, überkam ihn plötzlich nach so langer Askese in unvorstellbaren Träumen eine leidenschaftliche Sehnsucht nach einem Gesicht, nach dem Blick in den Augen eines Menschen, nach dem Laut eines menschlichen Mundes, als ein so schmerzvoll-glückhaftes Brennen in seiner Brust, daß er wie mit Peitschen getrieben an den Rand des Waldes lief, um an der bestimmten Stelle die Frau zu erwarten, die ihm immer die Nahrung heranbrachte. Seine letzte Verwandlung hatte begonnen, ohne daß er es ahnte. Weit drüben im Felde sah er das Dorf mit seinen Dächern und dem Kirchturm im Sonnendunste, als stehe alles nicht angewachsen auf der Erde, sondern fahre langsam, aber unaufhaltsam einem unbestimmten fernen Ziele zu, und da sich endlich die Frau näherte, daß er ihren von der Bürde gebeugten Kopf über den Ährenfeldern heranrucken sah, drängte sein Herz unruhig gegen seine Brust wie ein gefangener Vogel, der sich aus dem Käfig befreien will. Und während er dann stand und der unter ihrer Last gebückten Frau entgegensah, verwandelte sich diese merkwürdige Unruhe seines Herzens in ein Klingen seines Innern, das Himmel und Erde und noch er selbst darin enthalten war, dergestalt, daß bisher noch unerschlossene selige Tiefen seines Wesens zu tönen begannen, und das so unbeschreiblich schön, als sei das einzige Rotkehlchen Gott des Vaters in ihm selber und singe ein verklärtes Engelslied. Doch verschwand dieser Klang so schnell und geheimnisvoll, wie er gekommen war, etwa gleich dem Hauch einer fern vorüberstreichenden Melodie einer Windharfe. Wie kommt es doch, sann der glückhaft bestürzte Geigenmacher, daß mir durch diese alte Frau ein Zipfelchen der Ahnung von der Erfüllung meiner kühnsten Hoffnung beschert wird, nach der ich vergeblich gerungen und jahrelang die ganze Welt durchsucht habe, durch diese alte Frau, die ich doch in der langen Zeit so oft gesehen habe, ohne daß je etwas anderes als Runzeln, ein verdrückter Leib und ein dumpfer, beschränkter Geist zu mir gesprochen hätte? Und da sie nun neben ihm hielt, den Korb am gelösten Seil über ihren Rücken langsam zur Erde gleiten ließ und sich dann mit dem Stöhnen der Erleichterung aufrichtete, drang der Mann mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit aller Sinne auf sie ein, um herauszubringen, was an dem verblühten Weibe denn heut geheimnisvolles aufgewacht sei. Indem er sie so aufmerksam betrachtete, geschah das Wunder, auch an diesem einfachen Weibe aus dem Volke, das über alternden Frauen mit reiner Vergangenheit so oft aufgeht, bis sie zuletzt im hohen Greisenalter ganz von ihm durchleuchtet und verklärt werden: der Glanz und Schimmer ihrer längst entschwundenen Jugend blüht wieder aus ihnen. Dieses Wunder begann um die arme Frau zu schimmern. Ihr Bund Haare sah nicht mehr aus wie ein Schober regenverwaschenen gebleichten Grases auf der Waldblöße, sondern hatte den weißgoldenen Flimmer reifer Jugendblondheit, drängte sich ungebärdig aus dem verschobenen Kopftuch und kräuselte sich wie ein verklärter Luftrauch um eine hohe reine Stirn, deren Falten aussahen wie das Gewölk zu großen Glückes. Die blauen Augen strahlten aus reiner, nie entweihter Tiefe und hatten doch die Klarheit und das unerschrockene Wissen im Blick, seltene Schönheiten, die die Augen der Kinder schmückt und die Maler den Augen und dem Gesicht der Madonnen verleihen. Ihre Bewegungen waren voll des Feuers und der Scham der Jungfrau, enthüllten Ge-

heimnisse ihres Geschlechtes und verbargen sich durch sie so, daß das Herz des Künstlers bald stockte, bald leidenschaftlich schlug und dann den Kopf ganz trunken machte. Was er sah, begriff er nicht, was er hörte, beseligte ihn, ohne daß er wußte, wie das zuging, kurz, den Geigenmacher erfüllt ein Rausch, eine Verzückung, die er noch nie in seinem Leben erfahren hatte. Indessen sprach und gestikulierte das Weib leidenschaftlich und immer leidenschaftlicher, das Weib, das er als alternde Frau seit langem kannte und das ihm heut durch eine Verwandlung zauberhaft und fremd erschien, von der er nicht entscheiden konnte, rühre das aus dem Geheimnis ihres Wesens oder nur aus dem Traum seines einsamen Innern.

Endlich war die alternde Frau mit ihrer Erzählung zu Ende. Ihre Augen verdunkelten sich, ihr Gesicht legte sich in Falten des Grames und eines großen Schmerzes und sie frug den Künstler, ob er alles tun wolle, worum sie ihn gebeten habe, und da der Mann vor dem unerforschlichen Rausch seines Innern um den Sinn ihrer Worte gekommen war, das arme Weib aber durch das Eingeständnis seiner Achtlosigkeit nicht kränken wollte, versprach er, ganz ihren Bitten gemäß zu handeln und schlug zur Bekräftigung seines Versprechens in ihre dargebotene harte Hand ein, ohne zu wissen, woran er sich band. Daraufhin nahm die Frau einen Zipfel ihrer Schürze herauf, trocknete sich die Tränen aus den Augen und begann die mitgebrachte Fracht aus dem Korbe zu räumen und auf den Boden zu legen. Unter dem herzlichsten Dank für die überreiche Bezahlung schied sie dann von ihm und versuchte am Ende gar seine Hand zu erhaschen, um sie zu küssen. Voll Schrecken entriß der Geigenmacher ihr die Rechte, denn er hätte vor Scham laut aufschreien müssen, wenn durch diese Tat der Unterwürfigkeit das Weib den himmlischen Schleier um ihre Gestalt zerrissen und sein Herz um die hohe Köstlichkeit gebracht hätte, die auf geheimnisvolle Weise von ihr herrührte. Er war sogar einige Schritte zurückgetreten und hatte betroffen den Kopf zur Erde gesenkt. Als er das Gesicht wieder hob, war die Frau schon eine gute Strecke davongewandert und stand eben im Begriff, aus dem Walde in das freie Feld hinauszutreten. Da quoll in dem Künstler das Gefühl seiner vollkommenen Einsamkeit das erste Mal so heftig auf, daß er versucht war, ihr nachzustürzen und sie am Davongehen zu hindern. Weil er sich aber durch das heiligste Selbstversprechen gebunden hatte, nicht eher die unendliche Waldstube zu verlassen, bis ihm die Erfüllung seines höchsten Künstlerwillens gelungen wäre, riß er sich gewaltsam zurück. Allein seine Sehnsucht nach der Fortdauer der geschenkten tiefsten Inbrunst seines Wesens war so stark, daß er leidenschaftlich, fast wie in Qual aufschrie und als draufhin die Frau in ihrem rüstigen Schreiten sich nach ihm umdrehte und betroffen zurückschaute, rief er ihr zu: „Auf baldiges Wiedersehen, Mutter, und daß es nicht zu lange dauert." Als Antwort schüttelte sie erst den Kopf und bewegte ihn dann in so beglücktem Bejahen, daß sie noch beide Arme zu Hilfe nehmen mußte, um ihre Einwilligung recht deutlich zum Ausdruck zu bringen. Diese Gebärde des Einverständnisses mit seinem Wunsch ging in frohes Winken über, und so verschwand sie auf dem sich senkenden Wege im hohen Licht des Mittags, der die Fülle himmlischer Verklärtheit immer so innig auf die Erde bringt, daß sie mehr aussieht wie ein entrückter Traum des Sonnenfeuers, denn als der Wohnort unseres leiblichen Lebens.

* * *

Und während dann der Geigenmacher die Vorräte, die ihm das Weib gebracht hatte, in seine Hütte trug, blieb das Bild leidenschaftlich in ihm, das um die davon gehende Botenfrau zuletzt geblüht hatte. Nein, es nahm noch zu, ja breitete sich aus. Und bald sah er die ganze Welt rund um sich gleich einem heißen, flammenden Traum bunt und entrückt zittern. Der tageweite Wald aber, in dem er sich einsiedlerisch verborgen hatte, schrumpfte in seiner Empfindung zusammen, schien kleiner und kleiner zu werden und kam ihm zuletzt nur wie ein Schattenmantel vor, der um ihn hing. Diese unbegreifliche Unruhe seiner Überwachheit, die ihn auflöste und zugleich in alle Welt erweiterte, bedrängte ihn bis in den tiefen Abend hinein so, daß er zuletzt sich ganz abgeschlagen und matt wie von langem Lauf fühlte, auf seine Ruhebank fiel, in die Decke kroch und in den Schlaf flüchtete. Aber auch der Traum führte ihn endlos durch diese Wirbel seines aufgescheuchten Wesens, von denen er kein Bild in seinem Gedächtnis behielt, daß er beim Aufwachen sich ratlos frug, in welcher Beziehung diese Zerstörung zu seiner Kunst stehe, die Musik von Himmel und Erde und noch das Lied aller Menschen in einer Geige einzufangen. Doch er fand nicht, was er suchte. Ja, wie es oft vorkommt, daß in einem leidenschaftbesessenen Menschen, ohne daß er es gewahr wird, die rasende Bewegung seines Innern sich den Gliedern seines Leibes mitteilt und er zu laufen anfängt, während er nur noch zu denken meint, so erging es auch unserem Geigenmacher. Er fand sich plötzlich tief im Walde vor dem Rande eines felsigen Absturzes zu einem brausenden Wildbach stehend. Sein Herz hämmerte leidenschaftlich bis in seinen Hals hinauf, der Schweiß rann ihm über das Gesicht, seine Haare hingen wirr um seine Stirn, die Beine bebten ihm von wahnsinnigen Lauf und seine Augen sahen erschrocken und spürend in dem Wald umher, das zu entdecken, dem er auf diese unbegreifliche Weise nachgejagt war. Aber nichts war zu sehen. Die Baumriesen nur rührten traumhaft ihre hohen Kronen, der Wildbach kochte seine weißen Schäume um die Felsbrocken und das Waldesdunkel spann und spielte unhörbar mit seinen blauen Schleiern zwischen den übermoosten Stämmen.

Der Künstler setzte sich ratlos ins Beerkraut und lächelte spöttisch bei dem Gedanken, was wohl sein Wohltäter, der Graf, für ein Gesicht machen würde, fände er ihn hier gleich einem ausgebrochenen Irren und nicht in der Pirschhütte, die er ihm zum stillen, einsamen Ausreifen seiner hohen Kunst überlassen hatte. Und der Geigenmacher erschauerte bis in seine Seele hinein, wenn dieses sein letztes Wagnis nicht im Sieg, sondern im Wahn enden sollte, wie seine tausend Irrwege durch die Welt in die Unvollkommenheit sich verlaufen hatten.

Doch als er seinen Kopf aus diesem grauen Versinken in Befürchtungen hob, um diesen Dunst der Zaghaftigkeit im Ermannen abzuschütteln, sah er im blauen Dämmer zwischen fernen Stämmen die Umrisse eines weiblichen Körpers geheimnisvoll aufblühen, eines Mädchenleibes in seiner süßesten göttlichen Unschuld, so unwirklich und deutlich zugleich, daß er nicht entscheiden konnte, sei ein unbewußter Traum aus ihm getreten, oder schicke sich ein Spuk an, über ihn Gewalt zu gewinnen. Aus knospenden Hüften stieg in der edelsten, geradezu engelhaften Linie der Oberkörper in eben erwachende weibliche Fülle. Schultern, fast knabenhaft schmal, ein langer dünner Hals wie ein Lilienstiel und ein kleines Köpfchen in einem duftigen Wirbelspiel goldener, zerblasener Locken. Dieses Gebilde tauchte in der Rückenansicht vor ihm auf, als flüchte das Traumbild vor ihm, und zugleich hörte

er einen Klang von solch überwältigender Schönheit und Tiefe, er konnte nicht sagen, in sich aufstehen und auf ihn eindringen, als stamme er aus der Harmonie des ganzen Weltalls. Und kaum, daß dem Geigenmacher dieses geschah, befand er sich im nächsten Augenblicke schon wieder auf der Jagd nach dem Unbegreiflichen, das ihn am Morgen aus der Hütte gelockt hatte, und sprang mit der Sicherheit eines Nachtwandlers durch das Geklüft des felsigen Absturzes, setzte im Fluge auf den glatten Steinen über den Wildbach und war bald durch das Felsgewirr des gegenüberliegenden Ufersturzes auf dem ebenen Waldboden der anderen Seite im vollen Lauf nach der rätselhaften Erscheinung, die immer auftauchte und immer erlosch, wie der geheimnisvolle Klang ertönte und verhauchte, daß bald die Welt eine einzige tönende Glocke, bald ein lautloses Grab zu sein schien. So oder ähnliches widerfuhr ihm nun fast alle Tage. Und wenn er, oft in der Nacht, sich von der langen Irrjagd wieder in seine Hütte heimgefunden hatte, wußte der bis ins Verschwimmen der klaren Bewußtheit Abgehetzte nicht, habe ihn das Bild seiner zukünftigen Geige oder die Sehnsucht seiner Männlichkeit genarrt. Dieses ringende Rasen entweder nach dem Paradies seiner höchsten Bildnerkunst oder dem Verlangen seines aufgewühlten Herzens dauerte Tag um Tag und seine Erschöpfungen erholten sich in immer neuen Explosionen seines Verlangens. Er erschrak auf den unermüdlichen Waldstreifereien oft vor schräg durch das Dunkel dringenden Lichtstrahlen, weil sie ihn an hereingewehte Strähne blonden Frauenhaares erinnerten; und fuhr aus dunkler, heißer Innengebanntheit beim Anblick von Sonnenflecken auf, die weiß abgezirkelt und atmend, gleich jungen Brüsten, aus dem dämmernden Moos tauchten. Und nur als ein Mensch unserer entgötterten Zeit verfiel er nicht der alten Berückung, von Dryaden und Sylphen geneckt und umschwärmt zu sein.

Doch wie die Wellen der irdischen Gewässer nicht stehen bleiben können, sondern von der Bewegung ihres eigenen Gewichtes weitergedrängt werden, so kennen die Ströme des verborgenen Menscheninnern kein Verweilen. Sie werden von der geheimnisvollen Gewalt, die wir Schicksal nennen, weiter, dem Ziele näher getrieben, das in der Art unseres Wesens begründet ist. An einem Morgen fand sich unser Geigenmacher vollständig angekleidet vor seinem Bett liegen, die Kleider beschmutzt und zerrissen von langer Wanderung, todmüde, aber doch auch im Innern entlastet, heiter, ohne Fröhlichkeit, klar, ohne Grund, fest, ohne bewußte Sicherheit, ja wie ein gespannter Bogen mit aufgelegtem Pfeil, und die Töne, die er im Anblick seiner alten Botenfrau während des Zustandes ihrer unbegreiflichen Verwandlung durch seinen Traum das erstemal gehört hatte, waren wieder da, nicht mehr draußen, sondern in ihm, doch nicht hörbar, auch dem innern Ohr nicht, nur zu vernehmen durch den Rhythmus und Takt ihrer Bewegung, wie etwa ein Baum im Pulsen seiner arbeitenden Säfte bis in all seine Blätter erbebt. Aber niemand nimmt das wahr, als er selbst.

Da merkte der Geigenmacher, daß das Rätsel, in dem er seit langen Tagen so über die Maßen absonderlich bewegt worden war, höher, bis nahe an seine Enthüllung und Erfüllung gestiegen sei, und machte sich auf, seine letzte Geige zu suchen, um vielleicht durch ihren Ton vollends in den Zauberkreis seiner höchsten Vollendung geführt zu werden.

Er ließ die Tür seiner Hütte offen stehen und machte sich in wohlgemuter Begierde auf den bekannten Weg zu der hohen Fichte, an deren einem Zweig er sie

aufgehängt hatte. Allein, wie er so im Gang an den bekannten Büschen, Bäumen und Steinen vorüberzukommen glaubte, und schon meinte, sie hängen zu sehen, wurde ihm mit jedem Schritt klarer, daß er im Wachsein den Weg gehe, den er schlafwandelnd diese Nacht zurückgelegt hatte. Er windet sich durch Unterholz, klettert über durcheinandergefallene Stämme, zweifelt an der Richtigkeit seiner Annahme, wird aber hier durch einen Eindruck seines Fußes im weichen Boden, dort durch einen Stoffetzen seiner Kleider an den Dornen eines Gestrüpps belehrt, daß er wirklich im Banne des gewalttätigen Nachttraumes seine letzte Geige von der hohen Fichte geholt und davongetragen habe.

Am Ende mußte er vor einem tiefen, steilen Tobel haltmachen. Und es blieb ihm nichts übrig, als auf das durcheinanderkochende Wasser unter und die hohen himmelstillen Bäume vor und über sich zu sehen, um herauszubekommen, auf welche Weise ihm sein letztes Instrument abhanden gekommen war. Entweder, er hatte es auf Befehl des Traumgeistes in das Gefels des Tobels geschleudert und das Wasser hatte die Scherben schon wer weiß wohin fortgespült, oder er hatte die Geige in die Kronen der Bäume hinaufgeworfen. Vielleicht war sie dort von einem Sturm der Höhe erfaßt worden und klingend in den Lüften verschwunden. Mit spöttischem Lächeln kostete er den Nachgeschmack seiner phantastischen Verstiegenheit und äffte sogar in der Einbildung die Hingabe nach, mit der er wohl dem tönenden Davonfahren seiner Geige im Traume gelauscht haben mochte.

Und während er der doppelten Musik des brausenden Tobels unter, des himmelstillen Getöns der regungslos versunkenen Bäume über sich lauschte, fand sich wirklich, wie von überirdischer Macht hineingehaucht, der Ton einer Stimme dazu, der aber, aus der Ferne aufklingend und wieder verschwindend, nach ihm zu rufen schien. Soviel Liebreiz und Wohllaut und zugleich soviel kindhaftes Bangen waren in dem Klang, daß der Geigenmacher sich ebenso tief in die reine Engelsschöne der Stimme sog, wie sein Herz von dem Beben darin erschüttert wurde, das offenbar nach Hilfe verlangte.

Nachdem er einige Schritte der Neugier in der Richtung getan hatte, aus der die Stimme kam, glaubte er, nun wirklich seinen Namen rufen zu hören. Deswegen beschleunigte er seinen Gang, bis er einsah, daß eine Täuschung ausgeschlossen sei. Ein weibliches Wesen mußte sich in dem großen Walde verirrt haben und rief nach ihm. „Herr Geigenmacher! Herr Geigenmacher!" klang es immer leiser, immer mutloser durch den stillen Wald. Aber warum rief es nach ihm, nicht nach dem Förster? Und da der Gerufene dem Ort, von dem aus die Stimme laut wurde, immer näher kam, merkte er, daß er sich auf dem Rückwege zu seiner Schutzhütte befinde, und beschleunigte seinen Lauf. Er hielt auch nicht inne, als bald darauf das Rufen ganz aufhörte. In ihm klang die Stimme als Wegweiser weiter, bis er bei seiner Hütte angekommen war. Da sah er zu seinem Erstaunen ein vollkommen fremdes Mädchen auf der Schwelle seiner offenen Tür sitzen. Sie war in großer Müdigkeit zusammengesunken. Der auffallend kleine Kopf auf einem schlanken schönen Hals in tiefem Schlaf auf die Brust geneigt, das Kopftuch nach hinten geschoben, daß das weißblonde gelockte, wie Wind zerblasene Haar über die Stirn fiel. Die geöffnete Jacke war im Begriff, ihr von den schmalen Schultern zu rutschen. Aber die rechte Hand hielt sie krampfhaft zusammengerafft, so als sei die Fremde im Drange der kindhaften Scham, ihre Blöße zu bedecken, vom Schlafe überrascht worden, daß nur der Ansatz eben er-

wachender Fülle der Brust zu sehen war. Das eine der schlanken, muskulösen Beine heraufgezogen, das andere lang und lässig hingestreckt, saß dies Wesen von 15 bis 16 Jahren in bäuerlichen Kleidern in einer so reizenden Haltung da, wie Maler die schlafende Unschuld darzustellen pflegen. Und wie der Geigenmacher mit verzückten Künstleraugen die Schönheit dieses Mädchenkindes in sich trank und vor Bewunderung zu keiner Bewegung fähig war, erwachten nicht nur Bilder in seiner Phantasie, die seit Tagen ihn im Walde umhergehetzt hatten, sondern auch jener Jugendschemen um seine alte Botenfrau stieg in seine Erinnerung, der ihn so ergriffen, in eine so unerklärliche Wesens- und Lebensunruhe geführt hatte, daß er, um in diesem Schäumen überhaupt halbwegs bei Sinnen zu bleiben, die Überzeugung in sich aufgerichtet hatte, er führe ihn auf den Weg zu seiner letzten Kunsterfüllung. Jedoch, wozu fand sich dann dieses Mädchen zu ihm, das vielleicht auf der Flucht war, oder nur, von dem Wege eines Geschäftsganges abgekommen, sich hierher verirrt hatte und das durch nichts anderes so anziehend erschien, als durch diese Mischung von Unvollkommenheit und Schönheit. Allein kaum hatte der Geigenbauer dies gesonnen, so benebelte ihn von innen schon wieder der Wirbel huschend greller Bilder fliehender Mädchenkörper, engelhaft schön und auch wieder nur wie die traumhaften Umrisse einer Geige aussehend, und er war schon versucht, die Schläferin wachzurütteln, damit er durch einen Blick in ihr Gesicht von all dem Zwielichtschwanken erlöst werde. Denn so geheimnisvoll auch jedes Menschengesicht sein mag, irgendwie grenzt es durch sein Anderssein uns innerlich deutlicher ab. Aber das Atmenwogen dieser kleinen unentweihten Brüste war zu schön, die Linie zu bezaubernd, in der der schlanke Hals aus den Schultern wuchs. Und die Gedanken an die Sonnenstrahlen, die wie Büschel blonder Haare in das Waldesdunkel hereingeweht waren, und die Sonnenflecken, die wie atmende weiße Brüstlein aus dem Moose getaucht waren, daß man meinen konnte, unter der grünen Decke liege eine verwunschene Schöne; dieses bunte Wogen kam wieder über den Geigenmacher und er zauderte abermals, das Mädchen zu wecken und den zauberhaften Zustand knabenhaft seliger Traumtrunkenheit zu verscheuchen. Warum auch sollte er so begierig nach einem vielleicht banalen Gesicht sein, das ihn wieder in die Not verzweifelten Künstlerringens zurückstieß! Geräuschlos trat er zurück und ließ sich auf einen Baumstumpf nieder, um den Schlaf seines rätselhaften Gastes weiter zu hüten.

Wie er dann hin und wieder um sich schaute und an dem Gewirr der Fußspuren in dem weichen, geebneten Boden um die Hütte die Unruhe und Ratlosigkeit erkannte, von der das Mädchen umhergetrieben worden war, bis vollkommene Erschöpfung sie auf die Türschwelle gedrückt hatte, sah er nach einer Seite die Fußeindrücke sich in den Wald verlieren. Er stand auf und merkte nun, daß es nicht hinausgewendete, sondern hereinlaufende Spuren waren, die ihm die Richtung wiesen, von welcher die Fremde den Wald betreten hatte. Mein Gott, er brauchte nicht lange der Schnur der Fußmale zu folgen, um einzusehen, daß das Mädchen von der Gegend her gekommen war, aus der seine alte Botenfrau die wenigen Lebensbedürfnisse immer für ihn herbeischleppte. Kaum, daß er das klar erkannt hatte, zerriß der Rauschnebel, durch den hindurch er den letzten Besuch der alten Botenfrau erlebt hatte, und er erinnerte sich deutlich ihrer langen Auseinandersetzungen, die damals wegen seiner verzückten Sinne nicht ins Bewußtsein gedrungen waren. Nicht nur das, er hörte sogar in seiner gereinigten Erinne-

rung den Klang ihrer oftmals schmerzlich überstürzten Worte, daß sie wegen der Krankheit ihrer Sohnesfrau auf eine Zeit, wie lange wisse sie nicht, werde verreisen müssen, um die junge Mutter von den schweren Nachwehen ihrer ersten Geburt wieder in die Gesundheit hineinzupflegen und den beginnenden kleinen Wohlstand des jungen Paares vor dem Untergang zu bewahren. Sie lasse ihre jüngste Tochter in dem kleinen Beihaus des Bauern zurück und bitte ihn nicht nur, dem Mädchen an ihrer Stelle die Besorgungen weiter zu überlassen, sondern ihr auch bei Nöten und Unannehmlichkeiten als Berater, und sollte es sein, als Helfer beizuspringen. Denn soviel sie beobachtet habe, stelle der Sohn des Bauern ihrer Tochter nach.

Im Neuerleben dieser Erinnerung war der Geigenmacher bis an den Rand des Waldes auf jener Stelle angekommen, wo er mit der Botenfrau die letzte Zusammenkunft gehabt hatte, und er sah in tiefen Gedanken zwischen den letzten Hochstämmen in die Ebene hinaus, über der sich die Abendröte zu entzünden begann, daß das weite Land einem unübersehbaren Strom glich, der mit feuerrauchendem Wogen ins Unendliche zog.

„Glänzt mein Leben nicht auch von einem Schimmer wider, der aus dem Himmel stammt?“ fragte sich der Geigenmacher voll glückhafter Verwunderung und war plötzlich wieder von dem Wogen zauberhafter Töne, lockender Bilder und unfaßbarer Gedanken umgeben, als sei er nicht mehr der hundertmal von sich und der Welt Enttäuschte, und sein Herz sang in diesen seligen Wirbel wie in der frühen Jugend, wo das Größte und Höchste uns erreichbar dünkt, weil es in uns wahr und wirklich ist.

V.

Als unser Geigenmacher wieder bei seiner Hütte anlangte, sanken eben die letzten Streiflichter der schwindenden Abendröte durch die Wipfel und das Mädchen saß in dem blassen Goldlicht wie eine himmlische Erscheinung, zwar noch immer schlafend, aber doch schon in der beginnenden Lebensunruhe, die dem Zerreißen des letzten Traumes vorauszugehen pflegt. Sie mühte sich, das ausgestreckte Bein heraufzuziehen, löste den Griff der Hand, die ihre Jacke über der halben Blöße zusammenhielt. und krampfte ihn wieder fester; sie versuchte, den auf die Brust gesunkenen Kopf zu heben, und wenn er, noch traumhaft schwer, sich wieder auf die Brust neigte, stieß sie jedesmal einen hauchleisen Seufzer aus, der klang wie der Ton einer aufgehängten edlen Geige, wenn sie von einem schwachen Windhauch angestoßen wird.

Endlich erwachte sie, hob tiefaufatmend den Kopf, schaute betroffen um sich und gewahrte jetzt den Geigenmacher, der erwartungsvoll etwas entfernt zwischen den Stämmen stand und sie betrachtete. Kaum, daß der Blick des Mädchens den zerrissenen, über und über beschmutzten Mann getroffen hatte, erbleichte sie und griff nach dem gefüllten Rucksack, der von ihrem Rock bedeckt gewesen war, wohl in der Furcht, der vor ihr stehende Mann sei ein Vagabund und könne es auf die Sachen abgesehen haben, die sie für den Geigenmacher hergetragen hatte. Als sie aber alles unversehrt fand, wandte sie ihr Gesicht wieder dem Unbekannten zu, der noch immer, ohne sich zu rühren, auf seinem Platz zwischen den Stämmen stand und jetzt beglückt und schalkhaft über ihre Verdutztheit lächelte. Da wurde

sie über und über rot, sprang auf, wandte sich ab und brachte ihre Jacke in Ordnung. Als sie sich wieder umdrehte, stand der Geigenmacher kaum drei Schritte entfernt vor ihr und redete liebenswürdig auf sie ein, sich nicht zu fürchten. Denn er sei kein Räuber, wie sie wohl meine, sondern der, zu dem sie von ihrer Mutter geschickt worden sei. Seit Tagen habe er sie im Walde gesucht und nicht gefunden, bis er diese Nacht im Traume umhergerirrt sei, daß er sich so zugerichtet habe, wie sie ihn sehe. Nur durch ihre Rufe sei es ihm gelungen, wieder zu seiner Hütte zurückzufinden und nun solle sie nicht glauben, daß er, wie der Sohn des Bauern, gesonnen sei, ihr nachzustellen. In seiner Hütte werde ihr nichts geschehen. Bei ihm sei sie sicherer als in ihrem Hause daheim.

Während der Geigenmacher dies sprach, lachte und weinte das Mädchen in einem, und stockte er im Reden, blieb ihr der Atem wie in furchtbarer Erwartung vor etwas Schlimmem stehen, denn die Güte und Liebe eines Fremden war ihr so überraschend, daß es sie beklommen machte. Allein der Geigenmacher ließ nicht nach, dies scheue Herz sich zu erschließen. Ja, ohne es zu wissen, verwandelten sich im Anschauen ihres eigenartig schönen Gesichtes die Worte seiner Treuherzigkeit in eine förmliche Huldigung, dergestalt, daß am Ende seiner Erklärungen das liebe Kind dem Bangen noch tiefer verfiel und ratlos mit gesenkten, tränenden Wimpern dastand.

„Wie heißt Du denn eigentlich, mein Kind?“ fragte der Geigenmacher, um sie aus dem Versinken aufzuscheuchen. Allein, anstatt zu antworten, neigte sie ihren Kopf noch mehr und bewegte ihn in schüchternem Verneinen. „Nun, so will ich dich Schönlein nennen“, sagte er und hob zart ihr Gesicht am Kinn zu sich herauf. Da öffnete sie die Lider und blickte ihn mit ihren großen, grünblauen Augen an, in denen selige Furcht und das erwachende Licht eines liebereifen Herzens durcheinanderspielten, daß man auch für zaghaften Dank und schrankenloses Vertrauen halten konnte, was auf dem Grunde ihrer Augen wogte.

So sah sie ihn tief an, vermochte aber immer noch nicht zu sprechen.

Da faßte der Geigenmacher sie an den Schultern und rüttelte an ihr: „Wenn Du mir Deinen Namen jetzt nicht gleich sagst, dann heißt Du wirklich Schönlein! Verstanden? — Ja?“ „Ja“, hauchte sie verwirrt.

„Ja, also Schönlein!“ rief er fröhlich. „Nein . . . ja, ja, freilich ja . . .“ stotterte sie einwilligend durcheinander und sich aus seinen Händen windend, trat sie zur Seite und atmete tief auf.

Dann bat sie, die mitgebrachten Sachen auspacken und nach Hause gehen zu dürfen, bückte sich auch schon entschlossen zu dem gefüllten Rucksack und begann seine Schnüre zu lösen.

Über des Geigenmachers Gesicht huschte ein schalkhaftes Glänzen, weil er die Art des weiblichen Herzens kannte, das hundertmal nein sagt, um das Ja ihres Innern zu verschweigen, und er war ihr beim Aus- und Einräumen der mitgebrachten Versorgung behilflich. Indessen war es so dunkel geworden, daß ein Licht angezündet werden mußte und immer noch galt es, dies und das anders zu ordnen. Endlich lag und hing alles in der primitiven Küche wie es sein mußte und der Geigenmacher trat mit ihr in gutgespielter Sachlichkeit an den Tisch des kleinen Wohnraumes, der außer dem Feldbett, zwei hölzernen Stühlen, einem Schrank und der langen Werkbank nichts enthielt. Dort begannen beide zu rechnen und weil die letzte, von der Mutter hergebrachte Tracht, wie der Meister

behauptete, noch nicht bezahlt war und von dem Geigenmacher da und dort schalkhaft gemarktet wurde, zog sich das Geschäft lange genug hin, daß das Schönlein doch merkte, wo der Geigenmacher hinauswolle, aufsprang und Miene machte, ohne Geld davonzurennen. Nur mit Mühe war sie zurückzuhalten, um das Geld in Empfang zu nehmen, das er in einem so großen Schein hinlegte, daß die Bestürzte nicht herauszugeben vermochte und nur nach eindringlichster Überredung dazu gebracht werden konnte, den überschießenden Betrag als Vorausbezahlung der künftigen Lieferung einstweilen zu behalten.

Dann war alles fertig. Das Schönlein schulterte entschlossen den Rucksack und knüpfte sich das Kopftuch fest. Als sie vor die Hütte traten, war es vollkommen finster geworden, kein Stern zu sehen und in den Kronen der Bäume wühlte ein mürrischer, verdrossener Wind. Der Geigenmacher hatte des Mädchens Arm genommen und als er die sackschwarze Finsternis sah und das Schönlein deswegen am ganzen Leibe beben fühlte, konnte er sich vor lauter Freude nicht mehr halten und sang einen unbändig glücklichen Jauchzer in die Nacht hinaus.

Denn in diesem Rabenwetter konnte das kindhafte Mädchen auf keinen Fall nach Hause kommen. Doch zu seinem Verwundern überwand sie nicht nur die Furcht sehr schnell, sondern ließ sogar seinen Arm fahren und schritt sicher vor ihm auf dem Steiglein weiter. Auch als der verdrossene Wind sich dann und wann bis nahe an eine sturmhafte Wut erboste, mäßigte sie ihre Schritte nicht und war manchmal dem Geigenmacher so weit voraus, daß er nur in der Einbildung das Rucken ihrer zarten Schultern, ihren langschenkeligen leichten Gang, den schönen Hals mit dem forttanzenden kleinen Köpfchen gleich einem Traumbild sehen konnte, mit dem versunkenes Wachsein sich manchmal überrascht.

Als sie auf diese Weise bis nahe an den Rand des Waldes gekommen waren, hörten sie, wie der Wind sich draußen im Freien, in der Ebene, benahm. Ohne Atem zu schöpfen, fuhr er wie mit tausend drahtenen Besen übers Land und dem Geigenmacher war es, als singe er manchmal in ungeschlachtem Behagen zu diesem tollen Geschäft und brülle zum Überfluß hin und wieder dazwischen wüst auf, um sich immer aufs neue in dem Toben anzufeuern. Auch dem Schönlein mußte dies verrückte Getu des Nachtwindes aufgefallen sein. Er hörte sie wie angeschossen stehen bleiben und dann flüchtend zu ihm zurückeilen. Als sie bei ihm angekommen war, packte sie, schutzsuchend, heftig seinen Arm und fragte mit ausgehendem Atem: „Hörst Du ihn, Geigenmacher, hörst Du ihn singen? — Und jetzt schreit er gar wieder, der schreckliche Kerl! Ich hab ihm doch gesagt, daß ich meiner Mutter nachfahre und bin auf einem weitem Umwege über das nächste Dorf in den Wald zu Dir gekommen. — Ich weiß nicht, wie er es fertig gebracht hat, mir nicht zu glauben! — Nun kommt er und brüllt dies dumme abscheuliche Lied, das ich so hasse und schreit . . . und sucht mich . . . und . . . so hör doch, Geigenmacher!" Sie hatte leise und beherrscht zu sprechen angefangen, war aber nach wenigen Worten in eine solche angstvolle Überstürztheit geraten, daß es dem Geigenmacher unmöglich war, etwas zu ihrer Beruhigung zu sagen. Er konnte ihr nur mit der freien Hand das Gesicht streicheln. Aber sie schüttelte den Versuch der Liebkosung unwillig ab, flüsterte fliegenden Atems: „Leise gehen!" schlich auf den Zehen gegen den Waldrand hin und zog ihn mit allem Aufwand an Geräuschlosigkeit hinter sich her, als seien sie in einer mäuschenstillen Kirche und nicht in einem windbrausenden Walde. Er sagte aber kein Wörtlein, ließ alles lächelnd mit sich geschehen und

dankte Gott für die Täuschung, durch die der Allvater das Schönlein ihm in das Netz seines heimlichen, seligen Wunsches trieb.

Als die beiden auf diese Weise bei der letzten Baumzeile des Waldes angekommen waren und deutlicher in die Ebene hinaushören konnten, mußte der Geigenmacher schon nach kurzer Zeit einsehen, daß er sich getäuscht und das Schönlein tatsächlich recht hatte. Denn, was er für den Laut des Windes gehalten hatte, war unleugbar der Gesang einer männlichen Stimme, der immer nach wenigen Tönen abbrach und in einen so ungefügen Schrei ausartete, daß er mehr dem Brunstlaut eines großen Tieres als dem Ruf eines Mannes ähnelte.

Ja die Worte waren sogar jetzt zu verstehen, die der tolle Verliebte sang:

„Zwei blaaue Augen,
ein roooter Mund ..."

brüllte er in kurzen Zwischenräumen fortgesetzt in die wilde Nacht und schrie dann immer wieder auf, bald wie ein kochender Stier, bald wie ein wieherndes Pferd, was offenbar der Name des Mädchens sein sollte.

„Wie heißt Du eigentlich?" fragte der Geigenmacher.

„Nein," antwortete das Schönlein entschieden, „nein, eben weil ihn dieser klobige Lümmel in seinem Maul hat, darf er nicht in Deinen Mund kommen."

Da brach der Geigenmacher in ein so höllisches Gelächter glücklicher Rivalität aus, daß sogar der Wind mitten entzwei geschnitten wurde und dem Brunstling draußen das Liebesgebrüll in den Hals zurückgestoßen wurde, als er eben wieder begonnen hatte.

„Um Gottes willen, Geigenmacher, was tust Du!" rief das Schönlein gedämpft, aber in höchster Angst und packte seinen Arm. „Jetzt wird der ungeschlachte Kerl in Wut geraten und gerade auf uns zukommen. Dann weiß ich nicht, was geschieht. Ich glaube, er schlägt uns beide tot." „Nun aber, liebstes, dummes Schönlein, da sei doch schon vernünftig und komm mit in die Hütte zurück," sagte in herzlicher Eindringlichkeit der Geigenbauer und versuchte, sie um den Leib zu fassen und auf dem Steiglein zurückzudrängen. Doch das Schönlein entriß sich ihm wie unsinnig und rief: „Nein, nein. Ich lauf quer übers Feld ins nächste Dorf und krieche in irgendeinem offenen Schuppen unter bis zum Morgen."

„Und dann?" fragte der Geigenmacher ruhig. „Du hast doch gesagt, Du fährst zu Deiner Mutter."

„Ja — ja — ja," sagte das Schönlein plötzlich in tiefstem Erschrecken, vollkommen ratlos, umstellt und dann rief sie verzweifelt: „Ja, lieber Geigenmacher, was soll ich denn bloß tun?" „Das," sagte der Angerufene heiter und drehte sie mit liebenswürdiger Gewalt an den Schultern zum Walde zurück. „Und das," befahl er lachend weiter, faßt sie um den Leib und zog sie auf dem Steiglein fort.

Es gab wohl noch ein kleines Ringen. Aber ihr Widerstand war doch gebrochen. Halb wehrte sie sich gegen seine Umschlingung und halb sank sie in seine Arme.

Als sie so die Hälfte des Weges vorwärtsgekommen waren, nichts von dem Getobe und Gesinge draußen mehr hörten und der Wald nur noch schwach über ihnen brauste, weil der Wind sich sein Mütchen gekühlt hatte und im Davonziehen war, sagte das Schönlein aus dem Schweigen heraus: „Nun ist's genug.

Ich gehe schon mit," entzog sich leise den Armen des Mannes und schritt geruhig vor ihm hin. Und nicht lange, so begann sie zu plaudern von ihrer Bedrängnis durch den verliebten Bauernburschen, die mit gespaßigen Zurufen begonnen hatte, mit Blumen und schönen Äpfeln weiter fortgegangen war, die sie des morgens auf ihrem Fenster gefunden hatte, wie danach bald eine Haarschleife, bald ein seidenes Tüchlein zwischen den Blumentöpfen gelegen sei, der Bursche dann begonnen habe, ihr aufzulauern und seit die Mutter nicht mehr da war, ihr richtige Liebesanträge gemacht und sogar versucht habe, nächtlicher Zeit in ihr Häuslein zu dringen, daß sie zuletzt nach dem Rat ihrer Mutter bei ihm Schutz gesucht habe und nun wohl doch ihrer Mutter nachfahren müsse.

Das alles plauderte sie mit ihrem wohllautenden, noch kindhaften Sopran, der aber der Stimmfülle der reifen Weiblichkeit schon nahe war, so vor sich hin, wie etwa ein Wässerlein ganz allein im tiefen Walde sich aus der Geschichte seines Lebens erzählt. Als sie aber von den ersten tölpisch verschämten Liebesbeweisen des Vernarrten sprach, wurde sie von der drolligen Schelmerei ihres Wesens ganz fortgerissen, daß sie beim Wiederkosten ihrer spitzbübischen Abwehr ein immer erneutes lustiges Lachen erklingen ließ, das sich wie perlendes Trillern anhörte.

Um des Geigenmachers Sinn legte sich dichter und unwiderstehlicher der selige Glanznebel der Verliebtheit und obwohl er seit seiner Kindheit wußte, daß auf der ganzen Welt nichts an die Musik der menschlichen Stimme heranreicht und von dem Lied mancher berühmten Sängerin wie trunken geworden war, bei dem Geplauder und Gelächter dieses Mädchens, das leibhaftig vor ihm ging und doch wie aus einem Traum in sein Leben getreten war, geriet er richtig in Verzückung und mußte alle Gewalt gebrauchen, sich zurückzuhalten, um ihr zartes Wesen nicht wieder in die anfängliche Scheu zu treiben.

Viel zu schnell für das begierige Herz und das unersättliche Ohr des Geigenmachers kamen sie in der Hütte an und weil beide vom Morgen an eigentlich nur von den vielen bunten Aufregungen ihres Innern gelebt hatten, machten sie sich daran, aus den bescheidenen Vorräten des einsiedlerischen Haushaltes ein möglichst leckeres Abendbrot herzustellen. Das Schönlein lief hurtig und umsichtig auf und zu und der Geigenmacher stand in dem winzigen Küchlein und braute kundig und geheimnistuerisch den Tee, den das liebe Mädchen nur vom Hörensagen kannte. Als er mit der rauchenden Kanne in das kleine Wohn-, Eß-, Schlaf- und Werkgemach trat, fand er den Tisch gedeckt und alles darauf so zierlich und nett geordnet, daß er ihm festlicher und einladender als die reiche Tafel in einem vornehmen Hause erschien, und das Schönlein stand hinter ihrem Stuhle im Schatten, das Köpfchen in einer Erwartung etwas gesenkt, die auch wie Verschämtheit aussah.

„Das hast Du ja prächtig gemacht, liebes Schönlein, und nun wollen wir's uns wohl sein lassen, denn verdient haben wir's uns beide," sagte der Geigenmacher beglückt. „Viel ist wenig und wenig viel. Du aber, Schönlein hast aus wenig noch mehr wie viel gemacht."

Dann öffnete er das Fenster und während sie aßen, spielte der nächtliche Wald seine tiefe, dunkelgroße Musik herein, die in uns das Gefühl geheimnisvoller Weltgeborgenheit hervorbringt, und wenn das Brausen dann und wann schwächer wurde, hörte man das Wellenpinken des nahen Bächleins leise aufklingen, als ginge wer mit einem Glockenspiel ganz fern durch den Wald.

Das Schönlein aß mit einem freien Anstand, ohne einen Anflug jener lächerlich zimperlichen Geziertheit, die Mädchen vom Lande in einem fremden Hause für unbedingt notwendig halten. Ihre Bewegungen waren von natürlicher Anmut, ja, die Art, wie sie die Tasse zum Munde führte und daraus trank, sogar von vollendeter Grazie. Wenn sie sich niederbeugte, fielen ihr die etwas in Unordnung geratenen lockigen Blondhaare ins Gesicht, denn sie hatte das Kopftuch abgelegt. Die Gebärde nun, mit der sie das helle Gelock aus der wohlgebildeten, etwas fliehenden Stirn zurückwarf, diese schalkhafte Ungeduld, paßte vollkommen zu der liebenswerten Krausheit ihres Wesens, wie das feine Stulpnäschen mit den dünnen beweglichen Flügeln, die ein wenig zu kurze Oberlippe und das festgeformte knabenhafte Kinn.

Der Geigenmacher wurde nicht müde, dies Gemisch von Kindhaftigkeit und reifender, süßer Weiblichkeit zu bewundern und wenn das Gespräch stockte, das sich hauptsächlich um die Erlebnisse des Tages drehte, so (wie sich der Geigenmacher in Gedanken und im Hinblick auf ihr reines Köpfchen ausdrückte) zog er wieder ein wenig die Wirbel an, das heißt, er neckte sie mit dem verliebten Windsänger aus dem Dorfe. Dann bog sie sich entweder schmollend aus dem roten Lichtkreis der einzigen Kerze, die auf dem Tisch stand, in den Schatten zurück, oder sie spann übermütig lachend die Neckerei selbst weiter und der Geigenmacher wurde in jedem Falle ergriffen und beschenkt. Denn wenn ihr Köpfchen nach kurzem Schmollen wieder zögernd in den Lichtkreis tauchte, ergriff den Mann das wie die bildhafte Wiederholung der strahlenden Vision, die dies Wesen für sein Leben bedeutete, und wenn sie am Schluß ihrer aufgenommenen Selbstverspottung übermütig lachte, wurde er beglückt durch ihr perlend trillerndes Lachen.

Einigemal versuchte das Schönlein wohl von der Reise zu ihrer Mutter zu sprechen und auf welche Weise der Geigenmacher versorgt werden solle, wenn sie davongefahren sei, aber der Mann trat diese Anbahnung jedesmal schnell aus wie eine rauchende Kohle, weil zu solchem Geschäft der Tag zu gut sei.

In diesem Spiel zwischen Fliehen und Sichnahen vergingen Stunden, bis einmal das Schönlein, da sie sich wieder zurückgebogen hatte, nicht mehr mit dem Köpfchen aus dem Schatten in den Lichtkreis herüber tauchte, ja, sich auch nicht bewegte, als er drohte, sie zur Strafe für die Muckerei nicht mehr Schönlein, sondern Schrecklein zu heißen. Sie blieb laut- und regungslos zurückgewandt und atmete statt aller Antwort nur schwer und beklommen. Bestürzt ergriff der Geigenmacher die Kerze und leuchtete über sie hin. Aber auch jetzt rührte sie sich noch nicht. Sie sah ihn nur aus blassem, ernsten Gesicht mit großen furchtsamen Augen an, und da er sie nach dem Grunde dieser plötzlichen Veränderung fragte, krümmte sie nur in einem Versuch zu lächeln mühsam die Lippen. Aus ihren Augen aber rannen unaufhaltsam stumme Tränen. Der Geigenmacher richtete sie behutsam auf und schalt sich ein über das andere Mal ein dummes Roß und einen blinden Tölpel. Denn das sei doch ganz klar, daß sie nach diesem wilden Tag todmüde vor Erschöpfung sei, und morgen solle gründlich über die Reise oder vielmehr über das gesprochen werden, was zu tun sei. Nun aber werde vorerst und zwar gründlich geschlafen.

Das Schönlein überwand die Gemütsbeklemmung über ihre schlimme Lage unter dem lustig-liebevollen Zuspruch schnell und machte sich daran, den Tisch abzuräumen, indes der Geigenmacher die Hütte verließ und bald zu Schönleins

Verwundern mit einer kleinen Leiter erschien, in die eine Ecke trat und mit einem kräftigen Stoß gegen die Decke eine mannsgroße Luke dort öffnete.

„Siehst Du, Kind," sagte er heiter, „da über uns ist der Himmel, besser der Heuhimmel. Sonst schläft bei Jagden der Förster da oben und hier unten liegt der Herr Graf. Nach diesem Tag, der mir Schimmer genug und sogar einen Engel beschert hat, gehöre ich in den Himmel und Du mußt mit dem Lager seiner Gnaden vorlieb nehmen." Trotz der langen und überzeugenden Rede wehrte sich das Schönlein gegen die Einteilung und kämpfte erst um einen Stuhl in der Küche, dann um das Heulager und drohte, da alles nichts half, endlich, in den Wald zu gehen und sich ins Moos zu legen. Aber noch während sie diese schreckhafte Absicht verkündete, kam ihr deren Unsinnigkeit zum Bewußtsein und sie brach, ohne zu Ende sprechen zu können, in ein lustiges Lachen aus.

Dann gaben sie sich die Hand und wünschten sich einander ‚Gute Nacht'. Der Geigenmacher setzte den Fuß auf die ersten Sprossen und wandte sich, in seinen Himmel zu steigen, aber das Schönlein ließ seine Hand nicht los und als er sie fragend ansah, sagte sie leise: „Wird mir auch nichts geschehn in Deiner Hütte, Geigenmacher?"

Da verfinsterte sich auf einen Augenblick die Stirn des Künstlers und er sah sie fest an. Dann drückte er ihr die Hand zum Zerbrechen und sagte vorwurfsvoll und beteuernd nur das eine Wort: „Mädchen!"

„Nein?" fragte sie noch einmal. „Nein, nein, nein! Genügt Dir das, oder soll ich's noch hundertmal sagen? — Nur eins bitt ich. Singe irgendein Lied, das Du kannst. Willst Du das, Schönlein?"

Sie gab keine Antwort, sondern schloß nur zur Einwilligung die Augen und lächelte so glücklich, daß ihr Gesicht aussah, als stehe es im Abendrot.

Der Geigenmacher stieg nach diesem Kuß des Schönleins in seine Seele leise die Leiter empor und schloß von oben die Luke. Aber doch nicht ganz. Einen kleinen Spalt ließ er auf, legte sich daneben in das Heu, drückte das Gesicht nahe an die kleine Öffnung und spähte in die Stube hinunter, um das Mädchen zu beobachten und sofort bei der Hand zu sein, wenn sie ja etwa, von ihrer jungfräulichen Furcht wieder gepackt, auf den Gedanken an Flucht verfallen sollte. Sie stand, nachdem das Knarren des Lukenschlusses droben verklungen war, regungslos am Fuße der Leiter und blickte angestrengt zu Boden, wie ein Mensch, der auf jeden Fall entschlossen ist, durch eine schnelle Entscheidung die Gefahr einer drohenden Situation abzuwenden. Dann riß sie den Kopf herauf und prüfte scharf die Beschaffenheit der geschlossenen Luke. Über ihr Gesicht ging ein jäher Schreck, weil sie vielleicht die kaum fingerbreite Öffnung bemerkt hatte, und er sah klopfenden Herzens, wie sie sich vorbog und katzenleise begann, die Leiter heraufzusteigen. Allein nach zwei Sprossen hielt sie inne, warf sich keck die Haare aus der Stirn, stieg ebenso unhörbar wieder zu Boden, stieß verächtlich mit dem Fuß den Leiterbaum an, ging an den Tisch und ließ sich ruhig auf den Stuhl sinken. Offenbar hatte sie den Entschluß gefaßt, wachend die Nacht auf dem Stuhl zu verbringen; denn sie saß gereckt und regungslos und blickte in den roten Lichtkreis der Kerzenflamme. Wahrscheinlich konnte das Herz des Schönleins unter der Wirkung seines gespannten Lauerns nicht zur Ruhe kommen und der Geigenmacher überlegte schon, wie es anzufangen sei, die Luke vollends geräuschlos zuzudrücken und sich

zurückzuziehen. Da erlosch plötzlich das Licht drunten. Der Stuhl wurde vorsichtig wohl zur Seite gestellt und er hörte, wie sie sich entkleidete.

Der Geigenmacher legte sich wohlig ins Heu zurück, schob die gekreuzten Arme unter den Kopf, sah über sich in die dichte Finsternis des engen Bodenraumes und wartete auf den Gesang des Schönleins. Lange hörte er nur das gleichmäßige schwache Brausen des einschlafenden Waldes, das Klingen des traumwandernden Baches, das Auffallen von Zapfen, den fernen weichen Eulenschrei und darauf das verschwindende Trappeln aufgescheuchten Großwildes. In unendlicher Höhe flog das kaum wahrzunehmende stählernde Sausen des sternennahen Windes. In dieser Musik des Himmels und der Erde, die ihm so oft erlösend und groß aus der Unruhe seines Tages in den Schlaf hinüber geholfen hatte, in dieser Musik begann sich eben wieder sein Bewußtsein aufzulösen. Im herankreisenden Traum war es ihm, als sei das Getön des Waldes erloschen und die Sterne sängen nur ganz allein ihr weltverlorenes, himmelsnahe Lied:

O sanctissima, o piissima sangen die Sterne, aber mit deutschen Worten:

O du Heilige, du jungfräuliche.

Das Lied der Sterne war unter und über ihm, überall im Weltraum, und es war das Lied seines lieben Gastes.

Der Geigenmacher küßte inbrünstig die Hand, mit der er den Leib des Mädchens heute umfaßt hatte, legte seinen Kopf darauf, flüsterte selig: „Mein liebes, liebes Schönlein" und war mit dem letzten Ton des Liedes auch entschlafen.

(Schluß folgt.)

Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege*)

Von

Graf Kuno von Klebelsberg
Königl. ungarischer Minister für Kultus und Unterricht

Im Oktober 1895 — also genau vor dreißig Jahren — war ein junger Ungar vor dem Rector Magnificus der Friederica Wilhelmina erschienen, um ehrfurchtsvoll um seine Aufnahme in die Alma mater zu bitten. Nun, nach dreißig Jahren ist dieser Ungar nach Berlin zurückgekehrt und steht heute an derselben Stelle, wo ihm der greise Gelehrte einstens die Hand gereicht. Bereichert mit fruchtbaren Kenntnissen verließ er seinerzeit dankerfüllten Herzens die deutsche Reichshauptstadt; heute bringt er nun seine Bewunderung für die Weite und Tiefe der deutschen Kultur und die Größe des deutschen Volkes dar, jenes gewaltigen Volkes, das sich vielleicht nie als so groß erwies, wie in den Schicksalsjahren nach Tilsit und Versailles. Vor drei Jahrzehnten brachte der Jüngling nur seine persönliche Hochachtung und Liebe für deutsches Wesen und deutsche Eigenart mit;

*) Rede gehalten am 21. Oktober 1925 in der Aula der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität.

heute darf der Mann in verantwortlicher Stellung im Namen Ungarns der edlen Leidensgefährtin, der großen deutschen Nation, die Gefühle inniger Anhänglichkeit und tiefempfundener Dankbarkeit verdolmetschen.

Einer überaus beehrenden Einladung Folge leistend bin ich mit einem doppelten Vorsatz nach Berlin gekommen: ich kam erstens, um die geistigen Bande, die Deutsche und Ungarn stets vereinigten, wenn möglich, noch fester zu knüpfen, zweitens um über die unentwegte Arbeit zu berichten, die wir in Ungarn nach dem Zusammenbruch zur Rettung der überlieferungsreichen ungarischen Kultur verrichtet haben.

Wenn die seit den Friedensschlüssen mit unleugbar vielem Wohlwollen gemachten Versuche zur Wiederherstellung der geistigen Zusammenarbeit der Völker nur zu recht bescheidenen und dem Aufwande an Kraft und Zeit kaum angemessenen Ergebnissen geführt haben, so liegt der Grund dafür doch hauptsächlich in dem Umstande, daß die Mitwirkung der deutschen wissenschaftlichen Welt und der unvergleichlichen deutschen Organisationskunst gefehlt hat. Ohne Deutschland ist eben eine Vertretung der menschlichen Gesamtkultur undenkbar und ohne die Mitarbeit Deutschlands können wissenschaftliche Unternehmungen, die die zielbewußte Zusammenfassung der Kräfte vieler erheischen, nur schwer zustande kommen. Wir Ungarn wollen und können der Beihilfe der mächtigen deutschen Bildung nicht entbehren und ich bin eben in die deutsche Reichshauptstadt gekommen, um durch die Errichtung einer bleibenden Kulturinstitution, eines Collegium Hungaricum, unserem geistigen Zusammenwirken eine organische, das heißt eine stetige und lebendige Form zu geben.

In dem Berichte über unseren kulturellen Wiederaufbau möchte ich es tunlichst vermeiden, auf Einzelheiten einzugehen, und möchte mich auf die Hauptgesichtspunkte beschränken, die uns in unserer entsagungvollen Rettungs- und Rekonstruktionsarbeit leiteten und leiten. Es gibt ohne Zweifel nur wenige Völker, bei denen die großen Geschehnisse der Vergangenheit Denken und Fühlen der Gegenwart in dem Maße beeinflußten, wie bei uns, und eben deshalb erscheint dem ausländischen Beobachter bei uns so manches als kaum verständlich, ja geradezu als rätselhaft. Aus diesem Grunde werde ich in meinen Ausführungen bestrebt sein, darzulegen, wie sehr unsere Kulturpolitik von heute durch die Hauptmomente einer tausendjährigen Geschichte, hauptsächlich durch die schweren Folgen der anderthalb Jahrhunderte währenden Türkenherrschaft und durch unsere vierhundertjährige Verbindung mit dem Staate Österreich bedingt ist. Ich verstehe unter Österreich selbstverständlich Altösterreich, namentlich das Österreich von Rudolf II. bis zum Vormärz, und betone nachdrücklich — um nicht mißverstanden zu werden —, daß all das, was ich über den slawisch stark durchsetzten Staatsapparat und die oft undeutsch eingestellte Staatskunst des alten Österreich ausführe, sich ganz und gar nicht auf unsere deutschösterreichischen Brüder bezieht, die wir auch zuletzt im Weltkriege in treuer Kameradschaft hochschätzen und lieben lernten. Dasselbe gilt auch bezüglich der uns heute und seit vielen Jahrzehnten befreundeten türkischen Nation, mit der wir im Weltkriege Schulter an Schulter kämpften und deren nationale Renaissance wir mit brüderlicher Sympathie beobachten. Es ist überflüssig besonders zu bemerken, daß ich im Laufe meines Vortrages Gelegenheit nehmen werde, darauf hinzuweisen, wie sehr wir in unserer Kulturpolitik, bei voller Wahrung unserer nationalen Eigenart, die großen deutschen Vorbilder vor Augen hielten.

Gleich in der entscheidenden Frage der Zentralisation oder Dezentralisation der Kultur folgen wir neuerdings dem im Laufe vieler Jahrhunderte historisch-organisch entwickelten deutschen System. Zwischen den Deutschen und den alten Griechen wurde wegen der Dezentralisation ihres staatlichen und geistigen Lebens oft ein Vergleich gezogen. Von den Gestaden des Schwarzen Meeres über die Küsten Joniens und die Inseln des Ägäischen Meeres, über das eigentliche Griechenland bis nach Sizilien und Unteritalien bestand eine lange und blühende Reihe von griechischen Kleinstaaten, unter denen es viele

hervorragende, zum Teil unvergleichliche Kulturzentren gab. Es ist geradezu bestechend und erfüllt den Beobachter mit Staunen, wie diesen wunderbaren griechischen Zuständen das System der deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten- und Kurfürstentümer, sowie der deutschen Reichs- und Hansastädte nicht nur äußerlich ähnelt, sondern auch wesensverwandt ist. Wenn wir aber die politische und geistige Kultur Italiens in den inhaltsreichsten drei Jahrhunderten seiner Geschichte, im Trecento, Quattrocento und Cinquecento betrachten, so überrascht uns eine vielleicht noch tiefere und beredtere Ähnlichkeit. Das Neapel der sich ablösenden Häuser Anjou und Aragon, das Rom der Renaissancepäpste, das Urbino der Montefeltre, das Rimini der Malatesta, das Florenz der Mediceer, das Mailand der Visconti und Sforza, das Parma der Farnese, das Ferrara der Este, das Mantua der Gonzaga, sowie die Stadtstaaten Pisa, Genua und Venedig können mit den großen deutschen fürstlichen Mäzenatengeschlechtern von dem Landgrafen Hermann von Thüringen bis zum Herzog Karl August von Weimar und darüber hinaus und mit den Städten Nürnberg, Augsburg, Frankfurt, Köln, Hamburg, Bremen usw. verglichen werden. Diese Übereinstimmungen sind aber meines Erachtens — wie ich schon betont habe — keine ungefähren, zufälligen Ähnlichkeiten, sondern mir will scheinen, daß die proëminenten, die klassischen Kulturvölker der Weltgeschichte — dies in historisch-periodischem, entwicklungsgeschichtlichem Sinne verstanden — in der Dezentralisation die ihrer Wesensart adäquate Form, das innere „Gesetz — um ein Goetheisches Wort zu gebrauchen — nach dem sie angetreten", zum Ausdruck bringen. Diesem inneren Triebe steht die bewußte Neigung des antiken Rom und des modernen Frankreich zur straffen, lückenlosen Organisation gegenüber, die nach Einheit und nach Überwindung des Individuellen strebt. Kaiser Augustus und seine Nachfolger, Ludwig XI., Kardinal Richelieu, Ludwig XIV. und die beiden Bonaparte sind die hauptsächlichsten Vertreter dieses römisch-gallischen Systems.

Wie lagen die Verhältnisse in dieser Beziehung in Ungarn? Die Könige von Ungarn residierten während der letzten vier Jahrhunderte außerhalb des Landes und so fehlte der Hof und fehlte die Hauptstadt, die der befruchtende und zusammenfassende Mittelpunkt einer geistigen und gesellschaftlichen Kristallisation hätten werden können. Die zentralistische Bureaukratie des alten Österreich verfolgte mit zäher Konsequenz das Ziel, aus Wien eine Reichshauptstadt, also auch eine Hauptstadt für Ungarn zu machen; es ist aber bei dem Selbst- und Selbständigkeitsgefühl der ungarischen Nation selbstverständlich, daß diese sich aus allen Kräften dagegen wehrte. Unter solchen Umständen, bei dem völligen Mangel einer Kulturpflege von oben mußten die drei historischen Kirchen Ungarns, die katholische, reformierte und evangelische Kirche, die Organisierung des nationalen Schulwesens, als des Fundaments der nationalen Bildung, selbständig und selbsttätig in die Hand nehmen. Die drei Kirchen waren es, die die Volks-, Mittel- und Hochschulen in Ungarn gründeten und all die Jahrhunderte hindurch aus eigener Kraft erhielten und weiterentwickelten. So entstanden in Tyrnau, Preßburg, Ödenburg, Fünfkirchen, Pápa, Erlau, Sárospatak, Eperies, Debrezin, Nagyenyed konfessionell fundierte, aber im Dienste der nationalen Kultur wirkende Kulturzentren. Als dann im Jahre 1867 Franz Joseph I. und Franz v. Deák den Ausgleich zustande brachten und Ungarn wieder die Möglichkeit gegeben ward, seine inneren Angelegenheiten frei zu regeln, wurde vor allem die Budapester Universität, eine verstaatlichte Gründung des Kardinals Peter Pázmány, des größten ungarischen Kirchenfürsten im 17. Jahrhundert, unter Aufwendung von bedeutenden Mitteln in großzügiger Weise und modernem Sinne um- und ausgebaut. Aber man ging noch weiter, und zwar nicht nur in der Großzügigkeit, sondern auch in der Großherzigkeit: für Siebenbürgen wurde in Klausenburg, für Kroatien in Agram eine eigene, neue Universität errichtet. Das eigentliche Ungarn ohne seine sogenannten Nebenländer besaß also nur eine Universität, neben welcher die alten konfessionellen Hochschulen, die sogenannten Akademien und Lyzeen, nicht mehr recht

gedeihen konnten und nach und nach verdorren mußten. Inzwischen entwickelte sich die Hauptstadt Budapest, in der allmählich das gesamte politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben Ungarns zentralisiert wurde, in raschestem Tempo und wurde sozusagen über Nacht eine Millionenstadt, — leider auf Kosten der zum Teil traditionenreicheren, altehrwürdigen Provinzstädte. Fast das ganze Geistesleben des Landes pulsierte bereits in der Hauptstadt und man war darüber bis kurz vor dem Weltkriege aufs höchste erfreut. Erst am Anfang der zehner Jahre unseres Jahrhunderts begann in unseren Köpfen die Einsicht zu dämmern, daß wir einen falschen Weg eingeschlagen und eine überaus schädliche Richtung befolgt haben. In richtiger Erkenntnis dieses Irrtums wurde im Jahre 1912 die Errichtung zweier neuen Universitäten, und zwar in Preßburg und in Debrezin beschlossen, und beide wurden unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen während des Weltkrieges halb und halb eingerichtet und ihrer Bestimmung übergeben. Der ungeheuerliche Friede von Trianon hat uns die Universitätsstädte Preßburg und Klausenburg entrissen und so standen wir nach dem tragischen Zusammenbruch mit zwei mittel- und obdachlos gewordenen und mit der noch unfertigen Debreziner Universität da. Die entscheidend wichtige Frage mußte wieder aufgeworfen und beantwortet werden, ob wir, die Provinzuniversitäten abbauend, uns mit der Budapester Universität begnügen oder aber mit einem heroischen Kraftaufwand verhindern wollen, daß der militärischen Entwaffnung des ungarischen Staats die kulturelle Abrüstung der ungarischen Rasse folge.

Im Wettkampfe auf dem Gebiete der Kultur ist eine Universität einem Dreadnought vergleichbar, und wir wollten und durften so große Einheiten nicht verlieren. Bei unserem Entschluß, alle drei Provinzuniversitäten aufrechtzuerhalten, bildete aber einen der Hauptgründe der Vorsatz, mit dem System der kulturellen Zentralisation endgültig zu brechen und auf dem Wege der Dezentralisation mit Mut und Festigkeit fortzuschreiten. Die ehemalige Preßburger Universität wurde in Fünfkirchen, die frühere Klausenburger in Szegedin untergebracht, so daß wir heute in Rumpfungarn — die Debreziner und Budapester Universitäten mitinbegriffen — über vier Universitäten verfügen. Hohe Gerichtshöfe und Staatsämter, Mittelschulen und Spitäler räumten freiwillig ihre Gebäude, Provinzstädte brachten große materielle Opfer, zahlreiche Gaben von Privaten liefen ein, um für die geflüchteten Universitäten ein neues, wenn auch bescheidenes Heim zu schaffen. Eine der schönsten Erinnerungen meines politischen Lebens aber ist die ergreifende Szene, als ein einfacher Bauernabgeordneter, ein schlichter Sohn des ungarischen Tieflandes, vor mich hintrat und im Namen der kleinen Landwirte sich gegen das Gerücht verwahrte, als ob auch nur ein einziger aus ihren Reihen sich weigern würde, zur Rettung und Erhaltung der geflüchteten Universitäten seinen Tribut mit patriotischer Opferwilligkeit beizutragen. Dieser Fall zeigt symbolisch, wo die Wurzeln der Kraft Ungarns verborgen sind und wo der Jungbrunnen rauscht, aus dem unser nationales Leben immer wieder Jugend und Gesundheit schöpft. Drei Provinzstädte: Debrezin, Fünfkirchen und Szegedin, sind auf diese Weise zu Universitätsstädten geworden und es ist uns eine große Genugtuung und eine hohe Freude, zu sehen, wie an allen drei Orten Universität und Stadt zusammenwirken, um neue Bildungszentren für ganze Landesteile zu schaffen. Wie lebens- und entwicklungsfähig übrigens diese Universitäten sind, beweisen die Zahlen mit einer zwingenden Deutlichkeit: neben der Budapester Universität mit ihren 5808 Hörern waren im abgelaufenen Schuljahr an der Debreziner Universität 894, an der Fünfkirchner 1200 und an der Szegediner 1090 Hörer immatrikuliert. Die Gegenwart ist also in vollem Maße zufriedenstellend, um so mehr, da sie eine schöne und ertragreiche Zukunft verspricht.

Die soeben erörterte Frage, ob die Kultur einer Nation am zweckmäßigsten nach dem Prinzip der Zentralisation oder der Dezentralisation organisiert werden kann, wird an Wichtigkeit und Kompliziertheit von einer anderen Frage noch überragt, nämlich

von der schwierigen Frage, ob wahrer, unverfälschter Parlamentarismus und eine kontinuierliche, zielstrebige Kulturpolitik vereinbare politische Begriffe sind? Die Wechselwirtschaft der Parteien in der Leitung des Staatswesens gehört geradezu zum Wesen des parlamentarischen Systems, aus dem mit Notwendigkeit erfolgt, daß die aus den jeweiligen Mehrheiten gebildeten Ministerien sich von Zeit zu Zeit in der Regierung ablösen. In der klassischen Zeit des englischen Parlamentarismus wechselten Torys und Wights mit einer gewissen Regelmäßigkeit ab, eine Erscheinung, die an und für sich nicht unbedingt von üblen Folgen sein muß. Ein solcher Wechsel entspricht im großen und ganzen der menschlichen Natur, die des Bestehenden nur allzu rasch und allzu leicht überdrüssig wird und immer wieder geneigt ist anzunehmen, daß eine Besserung der Zustände nur durch eine Änderung des herrschenden Systems und einen Wechsel der führenden Persönlichkeiten herbeigeführt werden könne. Im Großbritannien des 18. und 19. Jahrhunderts, das dem kontinentalen Parlamentarismus als Vorbild diente, haben sich die Schäden eines öfteren Wechsels im leitenden Staatsapparat kaum gezeigt, da bei der weitgehenden Selbstbeschränkung der englischen Staatsmacht hauptsächlich Fragen der äußeren Politik und ökonomische Probleme, wie Steuerwesen und Zollpolitik, zu entscheiden waren, also Gebiete berührt wurden, auf denen sich die Situationen und Konjunkturen rasch ändern. Es ist ja auch klar, daß die außerordentliche Empfindlichkeit des parlamentarischen Systems der großen Beweglichkeit dieser politischen Materien vollkommen entspricht. Die innere Verwaltung im kontinentalen, also im weitesten Sinne des Wortes, war aber und ist teilweise auch heute noch in England Selbstverwaltungskörpern, Vereinen, ja sogar Einzelpersonen überlassen und wurde daher von dem Wechsel der Parteien und Ministerien kaum jemals in Mitleidenschaft gezogen. Es bleibt noch abzuwarten, wie sich der Parlamentarismus bei einer fortgesetzten Ausdehnung des staatlichen Wirkungskreises auf weitere innerpolitische Gebiete, bei zunehmenden Verstaatlichungen von Betrieben in seinem eigenen Stammlande bewähren wird.

Im Gegensatze zur Agilität und Elastizität der Außen- und Wirtschaftspolitik wünscht die Kulturpolitik eine gewisse Unabhängigkeit von den Wechselfällen des Augenblicks. Sie kann einem langläufigen Wechsel verglichen werden und ihr Wesen ist hauptsächlich dadurch determiniert, daß sie immer für die künftige Generation arbeitet. Die Dauer des Schulbesuches beläuft sich, wenn wir uns einen akademischen Bildungsgang vor Augen halten, auf 16 bis 17 Jahre; dabei ist zu beachten, daß dieser lange Bildungsweg bei aller Verschiedenheit der aufeinander folgenden Schulgattungen doch ein planmäßig aufgebautes, innerlich zusammenhängendes Ganze darstellen muß. Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen häufigere Änderungen an den Schulgattungen und Lehrplänen arge Störungen und Hemmungen verursachen müssen. Die Beschränkung im Unterrichte eines Faches, z. B. der Humaniora, erregt bei der betreffenden Gruppe der Oberlehrer eine lähmende Unsicherheit und schwere Berufssorgen. Die Langfristigkeit der Kulturpolitik wird auch durch den Umstand zur Notwendigkeit, daß die Reform einer Schulgattung durch eine entsprechende Umgestaltung der Lehrerbildung vorbereitet werden muß, da ansonst die Gefahr droht, daß die Reform vom Papier des Lehrplans nicht ins Leben umgesetzt werden kann, weil die zur Verwirklichung nötigen Lehrkräfte nicht zur Verfügung stehen. Mit einem Worte: die Schule braucht, um gedeihen zu können, Ständigkeit und Ruhe. Indem ich dies betone, liegt mir selbstverständlich vollkommen fern, einem pädagogischen Konservativismus oder gar Quietismus das Wort reden zu wollen. Reformen sind notwendig und unausweichlich, aber nur wohldurchdachte und auf lange Sicht geprüfte Reformen, die nicht bald nach ihrer Einführung wieder abgeändert werden müssen.

Im Ungarn der Vorkriegszeit herrschte zwar prinzipiell das parlamentarische System, aber das Beharrungsvermögen weiland Seiner Majestät König Franz Josefs sicherte in der Führung der Staatsgeschäfte eine große Beständigkeit. Von den fünfzig

Jahren seit dem 67 er Ausgleich bis zum Zusammenbruch entfällt bezeichnenderweise mehr als die Hälfte auf die Amtsführung zweier ungarischer Kultusminister, nämlich der Herren v. Trefort und v. Wlassics. Heute haben wir in Ungarn den vollen und unverfälschten Parlamentarismus und es ist unsere Pflicht, den großen Vorteil, den der Parlamentarismus bietet, nämlich den steten und innigen Kontakt mit der öffentlichen Meinung, mit dem warm pulsierenden realen Leben auch für unsere Kulturpolitik fruchtbar zu machen; dabei müssen wir aber auch bestrebt sein, die Schule vor dem Einbruch der Parteipolitik und vor allzu vielem Rütteln durch Tagesstimmungen und Schlagwörter zu bewahren. Was für Mittel stehen uns zur Verfügung, um den angedeuteten Gefahren auszuweichen und das vorgesteckte Ziel zu erreichen?

Zuerst und vor allem geht unser Bestreben dahin, in unserer Kulturpolitik einen allgemeinen nationalen Standpunkt einzunehmen; wir befleißigen uns einer apolitischen Amtsführung, d. h.: wir trachten das Kulturressort zu entpolitisieren. Zu welchen verwirrenden Folgen ein entgegengesetztes Vorgehen führen kann, zeigt eben unser eigenes Beispiel. Die innere Politik Ungarns verfolgte eine sich liberal nennende, in Wirklichkeit aber freikonservative Richtung, deren hauptsächliche Repräsentanten die beiden Tißa: Vater und Sohn, waren. Der Umsturz brachte dann den Radikalismus, bald darauf den Sozialismus, der alsbald in Kommunismus umschlug, worauf die in ihrem Innersten aufgewühlte Nation mit einem gegenrevolutionären System antwortete. Jedes Regime hatte natürlich seinen eigenen Kultusminister, der von dem Lehrpersonal die Vertretung seiner eigenen Ideologie, die Verkündung seiner eigenen Weltanschauung forderte, was gerade für den charakterfesten Teil unseres Lehrpersonals am unerträglichsten war. Seitdem ich vor dreieinhalb Jahren das Kultusressort übernommen habe, war es mein Hauptbestreben, alle Parteipolitik aus dem Hause des Unterrichtsministeriums zu verbannen und der Lehrerschaft ihre innere Ruhe und berufliche Sicherheit wiederzugeben.

Ob das Kultusministerium von seinem jeweiligen Leiter als ein apolitisches Ressort verwaltet wird, hängt ganz vom Temperament, der Impulsivität, kurz: von der Individualität des betreffenden Ministers ab. Dies aber ist etwas Zufälliges und eben darum muß außer den persönlichen auch nach objektiven, organisatorischen Garantien gesucht werden, um der Gefahr möglichst vorzubeugen, daß die Kulturpolitik von dem Wechselspiel der Parteien hin- und hergezerrt werde. Wenn wir schon das parlamentarische System von England entlehnt haben, so müssen wir es eben in seiner Gänze, als eine organische Einheit übernehmen. Wir dürfen also bei seinem verfassungsrechtlichen Teile nicht stehen bleiben, sondern müssen auch auf verwaltungsrechtlichem Gebiete jene Methode der Autonomien, der Selbstverwaltungen annehmen und einführen, die Ihr Gneist so meisterhaft geschildert hat. Es ist etwas sehr Bedenkliches, den englischen Parlamentarismus mit dem Napoleonischen Zentralismus und Bureaukratismus verschmelzen zu wollen. Hingegen entspricht es sehr dem altungarischen Rechtsbewußtsein, Autonomien als Gegengewicht gegenüber der Übermacht der Zentralbehörden einzusetzen. Im Laufe der letzten vier Jahrhunderte mußte sich die ungarische Nation gegen die Tendenzen des angestrebten Gesamtreichs ständig zur Wehr setzen und da die Zentralbehörden dem Drucke von seiten Österreichs zu sehr ausgesetzt waren und sich als wenig widerstandsfähig erwiesen, so trachtete die Nation, den Wirkungsbereich dieser Zentralbehörden durch Stärkung der autonomen Körperschaften, hauptsächlich der Munizipien, der Komitate, möglichst einzuschränken. Von den erwähnten theoretischen Erwägungen und von solchen nationalen Traditionen geleitet haben wir besonders auf dem Gebiete der höheren Kultur neue Autonomien geschaffen und die bereits bestehenden mit neuen Garantien umgeben.

Die meisten großen wissenschaftlichen Akademien des Westens sind vom Staate gegründete, privilegierte und subventionierte Körperschaften von Gelehrten zur Förderung der nationalen Sprache und Wissenschaft; die Ungarische Akademie der Wissenschaften

hingegen ist eine in ihrer Entstehung und ihrem Wesen gesellschaftliche Stiftung, die ihr Dasein lediglich der nationalen Opferwilligkeit verdankt. Solange die Gemeinsamkeit mit Österreich bestand, wurde zur Sicherung der vollen Unabhängigkeit dieses Hauptorgans und Mittelpunktes der ungarischen Bildung jede ständige Staatshilfe grundsätzlich abgelehnt. In der auf den Zusammenbruch gefolgten Inflationszeit hat sich auch das Vermögen der Akademie, das in staatlichen Renten und Pfandbriefen angelegt war, vollkommen entwertet, so daß sie ihre Tätigkeit einschränken und ihre Publikationen einstellen mußte. Da sprang der Staat bei: der Personaletat der Akademie wurde übernommen und eine regelmäßige, jährliche Subvention gewährt, so aber, daß die völlige Unabhängigkeit der Akademie der Regierung gegenüber gesetzlich gewährleistet und bei etwaigen Differenzen zur Hintanhaltung machtpolitischer Übergriffe der Klageweg bei dem Obersten Verwaltungsgerichtshof eröffnet wurde.

Wir schlugen diesen Weg zur Sicherung der autonomen Kulturtätigkeit auch auf anderen Gebieten ein. Die großen öffentlichen Sammlungen wurden in einer Körperschaft vereinigt, die mit weitgehenden Selbstverwaltungsrechten ausgerüstet ist. (Wir nennen diese in einer juristischen Persönlichkeit vereinigte Gesamtheit unserer großen Landesmuseen, Archive und Bibliotheken die „Universität der öffentlichen Sammlungen".) Es schwebt uns dabei ein doppeltes Ziel vor Augen. Wir wollten einerseits die Möglichkeit des Eindringens der Parteipolitik in die Regionen der hohen Kultur von vornherein ausschließen, andererseits aber den wissenschaftlichen Geist in diesen Instituten neubeleben und stärken. Große Nationen können und werden auf diesem Gebiete spezialisieren und neben Universitäten und Museen gesonderte Forschungsinstitute errichten. Die kleinen Völker müssen mit ihren Mitteln haushalten und von ihren öffentlichen Sammlungen verlangen, daß sie bis zu einem gewissen Grade auch die Aufgaben der Forschungsinstitute übernehmen. Die Entwicklung der Universitäten und wissenschaftlichen Akademien lehrt uns, daß die klassische Form der Verwaltung der hohen Kultur nicht die bureaukratische, sondern die autonome ist, was natürlich nicht ausschließt, daß starke Persönlichkeiten auch innerhalb der gegebenen Schranken einen befruchtenden Einfluß auszuüben vermögen. Die neugeschaffene Organisation brachte auch so manche technische Vorteile mit sich. Das Personal der einzelnen Sammlungen hatte wenig zahlreiche Stände, wir vereinigten sie also in einen einzigen Status von 90 wissenschaftlichen Beamten, wodurch wir ihnen ein regelmäßiges Avancement sicherten. Trotz des allgemeinen Personalabbaues haben wir diesen relativ hohen Stand aufrechterhalten, weil wir mit diesen Stellen zugleich den Zweck verfolgen, einer Reihe von jungen Spezialforschern eine entsprechende materielle Existenz zu bieten. Bei einer kleinen Nation kann verhältnismäßig wenig der individuellen Initiative und den gesellschaftlichen Kräften überlassen werden; der wissenschaftliche Nachwuchs muß planmäßig und auf organisatorischem Wege sichergestellt werden. Darum haben wir die Auswahl der wissenschaftlichen Sukkreszenz der Universität der öffentlichen Sammlungen überlassen, deren Kandidierungssenat zur Hälfte aus den Direktoren der betreffenden Sammlungen, zur Hälfte aber aus den Universitätsprofessoren der einschlägigen Fächer gebildet ist. Bei dieser organisatorischen Reform sind wir von dem Grundsatze ausgegangen, daß der Hochschullehrer in die Lage versetzt werden muß, seine auserlesenen Schüler, die besten Talente seines Seminars oder Laboratoriums, in deren Seele das heilige Feuer des Forscherdranges flammt, in wissenschaftlich anregenden Stellungen unterbringen zu können. Dieses System der Erziehung des Nachwuchses wird erst seit drei Jahren befolgt, aber auch in dieser kurzen Zeitspanne ist es uns gelungen, aus den Absolventen unserer Universitäten die besten Köpfe auszuwählen, so daß ein jugendlich frischer, arbeitsfreudiger Geist unsere großen Sammlungen erfüllt. Und fehlen uns auch, leider, die Mittel zu neuen, ausgiebigen Ankäufen und zu bedeutenderen Neuerwerbungen für unsere Sammlungen, so finden wir in der lebenswarmen und reinen Begeisterung des Personals für Wissenschaft und Forschung reichlich Entschädigung.

Auch für die leitenden Stellungen steht dem Senate der Universität der öffentlichen Sammlungen das Recht der Kandidierung zu und die auf diese Weise, nämlich durch die zukünftigen Kollegen getroffene Auswahl hat sich ebenso bewährt, wie die allgemein gebräuchlichen Berufungen der Professoren an den Universitäten.

Neben diesem neuen, aus den großen öffentlichen Sammlungen gebildeten Selbstverwaltungskörper bestehen zwei andere, althergebrachte Autonomien: diejenige unserer Universitäten und die unserer Kirchen. Die ungarischen Universitäten sind nach deutschem Muster eingerichtet, mit je einem aus der Reihe der Professoren gewählten Rektor an ihrer Spitze. Unsere großen, historischen Kirchen sind die hauptsächlichsten Schulerhalter, und zwar in dem Maße, daß von den 17 415 Volksschulklassen 6221 katholisch, 2422 reformiert und 727 evangelisch sind. Laicierungs- und Verstaatlichungsbestrebungen sind um die Jahrhundertwende auch bei uns aufgetaucht und das Ergebnis dieser Tendenz sind die 4197 Staats- und die 3033 Gemeindeschulklassen, über die wir in Ungarn verfügen. Die Vertreter dieser Tendenz rekrutieren sich aus einem engeren Kreise von Pädagogen und Bureaukraten, sie vermochten aber die Zustimmung der bei uns ausschlaggebenden ländlichen Bevölkerung und der Mehrzahl der Intelligenz nicht zu gewinnen. Nicht etwa Erwägungen theoretischer, prinzipieller Art, sondern ganz spezifisch ungarische Motive bestimmten hier die allgemeine Richtung zugunsten der Kirchen. Gegenüber dem zentralistischen Druck des alten Österreich vertraten und verfochten die konfessionellen Schulen die Idee des nationalen Unterrichts in der Muttersprache, sie sind daher die Träger einer großen patriotischen Tradition. Die Vermögen der Kirchen und der Opfersinn der Gläubigen entlasten den Staat, beziehungsweise die Gemeinden recht bedeutend, indem ein beträchtlicher Teil der Erhaltungskosten der Schulen von ihnen getragen wird. Irgendeine Gefahr droht dem Staate von dieser Seite nicht, denn schließlich sind die maßgebenden Persönlichkeiten der ungarischen Kirchen seit anderthalb Jahrhunderten gegenseitig von einer so friedfertigen Gesinnung erfüllt, daß die konfessionelle Gliederung unseres Schulwesens keinen konfessionellen Hader, nicht einmal eine konfessionelle Einseitigkeit nach sich zieht.

In weiterer Verfolgung des Selbstverwaltungsgedankens und der Dezentralisation sind wir eben im Begriffe, die Unterrichtsverwaltung in vier Kulturprovinzen aufzuteilen, und zwar unter der Leitung je eines auf Vorschlag des Kultusministers von dem Reichsverweser zu ernennenden Präsidenten mit dem Sitz in den Residenzen unserer vier Universitäten und mit Einbeziehung der philosophischen Fakultät der betreffenden Universität und der Direktoren der höheren Schulen der betreffenden Kulturprovinz. Diesem Gremium gedenken wir das Kandidierungsrecht bei der Ernennung der Oberlehrer und bei Ernennungen in der Unterrichtsverwaltung zu übertragen und es auch mit anderen weitgehenden Befugnissen im Bereiche der mittleren und der Volksschulen auszustatten. Es werden ihm in dieser Weise Agenden übertragen, die heute die Zentralstelle mit ihrer tausendfältigen Last fast erdrücken und den Minister und die leitenden Beamten verhindern, ihre Arbeitskraft ganz und voll den großen pädagogischen und organisatorischen Fragen zu widmen.

Wenn wir das Prinzip der Selbstverwaltung in der ungarischen Kulturpolitik in der oben geschilderten Weise zu verwirklichen suchen, so stehen wir doch fest auf dem Standpunkte, daß die Initiative ungeschmälert dem Minister zusteht und daß die großen Linien seiner Kulturpolitik von verfassungsrechtlich unverantwortlichen Elementen nicht durchkreuzt oder paralysiert werden dürfen. Montesquieu sagt in seiner klassischen Lehre von der Teilung der Gewalten treffend und tiefsinnig, daß die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt sich gegenseitig die Wage halten muß. Ähnliches gilt für die Unterrichtsverwaltung bezüglich der Führung und des Aufsichtsrechtes des Ministers einerseits und für die Kompetenzen der Selbstverwaltungskörper andererseits. Für den Minister ist es allerdings oft recht unbequem, sich mit den verschiedenen Kollegien und

ihren oft allzu einseitigen Fachleitern abzuquälen. Der zielbewußte Wille eines tatkräftigen Ministers wird sich aber, wenn er von der Zustimmung der öffentlichen Meinung unterstützt wird, unbedingt durchsetzen; es wird aber auf diese Weise unmöglich gemacht, daß bei jedem Wechsel in der Zusammenstellung der herrschenden Parteikoalitionen und bei den dadurch verursachten Ministerrevirements eine plötzliche und unvermittelte Änderung in den Hauptgrundsätzen der Kulturpolitik eintritt, daß der Nachfolger das Werk seines Vorgängers zerstört und so das Schulwesen erschüttert und zerrüttet.

Der kostspieligste Teil der Kulturpolitik ist zweifellos die Kunstpflege; wahrlich, eine harte Aufgabe für einen mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfenden Staat und eine durch Krieg und Revolutionen verarmte Gesellschaft. Die Erhaltung der Hauptpfeiler der nationalen Kunst in Ungarn, nämlich des Nationaltheaters, der königlichen Oper, der Musikakademie und der Hochschule für bildende Künste konnte glücklicherweise gesichert werden. Daneben sind wir aber auch bestrebt, bei der Aufführung größerer öffentlicher Bauten die künstlerische Ausschmückung nicht zu vernachlässigen, um auf diesem Wege Bildhauern und Malern Gelegenheit zu künstlerischer Betätigung zu bieten. Unser Museum der schönen Künste wird bei seinen Ankäufen ständig von den Interessen der heimischen Kunst geleitet, aber wir tragen auch dafür Sorge, daß sowohl bei diesen Ankäufen, als auch bei der Besetzung der Lehrstühle an der Hochschule für bildende Künste nicht etwa eine einseitige Kunstauffassung sich breit mache, sondern sind bestrebt, jeder lebens- und entwicklungsfähigen Richtung gerecht zu werden.

Eine weitere wichtige, geradezu eine Schicksalsfrage der ungarischen Kulturpolitik bildet die Erwägung, ob wir unsere Verbindungen mit den großen westlichen Kulturen weiterhin pflegen, ja sogar vermehren und stärken oder ob wir uns vor fremden Beeinflussungen mehr und mehr verschließen sollen. Weniger zahlreiche und minder bemittelte Nationen können sich eine kulturelle Autarchie nur schwer erkämpfen und noch schwerer erhalten. Sie müssen einerseits ihre nationale Eigenart schützen, andererseits die geistige Isolierung zu vermeiden suchen. Als Stefan der Heilige um die erste Jahrtausendwende die schicksalsschwere Aufgabe übernahm, den ungarischen Staat und in ihm die ungarische Kirche zu gründen, stand er vor verschiedenen Möglichkeiten. Er konnte bei Aufrechterhaltung des Heidentums den asiatischen Charakter des Ungartums wahren und dem neuen Staate diesen Stempel aufdrücken; er konnte sich der christlichen Kirche Ost-Roms anschließen, die uns in das orthodoxe Staatensystem des östlichen Europa eingefügt hätte; er konnte schließlich sein Volk der weströmischen Kirche zuführen, die damals die höchste und allgemeinste Vertreterin der abendländischen Gesittung war. Stefan der Heilige hat den letzteren Weg eingeschlagen und so sich und sein Volk gleich bei der Gründung des ungarischen Staatswesens der westlichen Orientierung verschrieben. Er und seine Nachfolger aus dem Hause der Árpáden haben die großen Orden des Mittelalters: die Benediktiner, Prämonstratenser, Cistercienser, Franziskaner und Dominikaner nach Ungarn verpflanzt, die die Träger der damaligen europäischen Bildung und Wissenschaft waren. Nach dem Erlöschen der Árpáden-Dynastie brachte das Geschlecht der Anjous, ein Nebenzweig des französischen Königshauses, die französisch-normannisch-süditalienische Kultur des Trecento aus Neapel zu uns nach Ungarn. König Ludwig I. aus diesem Hause gründete eine Universität in Fünfkirchen, wobei ihm die Universität von Neapel als Muster vorgeschwebt haben dürfte. Diese frühen Bande, die uns mit der italienischen Kultur verknüpften, wurden dann während der Herrschaft der nationalen Dynastie der Hunyadi noch verstärkt. Matthias Corvinus, der eine Tochter Fenantes von Aragon, Königs von Neapel heimführte, war einer der ersten transalpinischen Gönner und Förderer der Künstler der Frührenaissance. Von den deutschen Universitäten brachten im 16. Jahrhundert die ungarländischen Studenten den Protestantismus in ihre Heimat; ein Jahrhundert später entrollte Kardinal Pázmány die Fahne der Gegenreformation, die Fürsten Siebenbürgens aber suchten politische und kulturelle Verbindungen mit den

protestantischen Mächten des Nordens. Unter Maria Theresia wurden die ungarischen Adelsgeschlechter vom Geiste des Rokoko erobert, die französische Aufklärung aber belebte die ungarische Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Durch die blutigen Übertreibungen der Französischen Revolution abgeschreckt, wendete sich der Kulturtrieb der ungarischen Nation dem deutschen Idealismus zu. Die Einwirkung des deutschen Klassizismus und der deutschen Romantik war eine gewaltige und bot tiefe und fruchtbare Anregungen.

Diese flüchtige Skizze der ungarischen Geistesgeschichte beweist, wie eifrig die ungarische Nation im Laufe ihrer tausendjährigen Geschichte bemüht war, die großen geistigen Strömungen Europas in sich aufzunehmen und innerlich zu verarbeiten. Die orientalisch-orthodoxen Staaten im weiteren Südosten haben diese Epochen europäischer Geschichte nicht miterlebt; die südöstlichen Grenzen Ungarns waren zugleich die Grenzen der europäischen Kultur. Nur in den letzten vier Jahrhunderten sind bei uns schwere Störungen eingetreten. Die zivile und militärische Bureaukratie des alten Österreich wollte politische Alchimie treiben und war mit geradezu erschreckender Konsequenz bestrebt, die ungarische Nation in das Habsburgische Gesamtreich einzuschmelzen. Gegen diesen Vernichtungswillen reagierte der Selbsterhaltungstrieb der ungarischen Nation geradezu physiologisch; das früher so zugängliche ungarische Volk schloß sich ab und lebte sich nach innen aus. Der Zusammenbruch nach dem Weltkriege, nächst der Niederlage durch die Türken bei Mohács im Jahre 1526 die größte Katastrophe Ungarns, brachte uns die staatliche Unabhängigkeit, die allerdings mehr in der Theorie als in der Wirklichkeit besteht, da wir inmitten stark bewaffneter Nachbarn vollkommen entwaffnet dastehen. Auf kulturellem Gebiete sind wir aber tatsächlich unabhängig und diese Unabhängigkeit wollen wir voll ausnützen, um uns noch inniger in die westliche Kultur einzuschalten.

Eine der wichtigsten Maßnahmen zur Verwirklichung dieses westlich orientierten Kulturprogramms erblicken wir in der Errichtung des ungarischen Kollegs in Dahlem, das als ein kultureller Brückenkopf gedacht ist. Dieses Institut soll hauptsächlich zwei Ziele verfolgen: erstens soll es ein Internat für angehende Germanisten, für zukünftige Oberlehrer der deutschen Sprache und Literatur an unseren höheren Schulen sein, die in Hinkunft ihre akademischen Studien an deutschen Universitäten vollenden werden; zweitens aber soll es als Heimstätte für jene jüngeren ungarischen Forscher und Gelehrten dienen, die zu den deutschen wissenschaftlichen Instituten in hochherziger Weise zugelassen werden. Forschungsinstitute haben wir auch in Rom und in Wien errichtet und es gereicht uns zur ganz besonderen Ehre und Freude, daß unser Wiener Historisches Institut auch von reichsdeutschen Historikern ständig besucht wird, wo für sie drei Zimmer eingerichtet sind. Wie wir ferner mit meinem hochverehrten Freunde, Exzellenz v. Schmidt-Ott, verabredet haben, werden deutschen Naturforschern auch auf unserer biologischen Station am Plattensee Zimmer und Tisch zur Verfügung stehen.

Die unerläßliche Voraussetzung für ernste und erfolgreiche ausländische Studien ist natürlich die Kenntnis der betreffenden modernen Sprachen. Es bildet für die höheren und mittleren Schulen der kleinen Völker die größte Schwierigkeit, daß sie mit einer modernen Sprache mehr belastet werden müssen, als die entsprechenden Schulen der großen Westvölker. Hat der Deutsche, der Engländer, Italiener, Spanier oder Franzose sich seine eigene Muttersprache angeeignet, so beherrscht er zugleich eine Weltsprache. Wir Ungarn hingegen stehen mit unserer schönen Sprache vereinsamt da. Die ungarische Sprache ist obendrein noch eine turanische, die in ihrer Struktur und ihrem Wortschatz von den indogermanischen Sprachen ganz wesentlich abweicht. Wir können der griechischen lateinischen, deutschen Grammatik keine analogen Formen und Fügungen gegenüberstellen, weshalb denn auch die Erlernung einer westlichen Sprache dem ungarischen Kinde unverhältnismäßig größere Schwierigkeiten bereitet als z. B. dem deutschen.

Dies und vieles andere mußten wir in Betracht ziehen, als wir im vorigen Jahre

unser höheres Schulwesen einer einschneidenden Reform unterzogen. Das Wesen dieser Reform besteht darin, daß wir nach preußischem Vorbilde zwischen das humanistische Gymnasium und die moderne Realschule als dritte Schulgattung — leider allzu spät — das Realgymnasium einfügten. Das Realgymnasium soll nicht etwa ein Mittelding, ein Kompromiß zwischen Gymnasium und Realschule darstellen, sondern ist als etwas Selbständiges und Eigenartiges gedacht, mit eigenem, nämlich mit dem modernen Bildungsideal. Im Mittelpunkt des Unterrichts des Realgymnasiums stehen zwei moderne Sprachen, deren eine stets die deutsche ist; Latein wurde natürlich beibehalten. Gelegentlich der parlamentarischen Verhandlung des bezüglichen Gesetzentwurfes, die noch vor der Außerkraftsetzung des Léon Bérardschen französischen Mittelschulplanes stattfand, wurden Stimmen laut, die forderten, daß wir auf das französische System mit seinem gemeinsamen Unterbau und den Furkationen in den höheren Klassen übergehen sollen. Die weitaus überwiegende Mehrheit der ungarischen gesetzgebenden Körperschaft trat aber dafür ein, daß das deutsche System der Differenzierung der Schulgattungen beibehalten werde. Für diesen parlamentarischen Beschluß waren hauptsächlich zwei Erwägungen maßgebend. Werden die vier unteren Klassen vereinheitlicht und auf diese Weise ein gemeinsamer Unterbau geschaffen, so ergibt sich daraus, daß entweder ein Teil der Kinder — aus dem Gesichtspunkte ihres zukünftigen Berufes — viel Unnützes oder doch Unbrauchbares lernt, oder aber das untere Glied der höheren Schulen sich zu einer Art höherer Volksschule, wie man sie bei uns nennt, Bürgerschule entwickelt. Der Bérardsche Lehrplan schreibt vier Jahre Latein und zwei Jahre Griechisch für sämtliche Schüler, also auch für diejenigen vor, die in den oberen Klassen eine Furkation zu wählen beabsichtigen, die bei uns der Oberrealschule (ohne Latein und Griechisch) entspricht. Die Kinder müßten sich also im Sinne des Bérardschen Lehrplans mit der Grammatik einer toten Sprache abquälen, ohne die Früchte ihrer Vorstudien genießen zu dürfen. Das System hat sich als unhaltbar erwiesen. Würden wir aber den gemeinsamen Unterbau neutralisieren, so müßte alles Wesentliche in den oberen Klassen zusammengedrängt werden, was eine unerträgliche Überbürdung zur Folge hätte. Es ist daher das System der Spezialisierung der Schulgattungen, wo die Schule einen einheitlichen Charakter erhält, die Eigenart einer jeden Gattung voll ausgeprägt und der entsprechende Lehrstoff unter den Klassen gleichmäßig verteilt werden kann, unter allen Umständen vorzuziehen.

Im Sinne dieser unserer Reform blieben von den 114 höheren Schulen, die es im heutigen Ungarn gibt, 26 humanistische Gymnasien und 17 Realschulen weiter bestehen, 71 aber wurden in Realgymnasien umgewandelt. Ich kann feststellen, daß die neue Gattung der Realgymnasien rasch die Gunst und das Vertrauen der ungarischen Eltern gewonnen hat. In Verfolgung unseres Grundgedankens gehen wir jetzt einen Schritt weiter und tragen uns mit dem Plane, auch auf dem Gebiete des Mädchenschulwesens neben dem Mädchengymnasium eine lateinlose neue Schulgattung einzuführen, die wir als Mädchenlyzeum bezeichnen und wo im Mittelpunkte des Unterrichts zwei moderne Sprachen und Literaturen stehen werden. Nebenbei sei bemerkt, daß die Mädchenschulreform in erster Linie unter Mitwirkung von Pädagogen, die ihre Erfahrungen in Mädchenschulen gesammelt haben, entworfen und ausgearbeitet wird, weil es bisher — wenigstens bei uns — ein Krebsschaden des Mädchenschulwesens war, daß man mit den Besonderheiten der weiblichen Psyche viel zu wenig gerechnet hat.

Unsere Reform des höheren Schulwesens ist also auf der ganzen Linie im Gange und unsere Hauptsorge ist augenblicklich darauf gerichtet, die notwendige Zahl von modernen Philologen, Germanisten, Anglisten und Romanisten an entsprechenden ausländischen Universitäten heranzubilden. Alle einschlägigen Verfügungen bilden ein geschlossenes System, erdacht, um die ungarische Intelligenz auf dem Wege der modernen Sprachen und Literaturen in das westliche Geistesleben einzuführen und auf diese Weise unsere Zusammenhänge mit der abendländischen Kultur zu vertiefen und dadurch den ungari-

schen Genius zu befruchten. Ich brauche aber in diesem erlesenen Kreise nicht besonders hervorzuheben, daß wir in den humanistischen Gymnasien das Studium der antiken Kultur an der Hand des griechischen und lateinischen Sprachunterrichts ernst nehmen und mit aller gebotenen Gründlichkeit betreiben. Doch nehme ich entschieden Stellung — und das bedeutet bei uns einen harten Kampf — gegen das übertriebene, zum Selbstzweck ausartende Grammatisieren, das bei dem Kinde jedes sachliche Interesse geradezu ertötet. Ich betone demgegenüber mit dem größten Nachdruck die Notwendigkeit des Eindringens in das Wesen der Lektüre, in die Literatur und Kultur der Griechen und Römer, in die Geistigkeit der antiken Welt.

Wie aus dem bisher Dargelegten ersichtlich ist, haben wir einerseits alles aufgeboten, um zu verhindern, daß unter Mißbrauch demagogischer Schlagwörter die hohe Kultur und die Institute des hohen und mittleren Unterrichts vernachlässigt werden; aber andererseits dürfen wir uns auch vor der Erkenntnis nicht verschließen, daß in unserem demokratischen Zeitalter das eigentliche große Ziel der Kulturpolitik doch eine großzügige Volksbildung sein muß. Glücklicherweise gibt es bei uns in Ungarn auf dem Gebiete des Volksschulwesens keine offenen Fragen von grundsätzlicher Bedeutung, die auch die politischen Leidenschaften entfachen könnten. Die staatliche Unterrichtsverwaltung führt die Oberaufsicht über sämtliche Volksschulen; auch verursacht uns das Problem der Einheitsschule, das in Frankreich den Mittelpunkt eines heftigen Streites bildet, kein Kopfzerbrechen. Unsere mittleren und höheren Schulen sind mit keinen Vorbereitungsklassen ausgestattet, andererseits ist jedes ungarische Kind zum Besuche der Volksschule verpflichtet.

Allerdings sind auch uns mannigfache Schwierigkeiten nicht erspart geblieben; aber sie sind — wiederum — ganz spezifisch ungarisch und entspringen den eigentümlichen Siedlungsverhältnissen in Ungarn. So manche Fremde, die das ungarische Tiefland kennen lernten, waren von der eigenartigen Schönheit der ungarischen Pußta, die Petöfi und Arany mit einer poesiegetränkten Romantik umgaben, bezaubert. Nur wenige wissen, daß das Wort „puszta" etymologisch zu dem Zeitwort „pusztitani" gehört, was deutsch so viel heißt, wie verwüsten; „puszta" bedeutet also etwas „Verwüstetes", die „Wüste". Die große ungarische Tiefebene, unser „Alföld", war vor der Türkenherrschaft dicht bevölkert; die Türken haben sie eben verwüstet, in eine Wüste verwandelt. Hie und da verkündet noch die Ruine einer Kirche, ein einsam ragender Kirchturm, daß dort einstens ein Dorf gestanden. Die deutsche Kulturgeschichte hat bis in die kleinsten Einzelheiten nachgewiesen, wie verheerend der dreißigjährige Krieg auf Volkszahl, Wohlstand und Kultur in Deutschland gewirkt hat. Dieser Krieg währte aber nur dreißig Jahre, wogegen Ungarn 160 Jahre lang unter das Türkenjoch gebeugt war; auch standen auf dem blutgedüngten Boden unseres Vaterlandes nicht Europäer, Kinder derselben Gesittung, einander gegenüber, sondern zwei Welten: die christliche und islamitische. Die Folge dieser Türkenherrschaft war, daß nach ihrem Sturze ein beträchtlicher Teil des Landes neubesiedelt werden mußte. In die Tiefebene ist die Bevölkerung allmählich zurückgekehrt, aber diese Art der Neubesiedelung brachte es mit sich, daß verhältnismäßig wenig geschlossene Dörfer entstanden, da die Neuankömmlinge Haus und Hof zumeist mitten auf ihrem Acker anlegten. Man kann stundenlang mit dem Schnellzug durch die Pußta fahren und sieht ununterbrochen zerstreute, vereinzelte Bauernhöfe, die wir ungarisch „Tanya" nennen. Aber auch in Transdanubien, wo der Adel seine von den Spahis verlassenen Latifundien zurückerhielt, entstanden abgeschiedene, vereinsamte Meierhöfe. Bei solchen Siedlungsverhältnissen ist es naturgemäß schwierig, die schulpflichtigen Kinder in einer nahegelegenen, oder doch erreichbaren Schule zu vereinigen. Es gibt in Ungarn keine geschlossene Siedlung, kein einziges Dorf, das nicht seine eigene Schule hätte. Wenn trotzdem die Zahl der Analphabeten — leider — eine beträchtliche ist, so hat das seinen Grund in diesen unseren eigenartigen Siedlungsverhältnissen. Es harrt aber jetzt ein Gesetz-

entwurf der parlamentarischen Erledigung, der einerseits einen vom Staat mit jährlich 2½ Millionen Goldkronen dotierten Schulbaufonds vorsieht, andererseits aber die lokalen Interessenten, in erster Reihe den Großgrundbesitz, verpflichtet, zu den Errichtungskosten der Schulgebäude beizusteuern und die Kinder aus den entlegenen Bauern- und Meierhöfen mit Wagen in die Schule und wieder nach Hause zu befördern. Um die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen diese Aktion verbunden ist, wenigstens anzudeuten, möchte ich erwähnen, daß es sich überall nur um die Aufführung von Gebäuden mit je einem Lehrsaal und einer Lehrerwohnung handelt, und daß der Lehrer, der sich der Tanyaschule widmet, sein Leben in voller Einsamkeit — die Entfernung nicht etwa von der nächsten Stadt, sondern vom nächsten Dorfe macht oft eine Tagereise aus — verbringen muß. Es gilt also hier ein schier unlösbares Problem zu bewältigen und gelingt es mir, in der geplanten Weise eine allgemeine Einschulung durchzusetzen und das Analphabetentum in Ungarn aus der Welt zu schaffen, so will ich darin den köstlichsten Lohn meines öffentlichen Lebens erblicken.

Dem Plane eines weiteren inneren Ausbaues unserer Volksschulen trat man bisher mit der Einwendung entgegen, daß wir erst die allgemeine Einschulung aller schulpflichtigen Kinder durchführen müssen, bevor wir an die Ausdehnung der Schulzeit und an die Bereicherung des Schulplans denken dürfen. Nun, die eingeleitete große Schulbauaktion legt den Weg auch für die weitere innere Ausgestaltung des ungarischen Volksschulwesens frei. Wir haben gegenwärtig eine auf sechsjähriger Schulpflicht aufgebaute sechsklassige Volksschule, an die sich ein dreijähriger obligatorischer Fortbildungskurs anschließt. Es ist klar, daß diese knapp bemessene Schulzeit heute als kulturelle Grundlegung für das ganze Leben nicht mehr ausreicht. Wir gehen jetzt daran, der Volksschule zwei weitere Klassen und dem Fortbildungskurse einen vierten Jahrgang anzugliedern, so daß nach einer Übergangszeit von zehn Jahren jedes ungarische Kind vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre die Volksschule, vom vierzehnten bis zum achtzehnten aber den Fortbildungskurs besuchen wird. Die wirtschaftlichen Fächer sind derzeit nur dem Lehrplane des Fortbildungskurses eingefügt, in Hinkunft wird namentlich den landwirtschaftlichen Lehrgegenständen auch in den oberen Klassen der Volksschule des flachen Landes in entsprechendem Ausmaße Raum gegeben werden. Die höheren Jahrgänge des Fortbildungskurses aber werden die Jugend zur selbständigen Lektüre heranbilden und zur richtigen und ausgiebigen Benützung der Volksbibliotheken anleiten. Wir hoffen, daß eine derartige Ausdehnung der geistigen Fortbildungspflicht bei unserer reiferen Jugend auf keinerlei Widerstände stoßen wird, da wir ja vor zwei Jahren die obligatorische Teilnahme an den Leibesübungen, die sogar bis zum zwanzigsten Lebensjahre währt, hemmungslos einzuführen vermochten, so daß heute im ganzen Lande leidenschaftlich geübt und geturnt wird.

Die frühere, ziemlich einseitige Verstandesbildung muß durch eine gesteigerte moralische Erziehung, besonders durch Stärkung des Willens und Solidaritätsgefühls, des Altruismus und der Nächstenliebe erhöht und geadelt werden. Die Auffassung ist ja eine allgemeine, daß die Schule der letzten Jahrzehnte von der Schuld nicht freigesprochen werden kann, daß sie es unterlassen hat, durch eine intensivere moralische und soziale Erziehung dem anwachsenden Klassenhasse innere Gegengewichte zu schaffen.

Wir Ungarn bedürfen eines sittlich-kulturellen Stahlbades ganz besonders. Infolge des Zusammenbruches nach dem Weltkriege sind uns von dem 325411 Quadratkilometer betragenden Staatsgebiete bloß 92916 Quadratkilometer verblieben und von den 20886487 Einwohnern nur 7980143. Wir können aber die ganze Größe der ungarischen Katastrophe erst dann ermessen, wenn wir einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung des ungarischen Staatsgebietes werfen. Die Türken hatten, vom Süden her vordringend, die große ungarische Tiefebene und Transdanubien erobert, also dieselben Gebiete, aus denen Ungarn seit Trianon besteht; vor ihrer verheerenden Macht mußten die Bevölke-

rung, die Behörden, die Kirchen und Schulen in die Gebirge Oberungarns und Siebenbürgens fliehen. Durch Trianon aber haben wir gerade Oberungarn und Siebenbürgen verloren, so daß Ungarn im 16. und 17. Jahrhundert aus ganz anderen Territorien bestand, als gegenwärtig. Mit einem Worte: das heutige Ungarn war in der Türkenzeit, das damalige Ungarn ist heute an den Balkan verloren gegangen. In dieser Tatsache offenbart sich die ganze Tragik der ungarischen Geschichte; sie bezeugt aber auch, wie unabhängig der ungarische Patriotismus von Zeit und Ort, von jedwedem Verhängnis ist. Er ist durch die Heimatsliebe und Muttersprache nicht erschöpft, sondern manifestiert sich als eine eherne Solidarität all derer, die ungarisch denken und fühlen. Dieser Wechsel des Staatsgebiets erklärt auch unsere jetzige Armut an historischen Kunstdenkmälern. Die Stuhlweißenburger Basilika der Árpáden, die Klöster der großen geistlichen Orden, das Visegráder Kastell der Dynastie Anjou, die Ofner Burg des Matthias Hunyadi und viele andere Monumentalbauten aus dem ungarischen Mittelalter wurden von den Türken restlos vernichtet; die Ritterburg von Vajdahunyad, die Dome von Karlsburg, Kaschau, Preßburg und so manche andere Kunstdenkmäler Oberungarns und Siebenbürgens aber hat uns der Friede von Trianon entrissen. Die ungarische Geschichte bildet eine geschlossene Reihe von Katastrophen und die Trümmerfelder sind ihre Denkmäler. Daß wir nach dem letzten Zusammenbruch trotz alledem nicht verzagten, ist der schlagendste Beweis der unverwüstlichen Lebenskraft Ungarns. Nach dem Verlust der Integrität des nationalen Territoriums hängen wir mit doppelter Liebe und Hingabe an der Integrität unseres nationalen Kulturbesitzes.

Seit dem Ausgleich von Jahre 1867 hat die ungarische Nation bis zum Ausbruch des Weltkrieges ein halbes Jahrhundert in Frieden und Arbeit verlebt; der materielle Wohlstand nahm zu und unsere Kultur entwickelte sich in einem erstaunlichem Maße, wovon das Ausland freilich nur wenig erfuhr. Unsere Sprache isolierte uns naturgemäß, aber auch die Diplomatie der alten Monarchie wußte uns den Weg zu verstellen, wenn wir außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle geistige Verbindungen suchten. Auch der massenhafte Exodus unserer akademischen Jugend nach den reichsdeutschen Hochschulen wurde ungern gesehen. Nie hätte man von uns draußen Kenntnis erhalten, hätten wir keinen Petöfi und Jókai, Lißt und Munkácsy gehabt; sie waren unsere geistigen Botschafter. Diese kaum gekannte, von wohlwollenden Freunden, die zu uns kamen, immer wieder neuentdeckte Kultur, das kostbarste Erbe aus unserer schicksalsreichen Vergangenheit, wollen wir treu bewahren und unversehrt in eine schönere Zukunft hinüberretten. Wir, die wir militärisch entwaffnet sind, haben unsere ganzen verbliebenen Kräfte auf ein Ziel eingestellt: das geistige Rüstzeug des früheren großen Ungarn soll für Rumpfungarn unvermindert erhalten bleiben, das spezifische Gewicht der ungarischen Geisteskultur, das einst auf eine Bevölkerung von einundzwanzig Millionen verteilt war, muß ohne Verlust von den verbliebenen acht Millionen Ungarn getragen werden. Wir sind uns der Schwere dieser Aufgabe vollauf bewußt, doch schöpfen wir Vertrauen und Mut zu unserer harten Arbeit aus dem leuchtenden Beispiel der großen deutschen Nation, die nach Jena und Versailles das Schicksal zu meistern und die politischen Unglücksfälle durch die unüberwindlichen Kräfte des Geistes wettzumachen verstand. Wir haben erkannt, daß wir auf Bahnen wandeln müssen, auf denen Kulturpolitiker, wie Wilhelm v. Humboldt und Allenstein, Althoff, Harnack, Schmidt-Ott, Becker das deutsche Geistesleben über drohende Abgründe hinweg in die Höhe führten.

An der Seite der stolzen Armeen Deutschlands kämpften und bluteten die ungarischen Regimenter stets mit Ehren, und das gemeinsam vergossene Blut mag wohl der stärkste Kitt sein, der Menschen und Völker zusammenhält. Das sich de profundis erhebende Ungarn hofft zuversichtlich, daß die deutsche Nation, das Volk der alten deutschen Treue, des braven Kampfgenossen nicht vergessen wird und in den Jahren des schöpferischen

Friedens ihn als Arbeitsgenossen aufnimmt. So wollen wir uns dann mit der Macht des Geistes und mit Gottes Hilfe eine bessere Zukunft erarbeiten.

Mit diesem heißen Wunsche schließe ich meinen Vortrag, mit dem ich Ihnen, meine hochverehrten Herren, einen flüchtigen Einblick in die hoffende, ringende Seele des ungarischen Volkes gewähren wollte. Durch Ihr Erscheinen haben Sie in meiner bescheidenen Person den Kultur- und Lebenswillen meines Vaterlandes geehrt. Ich sage Ihnen im Namen der ungarischen Nation herzlichsten Dank dafür.

Polnischer Militarismus

Von

Adolf Eichler

In geschichtlicher Zeit kannte man im europäischen Osten kein anderes Volk, das so viel Eroberungskriege führte, so oft in friedliche Länder eindrang, fremde Völker unterjochte und ihre nationale Seele aussog, als das polnische. Es gab Zeiten in der glanzvollen polnischen Geschichte, wo Polens Herrschaft wirklich sich „von Meer zu Meer", von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer erstreckte, wo in dem von deutschen Söldnern eroberten Moskau polnische Prinzen und Wojewoden über Rußland regierten. Sienkiewicz, Polens genialster Romandichter, läßt in seinen „Kreuzrittern" den alten Haudegen Matschko sprechen: „Schade, um das schöne polnische Reich. Ich fürchte, Gott wird uns für unseren Übermut strafen ... Sie haben noch nicht genug an den Kreuzrittern. Sie möchten die ganze Welt in die Schranken fordern, und das heißt, Gott versuchen!" Die uralten vererbten Eroberungsinstinkte sind auch im neuen Polen wieder wach geworden. Die Armee wird in den Händen der dortigen Imperialisten zum gefährlichen Instrument.

Im Sommer 1920, nach der Einnahme Kiews, war die im blauen Imperialismus der polnischen Nationaldemokratie vereinigte Schlachta aller Teile Polens bereit, dem roten Militarismus Pilsudskischer Prägung seiner militärischen Erfolge wegen seine herrschende Stellung im Staate zu verzeihen. Mit jeder neuen Eroberung in der Ukraine wurden die zu erringenden Grenzen weiter gesteckt. Während man noch zur Zeit der deutschen Okkupation sich mit den Grenzen von 1772 (vor der ersten Teilung) begnügen wollte, steigerte sich der ungezügelte Expansionsdrang mit jedem polnischen Sieg über die schwachen bolschewistischen Linien. Die Grenzen vor den Friedensschlüssen von Andrussow (1667) und Oliva (1660) genügten nicht mehr: im Osten sollten die baltischen Staaten Lettland und Estland, Litauen, Weiß- und Rotrußland, die Ukraine, im Westen Teile von Ungarn, der Tschechoslowakei, Schlesien, einschließlich Breslau, Posen, West- und Ostpreußen und Pommern unter polnische Herrschaft kommen. Das Aktionsprogramm des „Przeglond wszechpolski" (Allpolnische Rundschau) vom Dezember 1901 sollte verwirklicht werden: „Der Kampf der Deutschen und der Polen ist ein Kampf, der jede Möglichkeit gegenseitiger Annäherung ausschließt, ein Kampf auf Leben und Tod ... ein Kampf um eine riesenhafte Fläche und die deutschen Ansprüche auf die Ostsee, um die Frage, ob Berlin die Hauptstadt Deutschlands bleiben, ob den Preußen die Hegemonie im Reiche erhalten bleibt." — Aber Budjennys Reiterscharen, die den Polen im Süden vernichtende Schläge beibrachten und im Norden bis vor Warschau

drangen, zeigten den von der neuen Geschichte verwöhnten Polen zum ersten Male wieder, daß selbst polnische Bäume nicht bis in den Himmel wachsen.

Um die Erhöhung der Heeresforderungen von 655 auf 765 Millionen Zloty für das laufende Etatsjahr im Sejm durchzudrücken und die zahme Opposition gleich von vornherein mundtot zu machen, malte der Kriegsminister Sikorski die „deutsche Gefahr" mit schreienden Farben an die Wand. Deutschland strotzte, nach ihm, von waffentragenden Männern, die nur einen Wunsch hätten, sich auf das ungeschützte Polen zu stürzen. Deshalb müsse Polen rüsten und bedacht sein, die Schlagfähigkeit seiner Armee zu erhöhen. Mit Sikorskis politischer Offensive setzte gleichzeitig eine exaltierte Aktivität der polnischen Presse und aller politischen Gruppen ein, die sich durch die internationale Erörterung der Sicherheitsvorschläge bedroht wähnten. Ganz Polen widerhallte monatelang von Rufen nach dem Schutz der Grenzen. Sikorski konnte befriedigt sein.

Pjetruschewitsch charakterisierte in der sowjetrussischen Militärzeitschrift „Wojenny Wjestnik" die polnische Armee, die im Frühjahr 1925 eine Gesamtstärke von 280000 Mann hatte. Mit inbegriffen waren 18000 Offiziere und 44000 Unteroffiziere. Das aus der Armee hervorgegangene Grenzwachkorps bildet eine Einheit für sich und ist dem Innenministerium unterstellt. Im Jahre 1924 verschlangen die Heeresausgaben 40% des Staatshaushalts. Pjetruschewitsch rechnete die Ausgaben für die Kriegsindustrie und die Zinsen für die Kriegsschulden hinzu und kam auf den Anteil von 45% (ohne Grenzwachkorps). Der sowjetrussische Publizist zählt die polnische Armee zu den besten Armeen Europas. Nach ihm müsse man, unter Berücksichtigung der vorbereiteten Reserven, bei einer Mobilmachung mit einer Heeresstärke von 1½ Millionen Mann rechnen.

Interessant ist die Stellungnahme der polnischen Sozialdemokratie, die sich vollständig im Banne des roten Militarismus befindet. Ihr Führer Liebermann führte im Sejm aus, daß er zwar theoretisch gegen ein ständiges Heer sei, weil aber Polen von den ständigen Armeen seiner Nachbarn umgeben sei, so müsse es ebenfalls ein schlagfertiges Heer haben. Liebermann verlangte anStelle des jetzt bestehenden zweijährigen einjährigen Dienst, weil man bei einjähriger Dienstzeit eine größere Zahl von Reservisten ausbilden könne. Aus den Gegenargumenten des ihm antwortenden früheren Kriegsministers Sosnkowski verdient eine Feststellung hervorgehoben zu werden: unter den jetzt eingezogenen Rekruten befinden sich immer noch 70% Analphabeten, die bei einjähriger Dienstzeit zu brauchbaren Soldaten nicht ausgebildet werden können.

Wie stark das öffentliche und selbst das kirchliche Leben mit militaristischen Ideen durchsetzt ist, bezeugen zahlreiche Kundgebungen kirchlicher Würdenträger. Kardinal Dalbor ließ sich zum Vorsitzenden der Liga zur Abwehr in der Luft wählen. In einer im erzbischöflichen Palast in Posen stattgefundenen Versammlung erklärte er, er habe die Versammelten in das bischöfliche Haus gebeten, weil alle, Geistliche und Laien und nicht nur das Militär, sich an der Luftabwehr beteiligen müßten, handle es sich doch nicht nur um den Schutz des Vaterlandes, sondern auch um die Verteidigung des Glaubens.

Nächst den Geistlichen, Zeitungen und Berufspolitikern sind auch heute noch die polnischen Frauen Trägerinnen des nationalen und militaristischen Gedankens. Polnische Frauen formierten während der Bolschewisteninvasion im Sommer 1920 Frauenbataillone. Polnische Frauen nahmen an allen Aufständen aktiven Anteil. Polnische Frauen wollten den Aufstand in Galizien 1846 damit einleiten, daß sie in der Nacht zum 21. Februar in den größeren Garnisonstädten Bälle veranstalteten. Beim Tanz des Masurek, sobald die eingeladenen österreichischen Offiziere sich ihrer Degen entledigten, sollten die polnischen Verschwörerinnen ihren Tänzern Drahtschlingen um den Hals werfen um sie wehrlos den Insurgenten auszuliefern. Der ruchlose Plan wurde verraten. Er ist bezeichnend für das Fühlen der polnischen Frauen.

* * *

In Skandinavien, besonders aber in Schweden, beschäftigt sich die öffentliche Meinung in letzter Zeit sehr rege mit dem Problem „Polen in der Ostsee". Man weiß dort, daß der Tonnengehalt der im Bau befindlichen und noch in Auftrag zu gebenden polnischen Kriegsflotte 70000 Tonnen betragen soll und daß mit der Flottenvergrößerung bestimmte Absichten verfolgt werden. Im Falle eines sowjetrussisch-polnischen Krieges soll es Aufgabe der polnischen Flotte sein, den Seeweg nach Frankreich zu sichern. Bei einem Kriege mit Deutschland soll die polnische Flotte das durch den gesperrten Korridor vom Reich abgeschnittene Ostpreußen vollständig isolieren und jegliche Zufuhr verhindern. Bei einem Kriege nach beiden Fronten gedenkt man der polnischen Flotte den Auftrag zu erteilen, eine Vereinigung der deutschen und sowjetrussischen Seestreitkräfte unmöglich zu machen.

Aber auch zur Unterstützung der polnischen „Friedenspolitik", die uns vom wirklichen Frieden immer weiter entfernt, soll die verstärkte polnische Flotte dienen. Was Polen bei den baltischen Konferenzen 1922 und 1923 mit diplomatischen Mitteln nicht erreichen konnte, die Gründung eines unter Polens Führung stehenden baltischen Vierbundes, weil Finnland sich damals nicht zu einem deutschfeindlichen Bündnis zwingen lassen wollte, soll jetzt mit der Geste der polnischen Aggresivität gegenüber den widerstrebenden baltischen Staaten noch einmal versucht werden. In Schweden glaubt man, daß die aktive polnische Außenpolitik ihre Ziele noch weiterzustecken und, die neue Flotte im Hintergrunde, das System politischer Bündnisse auch auf andere Ostseestaaten auszudehnen beabsichtige. Deshalb wird in Schweden starker Widerspruch gegen die eigene Abrüstung vernehmbar.

Auch sowjetrussische Zeitungen, vor allem die „Iswestja", befassen sich eingehend mit der polnischen Kriegsflotte und dem polnischen Hafen Gdingen als Kriegsbasis. Es wird darauf hingewiesen, daß die heutige Entwicklung in der baltischen Politik Frankreichs wurzle. Nach dem Scheitern der polnischen Aufsaugungspolitik in Danzig habe Frankreich Memel zur Basis des französischen Einflusses im Umkreis der Ostsee machen wollen. Aber nach der Einnahme Memels durch litauische Freischaren sei Frankreichs Geltung in der Ostsee verschwunden. Nun soll Polen mit seiner neuen Flotte sich als bevorzugter Vasall erweisen und der französischen Politik in der Ostsee wieder zu neuem Einfluß verhelfen. Die fast ausschließlich mit französischem Gelde erbaute Flotte soll in Gdingen eine Kriegsbasis erhalten. Der Kriegshafen in Gdingen wird nicht nur mit französischem Kapital, sondern auch von französischen Fachleuten gebaut.

Gleichzeitig mit den Pariser Besprechungen des Kriegsministers Sikorski im Frühsommer 1925 entfaltete der polnische Flottenverein eine rege Werbearbeit für den Ausbau und die Vermehrung der Kriegsflotte. Indem auf die angebliche Gefährdung der Westgrenze hingewiesen wurde, forderte man die sofortige Vergrößerung der Flotte um einen kleinen Kreuzer, ein Unterseeboot, einen Torpedobootszerstörer und ein Schulschiff. Die dazu erforderlichen dreißig Millionen Zloty wollte man, da weder Sejm noch der Senat sie in Form einer Nachtragsforderung zu dem überlasteten Heeresetat bewilligen würden, auf dem Wege der öffentlichen Sammlung aufbringen. Bei der notwendig gewordenen Intensivierung der Werbearbeit konnten Flottenverein und Westmarkenverein den Haß gegen Deutschland wieder neu entzünden. Bei der im Lande herrschenden Geldknappheit und dem Mißerfolg der im vorigen Jahr aufgebotenen Opferwilligkeit für die Luftflotte erschien Wissenden der Erfolg dieses Propagandafeldzuges zweifelhaft. Frankreich, das so oft schon die Spannung zwischen den polnischen hochfliegenden Plänen und der Realität der Dinge ausglich, mußte trotz eigener bedrängter Wirtschaftslage auch diesmal wieder der französisch-polnischen Freundschaft und damit mittelbar der Vergrößerung seiner Einflußsphäre ein weiteres Opfer bringen und nach beendeter Werbetätigkeit des Flottenvereins den Fehlbetrag decken.

* * *

Zwiespältigkeit des staatlichen Empfindens ist das Merkmal des polnischen Staatskörpers seit dem ersten Tage seines neuen Daseins, weil seine Energien zwei verschiedene Quellen haben. Für die eine Hälfte der polnischen Nation ist Josef Pilsudski der Nationalheros, der Schöpfer der Armee, der erste Vater und Schirmherr des Staates. Für die andern ist er der in den Auferstehungstagen Polens wider Recht zur Macht gelangte Vertreter der Illegalität und der fluchwürdige Dämon, mit dem in organische Verbindung zu kommen jeder der polnischen Überlieferung ergebene polnische Patriot sich scheuen müsse.

Pilsudski ist der Abkömmling einer angesehenen polnischen Adelsfamilie in Litauen. Schon als Student wurde er in Charkow in Verschwörungen hineingezogen, die seinem ferneren Leben die Bahn wiesen. Als er nach fünfjähriger sibirischer Verbannung nach Polen kommt, sucht er Anschluß an die „unterirdische" polnische Sozialdemokratie. Er ist unternehmungslustig, findet eigene Arbeitsweisen, paart in kritischen Augenblicken Kühnheit des Willens mit rascher Tatentschlossenheit. Seine geheime Druckerei in Lodz wird 1900 entdeckt, er selbst verhaftet und als gefährlicher Staatsverbrecher nach Petersburg gebracht. Schon im nächsten Jahr gelingt ihm die Flucht. Er geht ins Ausland und nimmt seinen ständigen Wohnsitz in Krakau. Während des russisch-japanischen Krieges reist er nach Japan und macht der japanischen Regierung den Vorschlag, einen bewaffneten Aufstand in Polen durch Hergabe von Waffen und Geld zu erleichtern. Aber ein anderer polnischer Verschwörer, allerdings bürgerlicher Richtung, war ihm zuvorgekommen. Dmowski ließ mit Erfolg durch die Japaner Aufforderungen zur Massendesertion an die vielen in der vordersten russischen Front stehenden Polen verbreiten. Nach dem Friedensschluß nimmt Pilsudski regen Anteil an der Revolution in Polen und gründet 1906 die Kampforganisation der P. P. S. (Polnische Sozialistische Partei), mit der er hauptsächlich im Lodzer Industriebezirk die russischen Behörden durch terroristische Anschläge, Beamtenermordungen und Kassenüberfälle einzuschüchtern und zu verwirren sucht. Auch hier tritt ihm wieder der inzwischen mit den Russen gut Freund gewordene Dmowski, der mit russischen Geldern einen Kampfverband der polnischen Nationaldemokratie gründet, als Gegenspieler gegenüber. In den Straßen von Lodz, in den Fabriksälen, in Büros, Wohnungen wird der brudermörderische, Hunderte von Opfern fordernde Kampf der beiden polnischen Weltanschauungen ausgefochten. Die Gewalttaten gegen die Industrieverwaltungen häufen sich und machen jeden geordneten Fabrikbetrieb unmöglich, so daß die größten Lodzer Baumwollfabriken ihre Arbeiterheere aussperren und ihre Verwaltungen nach Berlin übertragen müssen. Erst dem von Petersburg mit diktatorischer Gewalt ausgerüsteten jungen General Kasnakow, einem natürlichen Sohn des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, gelingt es, die toll gewordene Stadt wieder in eine Stätte der Arbeit zurückzuverwandeln.

So mußte Pilsudski die Illusion verabschieden, daß er mit den in ihrem Handwerk verwilderten und zuletzt „auf eigene Rechnung und Gefahr" raubenden und mordenden Kampfgruppen die Befreiung des Landes aus russischer Umklammerung erreichen könne. Er geht nach Krakau zurück, befaßt sich mit militärischen Studien, organisiert polnische Schützenscharen und rechnet mit einem nahen Waffengang der Mittelmächte mit Rußland. Bereits am 6. August 1914 betritt er mit einer kleinen Schützenabteilung den Boden Russisch-Polens und beginn „seinen" Krieg mit Rußland. Nur ungern geht er auf den Wunsch des Galizischen Obersten Nationalkomitees nach Vereinigung seiner Schützenabteilungen mit den polnischen Legionen unter österreichischem Oberbefehl ein. Als Brigade-Kommandeur führt er die erste Brigade der polnischen Legionen auf dem russischen Kriegsschauplatz. Seine Versuche, in Kongreßpolen eine Volkserhebung gegen Rußland durchzuführen, mißlingen, weil die bürgerlichen Kreise in Pildsudski noch immer den „Räuberhauptmann" von 1907 sehen. Als auch seine Bemühungen, die polnischen Legionen in ein selbständiges polnisches Heer umzubilden, scheitern und die gewarnte

österreichische Heeresleitung nur ihre Zusammenfassung zu einem „polnischen Hilfskorps“ zuläßt, nimmt er seinen Abschied. Er betätigt sich nun bei der Bildung des Polnischen Staatsrats in Warschau und gründet mit seinem Freunde und Stabschef Sosnkowski eine gegen die Mittelmächte gerichtete Geheimorganisation, die P. O. W. (Polnische Heeresorganisation). Als der deutschen Okkupationsverwaltung durch die Wühlarbeit der P. O. W. Schwierigkeiten erwachsen und ein Teil der unter deutscher Leitung frisch ausgebildeten Legions-Bataillone den Eid verweigert, werden Pilsudski und Sosnkowski in Deutschland interniert.

In den Umsturztagen kommt er, warm begrüßt von den ihn bis dahin ablehnenden Warschauern, nach Polen zurück. Er wird, ohne Wahl, Landeschef und Leiter der Armee. Ein jäher Aufschwung und schroffer Übergang: aus der Magdeburger Festung in die Warschauer Königspaläste! — Im Krieg gegen Sowjetrußland ereignet sich im August 1920, in den Stunden, da der Bestand des jungen polnischen Staates auf dem Spiele steht, wo zum letzten Verteidigungsangriff auf die vor Warschau stehenden bolschewistischen Scharen geblasen werden muß, das „Wunder an der Weichsel“, das Pilsudski in den Vorstellungen des Heeres und des Volkes mit einem Nimbus umkleidet. — Zwei Jahre später, nach Festlegung der Verfassung, soll er zum ersten Präsidenten der polnischen Republik gewählt werden. Aber der Widerspruch der Schlachtschitzenparteien wird laut, die Parteileidenschaften entfesseln sich hemmungslos, wilde und entehrende Verdächtigungen werden ausgestreut. Der Kampf gegen den „mexikanischen Banditen-Marschall“ droht zum europäischen Skandal zu werden. Da gibt Pilsudski nach und leistet Verzicht auf seine Kandidatur. Aber die demagogische Propaganda hat Siedetemperatur erreicht und die aufgestachelten Mordinstinkte wollen ihr Opfer haben. Narutowicz, Pilsudski nahestehend, erfreut sich nur kurzen Präsidentendaseins, bis ihn Mörderhand niederstreckt.

In seiner neuen Muße nimmt Pilsudski die Gelegenheit wahr, um mit seinen Gegnern in Wort und Schrift abzurechnen. Er kennzeichnet ihr politisches Treiben als Apparat, der nur in Bewegung gesetzt wird, um viel Lärm um nichts zu machen. Der Vergleich mit den positiven Leistungen seines eigenen Wirkens liegt nahe. Aber das Verlangen, wieder handelnd einzugreifen und nicht für die Dauer die in die Ecke gestellte brummende Figur der Weltgeschichte spielen zu müssen, verzehrt ihn. Lauernd steht er immer noch im Hintergrunde der politischen Bühne und wartet auf sein Stichwort. Er ist kein dogmentreuer utopistischer Sozialist. Auch die Führer der P. P. S. (Polnische Sozialistische Partei) sind auf praktische Politik eingestellt. Auf einem ihrer Parteitage nehmen sie den Antrag an, gegebenenfalls auch mit Vertretern rechtsradikaler Parteien in Koalitionsregierungen zusammenzugehen und auch der Regierung Grabski Gefolgschaft zu leisten. Sosnkowski präsentiert die Rechnung: Pilsudskis Reaktivierung!

Pilsudskis Feinde toben. Die Verschwörung der P. P. P. greift um sich. Zaren-Generale und andere ehemalige Offiziere der russischen Armee, Mißvergnügte, denen Pilsudski den Eintritt oder das Fortkommen in dem polnischen Heer verschloß, weil er, der sein Leben lang gegen den Zarismus kämpfte, sie verabscheute, wollten Polen zur Monarchie machen, bevor die Armee wieder zum Instrument in Pilsudskis Hand wird. Zahlreiche Angehörige des aktiven Heeres und der Staatspolizei wurden in die Verschwörung hineingezogen.

Auch heute noch glimmen unter der Asche Funken, die zum weitausgreifenden Brande entfacht werden sollen.

* * *

Der jetzige Kriegsminister Sikorski ist einer der jüngeren politischen Generale im polnischen Heere. Seine Freunde prophezeiten ihm schon immer eine glänzende Zukunft. Nach der Ermordung des Staatspräsidenten Narutowicz gelang es seinem zielbewußten

Willen, die aufgepeitschten Volksleidenschaften zu beruhigen. Als Ministerpräsident kündigte er 1923 in seiner ersten Regierungserklärung zahlreiche Reformen an. Er wollte das herrschende Protektionssystem und die Beamtenanarchie ausrotten. Aber auch er bewies durch sein späteres Verhalten, daß man in Polen nur zum Schein an den Mängeln der Staatsmaschine rütteln darf. Der Geist der Unbotmäßigkeit in der Beamtenschaft wirkte abkühlend auf seinen Eifer. Er suchte andere Ziele für seinen Tatendrang und fand sie in den nationalen Problemen der Westprovinzen, indem er sich der Phraseologie des polnischen Westmarkenvereins näherte. Da sein militärischer Aufstieg sich im Schatten des bei den Nationalisten verhaßten Pilsudski vollzog, so war er bedacht, sich die Gunst der Schlachta und ihres Anhanges durch Gutheißung ihrer Entdeutschungsmethoden zu erringen.

Trotzdem fand seine Berufung als Kriegsminister in der jetzigen Grabskischen Regierung nicht die ungeteilte Zustimmung der Rechten. Man duldete ihn, weil durch ihn das schwankende Kabinett einen neuen Kristallisationspunkt bekam. Sein Kurs stieg, als er bei seiner hochpolitischen Urlaubsreise im Frühjahr 1925 in Paris sich nicht nur darauf beschränkte, Zeitungsvertretern Auskunft über die polnische Bevölkerungszunahme und das Problem der polnischen Westgrenzen zu geben, sondern auch mit französischen Staatsmännern und Militärs einen die Polen befriedigenden Meinungsaustausch pflog und die Formel für Frankreichs und Polens Übereinstimmung in allen Heeres- und Flottenfragen fand.

* * *

Einer der geschicktesten und rührigsten Widersacher des Marschall Pilsudski ist der inaktive General Josef Haller (nicht zu verwechseln mit dem jetzt noch amtierenden General Stanislaus Haller, dem Generalstabschef, der ein noch schlimmerer Feind des Marschalls ist), seit jeher bekannt als leidenschaftlicher Putschist und skrupelloser Intrigant. Als Kommandeur des aus Legionären zusammengesetzten polnischen Hilfskorps im österreichischen Heer pflanzte er nach dem Brester Friedensschluß die Aufruhrfahne in den polnischen Bataillonen auf und versuchte mit ihnen in die Ukraine zu entkommen, was ihm allerdings nur mit einem Teil des Hilfskorps gelang. Der andere wurde eingeholt, entwaffnet und in die österreichische Stellung zurückgeführt. Haller schloß sich in der Ukraine dem unter Führung der russischen Generale deutsch-polnischer und polnischer Abstammung Michelis und Osinski sich bildenden zweiten russisch-polnischen Korps an, das aber seine Front nicht behaupten konnte und vor den deutschen Truppen die Waffen strecken mußte. Haller rettete sich über den Dnepr und zog mit dem Rest seiner Legionäre über Moskau, wo sich ihm weitere polnische Freiwillige aus der russischen Armee anschlossen, nach Norden zur Murmanküste und ließ sich auf Entente-Dampfern nach Frankreich bringen, wo ihm das Kommando über die aus Freiwilligen aus aller Welt und deutsch-polnischen Kriegsgefangenen bestehenden Formationen anvertraut wurde. Er unterstellte sich und seine Truppen in politischer Hinsicht dem Polnischen Nationalkomitee in Paris. Nach der Selbstentwaffnung Deutschlands wollte er über Danzig nach Polen ziehen und unterwegs alle für ihn erreichbaren Gebiete „erobern", um die hinsichtlich der Abtretung Danzigs, Ost- und Westpreußens an Polen noch zögernde Entente vor vollendete Tatsachen zu stellen. Die deutsche Reichsregierung, gewitzigt durch Paderewskis Zug nach Posen, widerstrebte seinem von der Entente vertretenen Verlangen und bot nach längeren Verhandlungen die Fahrt quer durch Deutschland an, sich so gegen Überraschungen sichernd. Haller und die Hallersoldaten, verhätschelt von den nationalistischen Kreisen, pflückten nachher auf allen polnischen Kriegsschauplätzen billige Lorbeeren. Um Haller scharten sich alle Gruppen, die Pilsudski seiner politischen Einstellung wegen nicht mochten. Seine Sendlinge entzündeten als Vortruppen die Aufstände in Oberschlesien und er selber verlegte sein Quartier in die Nähe der oberschlesischen Grenze

und hielt sich bereit zu einem Waffengang mit Deutschland. Nach den Friedensschlüssen und der Auflösung seiner Formationen nahm er seinen Abschied, schuf Frontkämpferverbände, die seinen Namen tragen und sich besonders in Posen, Pommerellen und Ostoberschlesien ausbreiten, organisierte die Jugend zu Wehrverbänden und trat bei jeder Gelegenheit für einen schrankenlosen Militarismus ein. Mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit stürzte er sich als Sejmabgeordneter ins politische Leben. Sein, wie bei allen Renegaten (er ist Abkömmling einer deutschen Bürgerfamilie) übersteigertes Nationalgefühl, das sich besonders heftig und unschön bei der ersten und zweiten Staatspräsidentenwahl und nach der Ermordung des Präsidenten Narutowicz äußerte, verstrickte ihn in Ehrenhändel und politische Prozesse und drohte Polen in den Bürgerkrieg zu reißen. Nach seiner politischen Niederlage reifte bei ihm der Plan, eine schon früher beabsichtigte Amerikareise zu unternehmen. Von den vielen polnischen Kampforganisationen der Vereinigten Staaten wurde er mit hemmungslosem Enthusiasmus gefeiert. Selbst die englisch-amerikanische Presse beweihräucherte den „polnischen Freiheitshelden“ und stellte ihn in Parallele mit den großen Männern der Weltgeschichte. — Alle polnischen Nationalisten empfinden Josef Haller, vorahnend, als Symbol künftigen Ruhmes und Glanzes. Er gilt ihnen als providentielle Persönlichkeit.

* * *

Militärspielen lag seit jeher den Polen im Blut. Nicht nur in Galizien, wo Pilsudski, den Weltkrieg mit hellseherischem Ahnungsvermögen vorahnend, seine Kampfgruppen ausbildete, fand die Freude der Polen am Hantieren mit Waffen ihren sichtbaren Ausdruck. Schon ein Jahrzehnt vor dem Völkerkriege organisierte der Nationalpolnische Verband in den Vereinigten Staaten einige hundert polnische Turn- und Militärvereine, deren Mitgliederzahl einem Armeekorps entsprach. Aufgabe der Vereine war die Unterstützung sämtlicher nationalpolnischen Bestrebungen, die die Wiederherstellung des polnischen Reichs zum Ziele hatten. Ihre Mitglieder mußten sich feierlich verpflichten, am Kampfe für die nationale Unabhängigkeit tätigen Anteil zu nehmen. In mehr als hundert amerikanischen Städten bestanden polnische Infanterieabteilungen („Regimenter“), deren Angehörige mit dem amerikanischen Militärgewehr und kurzem Säbel bewaffnet waren und eine kleidsame Phantasieuniform besaßen: hellblaue Jacke, schwarze Hose mit roten Streifen und viereckiger, mit dem polnischen Wappen und den amerikanischen Sternenstreifen verzierter Mütze. Daneben bestanden noch die traditionellen „Sensenmänner“-Abteilungen. Auch berittene Truppen standen dem polnischen Nationalverband zur Verfügung: je einige „Regimenter“ Dragoner, Husaren, „Johann Sobieski“-Ulanen in kurzen Jacken und blauen gelbgestreiften Hosen. Die Ulanen waren mit Lanzen mit weißroten Fähnchen, die den polnischen Adler und das Sternenbanner aufwiesen, ausgerüstet. Außerdem waren noch berittene Schützen und Artillerieabteilungen vorhanden. Bei Paraden und Nationalfesten rückte dieses Heer mit wehenden Fahnen aus. Eine „Kriegsschule“ bildete Offiziere aus. Die „Landtage“ des polnischen Nationalverbandes verhandelten öffentlich über die der militärischen Vorbereitung der Jugend dienenden Veranstaltungen und die zu gewährenden Beihilfen. Aus den Reihen der polnischen „Regimenter“ in Amerika rekrutierten sich vorwiegend die polnischen Legionen, die im Verbande der Entente-Armeen, zuletzt als „Hallersoldaten“, fochten.

Josef Haller, der im vorigen Jahre die Beziehungen zum Nationalpolnischen Verband und zu den früheren Waffengefährten auffrischte, hat während seiner Amerikareise nicht nur frische Impulse für seine Propaganda, sondern auch reiche Mittel zur Ausrüstung von Freischaren-Verbänden erhalten. Seit seiner Rückkehr befaßt er sich in Westpolen noch reger als vorher mit der Erweiterung des Verbandes der Hallersoldaten und des Bundes der Aufständischen und läßt durch zahlreiche Helfer (sein angesehenster Mitarbeiter ist der als Leiter des dritten oberschlesischen Aufstandes bekannte

Oberstleutnant Graf Mathias Mielzynski) überall bewaffnete Jugendorganisationen ins Leben gerufen. Gleichzeitig wird auch von amtlichen Stellen die militärische Ausbildung der Jugend vorbereitet. Seminaristen, Studenten und Gymnasiasten werden während mehrwöchiger Übungen im Schießen ausgebildet, für die die Militärbehörden nicht nur Karabiner und Maschinengewehre, sondern auch Ausbildungsoffiziere zur Verfügung stellen. Die polnischen Sokols (Turnvereine), in Friedenszeiten die Träger der Aufstandsideen, werden jetzt nach amerikanischem Vorbild beritten gemacht und erhalten bunte Uniformen. An den Fahnenweihen und Paraden des vereinigten „Heerbanns" der Aufständischen, Hallersoldaten und Jugendorganisationen nehmen auch Vertreter der höchsten Behörden teil. Haller und Mielzynski äußern sich bei solchen Gelegenheiten in geschlossenen Versammlungen über ihre nächsten und weiteren Ziele. Die Versammelten hören dann, daß sie nicht nur zur Verteidigung der angeblich bedrohten polnischen Westgrenzen bestimmt sind, sondern daß es Aufgabe der Hallerschen Freischaren sei, die Brüder in den „unerlösten Gebieten" (und wo im Osten gibt es für die Polen keine unerlösten Gebiete?) zu befreien, die alten Traditionen wieder aufzunehmen und ein „Polen von Meer zu Meer" erstehen zu lassen. Die ehemalige polnische zuchtlose Adelsrepublik wird dann mit romantischem Schimmer umkleidet. Hochtrabende Redensarten und lächerliche Selbstüberhebung sollen die entflohenen Glanzzeiten der polnischen Geschichte wieder bannen. Im Rauschgefühl ihrer eigenen Wichtigkeit befruchten Haller und Genossen das Denken der Jugendlichen mit schrankenlosem imperialistischen Aberwitz und werden zur schlimmen Gefahr für den europäischen Frieden.

Edwin von Manteuffel und der Kaiser

Ein unbekanntes Kapitel aus der Geschichte der siebziger Jahre

von

Ludwig Dehio

Der Lebenslauf Edwin von Manteuffels ist von einem schicksalhaften „Beinahe" überschrieben: je öfter sich Wunsch und Wirklichkeit eben berühren wollten, um so schriller nur die Dissonanz, die trotz allem schließlich zwischen beiden bestehen blieb. Für die Lenkung des Staates mit weiten Zielen bot weder der Marschallstab noch die Statthalterschaft Ersatz. — Zu einem ersten, fast abenteuerlichen Aufstieg verhalf die 48 er Revolution. Kaum zum Major befördert durfte sich Edwin schmeicheln in den gewichtigsten Fragen der inneren und äußeren Politik von Einfluß zu sein. Aber nicht lange hielt ihn das Glück auf solcher Höhe, um ihn Mitte der 50 er Jahre in die Stille des Düsseldorfer Garnison-Dienstes zurückgleiten zu lassen. Es eröffnete ihm aufs neue die weitesten Ausblicke in den ersten Jahren von Wilhelms Königtum. Damals mochte sich der Chef des Militär-Kabinetts in hochfliegenden Plänen dazu bestimmt glauben, die Monarchie gegen ihre Feinde im Lande und an den Grenzen zum Triumphe zu führen. Enttäuschung auch diesmal! Einem andern fiel die Rolle zu, die Edwin für sich erträumt, und Sieger auf den Schlachtfeldern Deutschlands und Frankreichs sah er sich aus des Königs Rate verdrängt. Aber ein drittes Mal noch hat ihn das Geschick aufgefordert, „an dem Gaukelbilde sich der königlichen Hoffnung zu ergetzen." Es sei die Aufgabe der folgenden

Seiten, auf Grund unbearbeiteten Materials, des Manteuffelschen Nachlasses und des Geh. Zivil-Kabinetts vor allem, dieses letzte „Beinahe" in helleres Licht zu setzen.

In den vorhergehenden Abschnitten seiner Laufbahn waren es zwei Gebiete des staatlichen Lebens gewesen, von denen aus Edwin eine historische Stellung zu erringen sich getraut hatte: Armee und Außen-Politik. Reorganisation des Heeres, Krieg mit Frankreich im Bunde mit Rußland, Ausbreitung Preußens in Deutschland und Gleichberechtigung mit Österreich, Triumph des konservativen Prinzips, des Königtums von Gottes Gnaden, in Europa: das waren damals die Ziele, um die sich seine Phantasie bewegte. Aber solchen Plänen hatten die drei Kriege Bismarcks den Wind aus den Segeln genommen. Einen Augenblick mochte Edwin wohl der Erwartung Raum geben, daß seine Stellung als Oberbefehlshaber der Okkupations-Armee in Frankreich — militärisch, diplomatisch und repräsentativ zugleich, wie sie war, und also ganz zur Entfaltung seiner Fähigkeiten geeignet — die erste Staffel zu neuer Macht werden könne. Im August 1871 entbrannte ein heftiger Kompetenz-Konflikt zwischen ihm und dem Kanzler, der den letzteren veranlaßte, eilig seinen Varziner Aufenthalt zu unterbrechen, um das volle Gewicht seiner Gegenwart in die Wagschale der kaiserlichen Entschlüsse zu legen: nach welcher Seite jedoch die sich neigen werde, konnte noch kein ernsthafter Zweifel sein, wenngleich Bismarck die treue Anhänglichkeit seines Herrn an einen hingebenden Offizier und Gefolgsmann in ihrer ganzen Stärke wohl erproben mochte. Im Ganzen blieb für Edwin die bittere Tatsache bestehen, daß er auf den alten Feldern seiner Erfolge und Hoffnungen entbehrlich geworden war.

Aber wenige Jahre — und die Konstellation war eine andere! Es setzte die Innen-Politik die Leidenschaften des Tages in Aufruhr und sie war es nun, die Manteuffel eine neue Anwartschaft auf die Macht im Staate zu erteilen schien.

Genauer: es war die kritische Haltung, in der sich der Kaiser mehr und mehr gegenüber der Bismarckschen Entente mit dem Liberalismus versteifte. Eine rein menschliche Entwicklung traf dabei zusammen mit einer politischen. Nun die großen Entscheidungen ausgekämpft waren, gab sich der greise Herrscher stärker der Empfindung hin, daß sein Tagwerk sich dem Ende zuneige und er bald die letzte Rechenschaft abzulegen habe. Religiöse Gedanken beschäftigten ihn anhaltend, wie einst seinen Vater nach den napoleonischen Kriegen. Wie viel er überhaupt mit diesem wesensgemein hatte, trat schärfer hervor. Es ist die Art des Alters abzustreifen, was an Gleichgültigem und Fremdem das Leben aufgenötigt hat: bei Wilhelm wurde der altpreußische Kern sichtbarer, den frühere Jahre, wo sie ihn verdeckten, nicht hatten angreifen können. Es löst sich jene Gedankenschicht liberaler Färbung, die der Eindruck der Revolution, die Koblenzer Fronde, die deutsche Politik, persönliche Einflüsse hatten anwachsen lassen. Die alte preußische Armee durfte er nun wohl im Ganzen gesichert meinen. Den alten Glauben aber, den er aus dem Elternhause übernommen, der ihm als unbezweifelte Wahrheit in langen Jahrzehnten sicherste Zuflucht gewesen und es aufs Letzte bleiben sollte, den sah er in Gefahr. Auf diesem, dem kirchlichen Gebiete hatte die Autorität des Landesherren spätere und weniger einschneidende Beschränkungen erfahren, als bei Ausübung der Staatsgewalt. Für das Regiment der Landeskirche trug der summus episcopus eine vollere Verantwortung vor Gott und den Menschen, als für die Leitung des Staates der König. Und noch eine besondere Verantwortung trat für Wilhelm hinzu. Der Vater hatte Union und Agende geschaffen und ihre Bewahrung in seinem politischen Testamente den Nachfolgern zur Pflicht gemacht. Indem der Erbe fest bei dem Entschlusse stand, Bekenntnisstand und Gottesdienst der Landeskirche zu verteidigen, wie sie nun einmal waren, verband sich familienhafte Pietät dem religiösen Gefühl. — Er durfte sich in dieser Gesinnung verbunden fühlen mit breiten Schichten der konservativen Welt Alt-Preußens. Und doch: sobald er sie zur praktischen Geltung zu bringen suchte, fand er sich vereinsamt. Etwas der Kamarilla seines Bruders, dem Kabinett seines Vaters Ähnliches, hatte er selbst

nie gemocht; Wilmowski war mehr gewissenhafter Gehilfe, loyaler Mittler zwischen Kaiser und Kanzler, als Berater von eigenem Gewicht, auch (nach seinen eigenen Worten) gegen Bismarck nicht zu gebrauchen. Wohl fand Wilhelm einen Widerhall seiner Stimmung bei Roon; aber der war ein verbrauchter Mann, den er seltener sah und mit geschäftlichem Detail nicht behelligen durfte. Moltke stand beiseite. Einsam war der Kaiser auch in der eigenen Familie. Von der Gemahlin, mit der er sich auf dem weiteren Felde religiösen Empfindens begegnete, trennte ihn sein nüchtern herbes Protestantentum; der Sohn aber stand im feindlichen Lager. — So blieb noch Edwin von Manteuffel.

Auf ihn waren die Augen aller gerichtet, denen es um einen Nachfolger für den Reichsgründer zu tun war. Seine Stellung in der Armee und am Hofe, seine Kirchlichkeit und sein Royalismus, seine diplomatischen Erfolge, denen der alte Franzosenfeind überraschend solche in Frankreich hinzugefügt hatte, endlich sein Ehrgeiz, den man verzerrt und vergröbert, getrost als konstante Größe in Rechnung stellte, das alles machte ihn in den Augen der konservativen und klerikalen Opposition zum „geborenen Minister-Präsidenten" und viele Hände streckten sich nach ihm aus. Er aber war vorsichtig. Man wünschte ihn im Reichstage zu sehen. Aber, ein Verächter des Parlaments- und Parteiwesens, „stand es ihm nicht an, in deliberierenden Versammlungen aufzutreten." Wenn er es sich auch nicht versagte, in einer inspirierten Broschüre (1874) der Herold seiner eigenen Taten vor der ihn magisch anziehenden Öffentlichkeit zu sein, so wollte er doch — bewußt — nie eine parteimäßig oder irgend populär unterbaute Karriere. Seiner war nur eine politische Wirksamkeit würdig, die, zu der ihn das Vertrauen des Monarchen berufen würde. Neben dem selbstherrlichen Minister fühlte und gab er sich als den Royalisten alten Schlages. Der ausgesprochenen Willensmeinung der Majestät gegenüber gab es für ihn nur Gehorsam. „Er glaubte noch an den Instinkt der Könige" als der Werkzeuge Gottes.

Der König kannte diese Gesinnung aus Jahren vertrauten Zusammenarbeitens. Jetzt, wo er immer von neuem dem schroffen Willen seines Ministers Opfer der Überzeugung zu bringen hatte, mußte sie ihn eigen berühren. Und um so stärker, als er in der seinem Herzen nächsten Frage, der Kirchen-Politik, des innerlichsten Einverständnisses mit seinem alten Diener sicher sein durfte.

Edwin war eine tief religiöse Natur. Wohl hatte seine Frömmigkeit ihren Teil an dem Schwung seines Temperamentes und unterschied sich in ihrer romantisch-pietistischen Steigerung deutlich von der innigen, aber nüchternen Art seines Herrn, die noch ein Hauch des rationalistischen Zeitalters gestreift hatte. Dogmatisch aber war er nicht weniger fest gebunden als jener. Seine schweifende Phantasie hatte ein natürliches Gegengewicht in dem Bedürfnis, an formulierte Wahrheit zu glauben. Er war Dogmatiker als Christ und Politiker, ebenso überzeugter Protestant wie Royalist. Seine völlige Hingabe an die Sache Preußens und seines Königs hat Bismarck im vertrautesten Kreise anerkannt: auch sie ein Schranke gegen katholisierende Sympathien, die doch dem alten Getreuen Friedrich Wilhelm IV., dem späteren Freunde des Metzer Bischofs, nicht fern lagen. Von dem katholischen Legitismus Frankreichs hielt er sich in Nancy abseits und im Kampfe gegen die Jesuiten zollte er dem Kanzler vollsten Beifall. Als aber die Gesetzgebung des Kulturkampfes auch die evangelische Landeskirche bedrängte, da sah er in ihr „eine Grundveste des preußischen Staates" bedroht und empfand jede Beeinträchtigung ihrer Autorität als Schlag gegen das Autoritäts-Prinzip an sich, auf dessen gemeinsamem Grunde in seinen Augen Thron und Altar nebeneinander standen. Das war Geist der Epoche Friedrichs Wilhelm IV. — deren Anwalt Manteuffel mit Bewußtsein spielte — in rechtem Gegensatz zu dem der neuen Ära, die Wilhelm selber heraufgeführt hatte. Auch jetzt noch war im Grunde dem Kaiser Verquickung des Politischen und Kirchlichen widerwärtig, aber er fühlt sich als summus episcopus mit der ihm anvertrauten Kirche angegriffen von der liberalen Politik; sie war es, die die Grenze

überschritt,[1]) er, der sie verteidigte, mit persönlichster Überzeugung und dem vollen fürstlichen Selbstgefühl und Verantwortungsbewußtsein, das sich, ihm immer eigentümlich, mit den Jahren nur gesteigert hatte. Genug, man versteht, wie durchaus er mit Edwin harmonieren mußte, auch wenn dieser nicht der höfische Meister der Menschenbehandlung gewesen wäre, als der er sich so oft bewährt hat.

Indem der Monarch den Rat dieses alten Vertrauten von neuem suchte, hielt er sich auf theoretisch scharf begrenztem Gebiet: tatsächlich lag es im Gemenge mit den umstrittensten Bezirken der Innen-Politik. Dem Manteuffelschen Einfluß, zurückgedrängt, wie er war aus seinen alten Bereichen, eröffnete sich eine neue und weite Sphäre.

Reihen wir die Zeugnisse für diesen Einfluß aneinander. — Schon aus dem November des Jahres 1872 (M.s Kommando in Nancy endete erst Herbst 1873) findet sich ein Brief Mühlers, der soeben der Person und dem System Falks seinen Platz hatte räumen müssen, voll von Beschwörungen: „... Säumen Sie nicht, sondern schreiben Sie, wenn es nicht schon geschehen, als Christ und Freund an den Kaiser; stärken Sie ihn, aber erinnern Sie ihn an seine Verantwortung vor Gott, daß er nicht sich und das Reich Preis gibt und den schmählichen Intrigen einer Koalition Eulenburg-Camphausen-Delbrück und dem Übermut Bismarcks unterliegt, während ein einziger gläubiger Entschluß ihn frei machen und den Bann lösen könnte;" es knüpften sich weitere Pläne an die Kreisordnung und die Vergewaltigung des Herrenhauses, geeignet der Monarchie den Todesstoß zu geben. — Einige Wochen später äußerte der Kanzler zu Diest: „Sie wollen ja alle wieder ans Ruder, Manteuffel, Mühler, Lippe, Bodelschwingh; es sind ja alle Ministerien vortrefflich mit ihnen wieder zu besetzen; und nun der geborene neue Minister-Präsident: General Manteuffel!" Der aber schrieb bedeutungsvoll in einer 1873 aufgezeichneten Skizze seines Lebens:[2]) „noch sind Manteuffels Ideeen nicht zum Siege gelangt." Kaum wäre er einem Wunsche des Monarchen gegenüber bei der bescheidenen Erklärung beharrt, die er Bismarck gab: „es fehle ihm an klassischer Bildung, um den Posten eines Reichskanzlers einnehmen zu können." (11. 8. 1873.)[3]) Gerade die nächstfolgenden Monate des ausgehenden Jahres 1873 und die ersten des folgenden schienen ihn wirklich vor die Entscheidung stellen zu wollen. Je schwerer dem Kaiser die Zustimmung zu Zivilehe und Militärkompromiß wurde, um so sichtbarer ging das Gespenst eines Ministeriums Manteuffel um. Roon[4]) zog damals ihn und Moltke als einzig mögliche Nachfolger Bismarcks in Erwägung, um beide abzulehnen, den ersteren mit den Worten: „Manteuffel? Halte ich für ganz unmöglich. Bitte mir die Gründe zu erlassen." Chlodwig Hohenlohe hörte (Ende März 1874) aus dem Munde des Großherzogs von Baden, daß der Marschall sich an des Kanzlers Stelle zu setzen arbeite; und die Fürstin Bismarck witterte sofort Edwin im Hintergrunde, als ihr der Großherzog von einer Stellvertretung für ihren Mann zu sprechen begann. Bismarck selbst hätte gerade damals wieder gerne den gefährlichen General in der Pariser Botschaft unschädlich gemacht; aber Manteuffel wußte wohl, warum er auch dieses Mal seiner verächtlichen Abneigung gegen den Zivildienst treu blieb, der ihm den Kontakt mit dem Kaiser erschwert und den glücklichen Nebenbuhler in einen Vorgesetzten verwandelt hätte.

Welcher Art aber dieser Kontakt war, etwa über militärische und persönliche Berührungspunkte hinaus, das ist aus dem bisher Angeführten doch noch keineswegs zu entnehmen. Auch der Brief Mühlers lehrt doch nur, was man Edwin zutraute, nicht was er tat. Erst für das Jahr 1877 reden unsere Zeugnisse eine deutlichere Sprache. Beginnen wir mit dem vom Kanzler vom Zaune gebrochenen Konflikte mit Stosch. Man darf sagen,

1) In der Tat waren die dem Kaiser anstößigen „Schlußbestimmungen" der General-Synodal-Ordnung vom 20. I. 1876 nur unter dem Druck des Landtags aufgenommen worden.
2) Im Geh. Staats-Archiv im Nachlaß M.'s.
3) Bismarck-Jahrbuch, IV, 114.
4) Denkwürdigkeiten, III, 401: an Blankenburg.

daß er für Bismarck so etwas wie eine Belastungsprobe seiner eigenen Stellung beim Kaiser bedeutete in einem Augenblick, wo er des vollen Vertrauens des Monarchen für umwälzende Pläne bedurfte. Zum Ausbruch kam der schon längst schwelende Brand in jener Rede des Kanzlers vom 10. März, in der er vor dem Plenum des Reichstages den Marineminister bezichtigte, unbefugt auf Wunsch des Freisinns Budgetabstriche vorgenommen zu haben; ein Vorgang, der 1½ Jahre bereits zurücklag! Stosch reichte seinen Abschied ein. Aber er tat noch etwas anderes. Er nahm mit Manteuffel Rücksprache, seinem ehemaligen Oberbefehlshaber aus der Nancyer Zeit, über dessen Charakter er übrigens in vertrauten Briefen schärfste Urteile fällte, — und als der Kaiser sein Gesuch ablehnte (am 25.III.), dankte er dem Marschall für seinen „guten Rat." In welcher Richtung dieser Rat gegangen, vermögen wir nicht zu sagen; es mag auch unerheblich sein. Wohl aber drängt sich die Frage auf, ob Manteuffel es bei einem bloßen Rat bewenden ließ, ob er nicht Gelegenheit fand, die Ehre eines Offiziers mündlich vor dem obersten Kriegsherrn selbst in Schutz zu nehmen. Dessen 80. Geburtstag (bekanntlich der 22. III.) bot sich zwanglos dazu dar; der Kaiser war von früher her daran gewöhnt, persönliche Angelegenheiten des Offizierkorps mit ihm zu besprechen und stand obendrein gerade in jenen Tagen in einem Gedankenaustausch über eine andere Angelegenheit, von der wir gleich zu reden haben werden. Gibt man unserer Hypothese Raum, so wären die eigenen Abschiedsgesuche, mit denen Bismarck alsbald die Ablehnung desjenigen seines Gegners beantwortete, mit von Manteuffel verursacht worden, der damit in derselben Richtung wie die Kaiserin, doch wohl ohne Fühlung mit ihr, gewirkt hätte. Wie dem auch sein mag: der vielmonatliche Urlaub, den der Kanzler antrat, nachdem ihm der Kaiser das historische „Niemals" zugerufen, mußte an sich den kanzlerfeindlichen Stimmen während seiner Abwesenheit zu neuem Gewicht verhelfen. Bei den Liberalen brach eine Panik aus; man fürchtete für Falk und Camphausen. Tiedemann sah sofort ein Ministerium Manteuffel gespenstisch im Hintergrund erscheinen und Bismarck selbst erklärte noch nach jenem kaiserlichen „Niemals", eine solche Wendung nicht für unwahrscheinlich zu halten.[5])

Und doch hatte er keine Kenntnis von der Rolle, die gerade damals sein Nebenbuhler in der Kirchenpolitik des Kaisers zu spielen begann.

Die großen Entscheidungen auf dem Gebiet der kirchlichen Verfassung waren bereits gefallen. In nicht abzuleugnender Analogie mit der weltlich konstitutionellen Entwicklung war dem herrschenden konsistorialen ein verstärktes synodales und presbyteriales Element beigemengt worden. Der Laienschaft, und gerade der der großen Städte, war trotz der Bedenken des Kaisers, das Recht geworden, angefangen vom Gemeinde-Kirchenrat bis hinauf zur Generalsynode, ein gewichtiges Wort mitzureden. Die Folgen ließen in dem Berlin der Fortschrittspartei, der alten Domäne der Aufklärung, nicht auf sich warten. Die Masse der Bevölkerung war dem kirchlichen Leben entfremdet. Die neue Verfassung gab ja aber auch solchen eine volle Stimme, die sich vom Kirchenbesuch fern hielten. Dem Freisinn bot sich Gelegenheit nun auch gegen das „Muckertum" zu demonstrieren, wie er es gegen die „Reaktion" in der Gewohnheit hatte. So geschah es in der Zionsgemeinde. Ihr orthodoxer Prediger (Kraft), der sich zudem auch politisch exponiert hatte, geriet in Fehde mit dem Kirchen-Gemeinderat. Ihre Einzelheiten sind belanglos, aber ihre Wirkung war eine große: Sie trieb den Gegensatz der Meinungen im Schoße der Kirchenbehörden zum offenen Konflikt. Der Konsistorialpräsident Hegel erklärte sich entschieden für Kraft, der Ober-Kirchenrat unter seinem Präsidenten Herrmann suchte nach einer mittleren Linie. Darüber kam es zu einem scharfen Schriftwechsel. Auf beiden Seiten war das Gefühl lebhaft, daß es um eine Prinzipienfrage ging.

Emil Herrmann, einer der großen Juristen seiner Zeit und vielleicht ihr erster Kirchenrechtslehrer, war kein geborener Preuße, und seine glänzende akademische Lauf-

5) v. Tiedemann, Erinnerungen, II, 128.

bahn, die ihn von Kiel nach Göttingen und Heidelberg geführt, hatte Preußen nicht berührt. Erst die weiten Wirkungsmöglichkeiten, die die liberale Ära nach der Reichs-Gründung versprach, hatten ihn bewogen, dem Rufe Falks zu folgen. Er wesentlich hatte in Verwirklichung längst ausgesprochener, ihm eigentümlicher Ideen und mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit die neue Verfassung geschaffen, die das historisch Überlieferte mit den Forderungen der Zeit versöhnen und der Kirche die Teilnahme weiterer Schichten zurückgewinnen sollte. Daß die plötzliche Lösung der alten Starrheit zu Kämpfen führen werde, war ihm bewußt. Aber er war entschlossen, sie als Übergangserscheinung in den Kauf zu nehmen, in der Überzeugung, daß diese Kämpfe, gedämpft durch eine ausgleichende Schiedsrichtertätigkeit des Oberkirchenrates, verebben und sogar eine erzieherische Wirkung ausüben müßten. Entsprechend behandelte er den Fall der Zionsgemeinde. Die neue Verfassung hatte ihn hervorgerufen: er stand zu seinem Werke, indem er ihn milde auszugleichen suchte.

Hegel verfolgte die entgegengesetzte Taktik, aber auch das entgegengesetzte Ziel. Er, der Sohn des Philosophen, der von dem Vater die doktrinäre Gewißheit, von der Mutter echte Frömmigkeit mitbekommen hatte, war überzeugter Gegner der Verfassung, ein „ausgesprochener Konsistorial-Bürokrat", mit Kleist-Retzow der Führer der am weitesten rechts stehenden „Konfessionellen" auf den Synoden: er wollte mit dem Fall der Zionsgemeinde die Verfassung selber richten, in den Augen aller Konservativen, vor allem aber in denen des Kaisers, dessen Gunst für seine Person und dessen Bedenken gegen die kirchliche Neuorganisation er sehr genau kannte. Er appellierte tatsächlich an seine Entscheidung, indem er empört über eine scharfe Zurechtweisung durch den Oberkirchenrat, seinen Abschied forderte (am 24. Februar 1877).

So stand der Kaiser vor einem Richtung gebenden Entschlusse, bei dem hier das persönliche religiöse Gewissen, dort die Staatsräson mitzusprechen berechtigt waren, ein Entschluß also, bei dem er das natürliche Bedürfnis hatte neben den amtlichen Instanzen auch die Meinung von Männern zu hören, die seinem gläubigen Herzen nahe standen und doch zugleich den geschäftlich-politischen Teil der Frage übersahen.

Bei Manteuffel traf beides zu, das erstere bei dem Domprediger Kögel.

Dessen Persönlichkeit vereinigte weit auseinanderliegende Gaben. Ein Meister der Form, der klingenden, gedankenfeinen Rede, ein Freund von Künstlern und Dichtern — für seine Art charakteristisch ein Verehrer Geibels — dem selbst manches Lied in schwermütig zartem Ton gelang; als Theolog ein Lieblingsschüler Tholucks aus dessen pietistischer Epoche und schon früh durch seinen Lehrer mit Kleist-Retzow in Fühlung — dann aber auch (und hier meldet sich das niederdeutsche Bauernblut der Mutter, während der Vater auch als Pfarrer in Birnbaum den beweglichen Thüringer nicht verleugnet) ein Mann des verhaltenen, aber leidenschaftlichen Willens. Das trat jetzt deutlicher hervor. Schon manchen hatte die aristrokratische kühle, immer überlegte und überlegene Art des Mannes mit den verschlossenen und scharfen Zügen von vertraulicher Aussprache abgehalten; dem einen oder anderen war er herrschsüchtig erschienen, und daß sein starker Wille den weichen des Ministers Mühler zu lenken verstand, war kein Geheimnis gewesen. Nun erwies er sich als Heerführer der ecclesia pressa. Auch er, wie Hegel, ein straffer Orthodoxer und Bekämpfer der neuen Verfassung, zumal ihrer „Schlußbestimmungen", auch er der Führer einer Partei auf den Synoden, der der „positiven Union", die weniger extrem wie die „Konfessionellen" zwar auch den Einfluß des Staates auf die Kirche verdammte, aber den des Landesherrn bejahte; auch er mit ganzem Herzen Preuße und Royalist, seit einem halben Menschenalter als Domgeistlicher mit dem Monarchen in Verbindung, nicht landfremd, wie Herrmann. Und so vermochte er denn nicht nur öffentlich als Führer der „Hofprediger-Partei", sondern mehr noch im Stillen, wie es seiner Stellung, aber wohl auch seiner Natur entsprach, als Beichtiger und Berater des Landesherrn für sich und seine Sache die Macht zu erringen, von der ihn Falk in empfind-

licher Weise ausgeschlossen hatte. — Manteuffel erkannte wohl, was dieses Mannes Bundesgenossenschaft wert war. „Es ist mir ein Bedürfnis mit Ihnen gemeinsam zu handeln", sagte er ihm bei der ersten Begegnung. Beide bildeten fortan eine Einheit, sagen wir die kirchenpolitische Kamarilla des Herrschers. Im einzelnen verstanden sie es auch, ihre Rollen zu verteilen.

Dies also waren die Vertrauten, mit denen — eben während der Stosch-Krise — der Kaiser Hegels Gesuch besprach: daß sie sich für die Stütze der Orthodoxie verwandten, konnte nach allem nicht anders sein; der Konsistorialpräsident habe nur der altpreußischen Beamtentradition entsprechend offen seine Meinung gesagt, aber dadurch keine Zurechtweisung verdient, wie sie von solcher Schärfe gegen hohe Beamte in Preußen nicht üblich sei.[6]) Daß Falk und Herrmann, um ihre Meinung befragt, die entgegengesetzte begründeten, war ebenso zu erwarten. Herrmann ließ zudem durchblicken, bliebe sein Gegner, so sei er selbst zum Gehen entschlossen, und auch Falks zu Tiedemann geäußerte Absicht, die Entlassung des von ihm berufenen Schöpfers der Kirchenverfassung nicht zu kontrasignieren, ist wohl im Kabinett kein Geheimnis geblieben. Und was für Folgen konnte das Verschwinden des Befehlshabers in der vorderen Linie des Kulturkampfes nicht nach sich ziehen! Wilmowski gab sich denn auch die größte Mühe, den Kaiser zu vermögen, Hegel ziehen zu lassen.[7]) Aber Monat um Monat verging, ohne daß eine Entscheidung fiel. Die Öffentlichkeit besprach immer aufgeregter das Für und Wider. Herrmann, in seinem ausgeprägten Selbstgefühl und seiner amtlichen Autorität verletzt, wurde von Wilmowski nur noch mühsam davon zurückgehalten, seine Entlassung schon jetzt zu fordern. Der Mai ging dem Ende zu und noch immer zögerte Kaiser Wilhelm. Er entschloß sich vielmehr, auch noch das Gutachten des beurlaubten Kanzlers einzufordern. Es ging um die obere Einheit der kirchlichen und weltlichen Politik.

Tiedemann bezeugt in einem Brief aus Kissingen, seit längerer Zeit habe er etwas Interessanteres aus dem Munde seines Meisters nicht gehört, als das Exposé, das ihm dieser alsbald in die Feder diktierte. In der Tat, der auf diesem Exposé aufgebaute Brief des Kanzlers an den Kaiser gehört zu den charakteristischen Kundgebungen seines politischen Genius[8])! Mit aller Schärfe spricht sich das Schreiben gleich in den ersten Sätzen gegen Hegel aus. Er müsse entfernt werden unabhängig von seinem Gesuch, denn er befinde sich in prinzipiellem Gegensatz zu Gesetzen des Staates. Sich ganz auf den Standpunkt der katholischen Bischöfe stellend treibe er es so weit, eine von Seiner Majestät sanktionierte Staatseinrichtung (den Gemeindekirchenrat) als Heimsuchung des Herrn zu bezeichnen. Den eifrigen, aber kurzsichtigen Kämpfer bestimme katholisierende Unduldsamkeit, Verwechslung von Glauben und Priesterherrschaft. Nur mit Duldsamkeit aber könne sich die evangelische Kirche gegen die römische behaupten, die ihr an Glaubenszwang von vornherein überlegen sei. Noch zweifelloser aber — und hier wird zugleich die Stimme des Sprechenden womöglich noch schneidender — sei Hegels Entfernung vom Standpunkt der weltlichen Politik aus notwendig. Andernfalls würde die öffentliche Meinung einen Wechsel in der Politik bevorstehend glauben, die aus dem Kampfe für die Unabhängigkeit der Krone gegen die Anmaßung der römischen Priesterherrschaft hervorgegangen sei. Schon würden in diesem Sinne von den Gegnern der Regierung manche Erscheinungen[9]) am Hofe, manche Ausdrücke persönlichen Wohlwollens, wie

6) So ein Brief M.'s an den Kaiser vom 25. III. 1877. Daß auch Kögel befragt worden ist, ist nicht zu beweisen, meines Erachtens aber so gut wie sicher.

7) Tiedemann II, 145.

8) Bisher noch nie verwertet; der Gedankenzusammenhang mit dem in Erinnerung und Gedanke abgedruckten Briefe an den Prinzen Wilhelm (6. I. 1888) ist augenfällig.

9) Vgl. Gedanken und Erinnerungen II, 202.

Begnadigungen bekannter Gegner der Regierungspolitik mit Strafnachlässen und Auszeichnungen, geschickt benutzt. Bliebe Hegel, so könne Bismarck das gleichzeitige Verbleiben von Herrmann nicht für tunlich halten. Damit sei auch Falks Verbleiben in Frage gestellt und der ganze Bestand des gegenwärtigen Ministeriums erschüttert. Einen Ersatz für Falk wisse der Kanzler nicht zu nennen. „Ein Abbruch des Kampfes zum Nachteil des Staates und seiner Gesetze ist mit einem Verzicht auf die volle Unabhängigkeit der monarchischen Souveränität gleichbedeutend, und innerhalb der Kreise, welche die Rechte der Krone gegen die Hierarchie bisher vertreten, würden die Nachfolger der jetzigen Minister Ew. Majestät um so weniger gesucht werden können, je heftiger der Kampf der Priesterherrschaft gegen die weltliche gerade jetzt in allen Ländern geschürt wird." „Als Ew. Majestät Minister und als gläubiger, der evangelischen Kirche treu ergebener Christ" bittet der Fürst, das Entlassungsgesuch Hegels zu genehmigen.

Was für einen Eindruck brachte dieser halb feierliche, halb gereizte Appell an die Staatsräson, an das monarchische Selbstbewußtsein und das Kämpferehrgefühl, unterstrichen durch die Hindeutung auf eine Kanzlerkrise, bei Wilhelm hervor? Die zornig-schwungvollen Schriftzüge seiner Marginalien sagen es deutlich: den gewünschten nicht. Wo von Abbruch des Kampfes freilich die Rede ist, schreibt er: „Wer denkt denn daran? Ich gewiß nicht!" Der anzügliche Hinweis auf Begnadigung von Regierungsgegnern wird bloß vornehm abgeschüttelt: „Mein ganzes Leben zeugt von Unparteilichkeit und Fernhalten jeder Intrige. Aber wo ich Verdienst erkenne, belohne ich es!" In der aktuellen Hauptfrage aber tritt der Bismarckschen Erklärung, Hegels und Herrmanns gleichzeitiges Verbleiben im Amt halte er nicht für tunlich, die kaiserliche entgegen: „Ich aber!" In diesen zwei Worten blitzt Wilhelms Lösungsabsicht auf.

Bevor wir aber ihre Durchführung betrachten, müssen wir Vorgänge erwähnen, die dicht vor das Eintreffen des Kissinger Schreibens fallen und seine unwirsche Aufnahme erst recht erklären. Zwei neue „Fälle" waren dem der Zionsgemeinde gefolgt. Pfarrer Hoßbach von S. Andreä in Berlin bezweifelte in einer Gastpredigt in der Jacobikirche Christi Göttlichkeit und wurde trotzdem von dem Gemeindekirchenrat dieser Kirche gewählt; und eine Berliner Kreissynode setzte die Frage der Weglassung des Apostolikums beim Gottesdienst auf ihre Tagesordnung. Sicherlich hat Kögel diese Dinge dem Kaiser[10]) hinterbracht und wenn nicht seinem Rat, so entsprach es doch seinen Wünschen, wenn dieser in erregtem Schreiben an Falk und Herrmann ein Verfahren gegen Hoßbach, ja sofortige Amtssuspendierung verlangte; sogar die Namen derjenigen, die Hoßbach gewählt hatten, wollte er gemeldet haben! An Bismarck aber schrieb er jenen empörten Brief (vom 1. Juni)[11]), in dem er von Erziehung zur Irreligiosität redet und davon, daß es nur ein Schritt sei von der Leugnung Christi bis zur Abschaffung Gottes. So hatte denn der Fürst seinem ersten Schreiben, das sich mit dem neuen des Kaisers kreuzte, alsbald ein zweites nachzusenden. Aber konnte es den Empfänger mehr befriedigen als das vorhergehende? Was nutzte der Hinweis, daß die derzeitige Generation ja gerade das Erziehungsprodukt des konservativen Regimentes und allenfalls noch der Mühlerschen Verwaltung sei, daß gerade die neue Verfassung mit ihrer Betätigung des Laienelementes Besserung verspräche, daß man Geduld und Nachsicht brauche: der Kaiser fand nur seine alten Bedenken gegen Zivilehe und eine so starke Beteiligung des Laienelementes gerechtfertigt. Ein Hieb Bismarcks auf die Feinde der neuen Verfassung in der Kirche, also nicht nur auf Hegel, sondern auch auf Kögel, verstimmte ihn nur. Mit dem letzteren fühlte er sich von Herzen einverstanden, nicht von ihm geschoben. Wie aber sollte

10) Dessen Einstellung zu ihnen ihm von früher, vor allem dem Fall des Predigers Sydow her, genau bekannt war.

11) Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen I, 270.

er, „ohne die Gewissen zu verwirren", den ersteren gerade jetzt entlassen, denselben Hegel, der vor einigen Jahren den Fall des Predigers Sydow, einen Vorläufer des Hoßbachschen, ganz im kaiserlichen Sinne durch Amtsentsetzung hatte ahnden wollen, während der Oberkirchenrat es bei einem Verweis bewenden ließ, obgleich Wilhelm persönlich auf einer eigens einberufenen Konferenz die schärfere Meinung vertrat? Lag doch dem brandenburgischen Konsistorium, dessen Präsident Hegel war, die Einleitung des Verfahrens gegen Hoßbach ob! Und blieb Hegel, mußte daraus wirklich die Krise entstehen, die Bismarck warnend an die Wand gemalt hatte? Jedenfalls nicht, wenn es gelang auch Herrmann zum Bleiben zu bestimmen und damit die ganze Lawine aufzuhalten. Das war jener Ausweg, den wir schon angedeutet sahen und den der Kaiser sicherlich ganz selbständig gefunden hat: zu gut entspricht er dem zögernd milden Altersstil seines Handelns.

Aber bedeutsam: ohne Rücksprache mit seinen beiden Vertrauten faßte er doch keinen festen Entschluß. Sie hatte er zu allererst zu Rate gezogen, sie hatten fortlaufend, vermutlich durch Kögels Mund vor allem, auf ihn eingewirkt: sie hatten nun das letzte Wort. Kögel rühmte sich später, daß sein Vortrag den Ausschlag für Hegels Verbleiben gegeben habe.[12]) Aber auch Manteuffel ist in den entscheidenden Tagen beim Kaiser gewesen: Zeugnis eine historisch-politische Auseinandersetzung über die Bedeutung des Apostolikums, die er am 11. Juni abends aufsetzte und dem Kaiser sandte, augenscheinlich als Nachklang einer kürzlich stattgefundenen Aussprache. Er behauptet, bei der Reformation würde man in chaotisches Treiben unhaltbarer Meinungen geraten sein, man hätte dem Papsttum keinerlei Widerstand leisten können, ohne Festhalten am Positiven, eben dem Apostolikum: ein zugespitztes Gegenargument gegen die Bismarck'sche Staatsräson, die gerade dogmatische Toleranz als Voraussetzung des Widerstandes gegen Rom bezeichnete; und wir mögen uns leicht vorstellen, wie verlockend er das Bild einer konservativen Politik anzudeuten wußte, die sich dennoch gegen die römische Kirche nichts vergab. Daß er im übrigen ebenfalls in jenen Tagen für Hegel eintrat, bedarf keines Beweises; freilich auch nicht, daß die beiden Vertrauten im Grunde ihres Herzens mit der Kaiserlichen Vermittlungstaktik nicht einverstanden waren. Doch durften sie hoffen, daß sie das Weiterfressen der Krise nicht werde aufhalten können.

(Schluß folgt.)

12) Kögel, Werden und Wirken, III, 142.

Marineluftschiffe im Kriege, in Sturm und Not

Erinnerungen

von

Waldemar Koelle

(Schluß)

Angriffsfahrt und Gewittersturm

Wir waren mit unserem Zepellinschiff auf dem Rückmarsch von einem Angriff gegen den Süden der englischen Insel, als uns das Wetter auf eine besonders harte Probe stellte. Schon der Anmarsch und der Angriff selbst hatten feste Nerven verlangt. Im Kanal waren wir auf starke Wolkenbildung gestoßen. Das Schiff lag schwer im Höhenruder. Wir stiegen bei Annäherung an die Feindküste. Da gerieten wir in starke Spannungsschichten und gingen wieder weit unter die Prallhöhe.[4]) Nach allen Seiten entlud sich das Gewitter. In der stockdunklen Finsternis glitt ein feines Leuchten schlängelnd über die Gondelstützen und entlang den Gondelspanndrähten. Ein feines Sprühen lief über unsere Pelzkragen. Und fuhr man mit der Hand darüber, dann hörte man ein leises Knistern. Wir kamen uns vor wie Klabautermänner.

Es hat einen eigenen Reiz, solche Fahrt, das prickelnde Gefühl des Stolzes über die Überwindung dunkler Mächte und das gleichzeitige Eingeständnis von tatsächlich drohender Gefahr, das flammende: Quos ego!

Die Gewitterbank war durchfahren, und über der Insel fanden wir eine niedrige, undurchbrochene Wolkendecke. Eine Orientierung nach unten war nicht möglich. Navigiert wurde durch Richtungspeilung mit Hilfe der Funkentelegraphie. Wir hatten erfolglos über der Grafschaft Norfolk gesucht, als die weiße Wolkendecke gegen den anrückenden Morgen mehr und mehr zu leuchten begann. Wir glaubten schon, unverrichteter Sache heimkehren zu müssen. Doch genau im Norden erkannten wir einen deutlichen Einschnitt in der sonst gleichmäßigen weißen Decke. Es waren scharf markierte Grenzlinien, innerhalb derer die Wolkenschicht tiefer gesunken war. Die Linien waren uns bekannt. Das waren die eigenartigen Küstenstriche des „Wash“, dessen Konturen uns Luftfahrern immer ein unfehlbares Ansegelungsmark boten.

Der „Wash“ führte uns auch diesmal auf den Weg trotz seiner Verkleidung. Wir setzten Kurs ab auf Norwich. Der Feind tat ein Übriges, unser Suchen zu belohnen. Wir empfingen scharfes Feuer, und ein durch zahlreiche Scheinwerfer beleuchteter Fleck in der Wolkendecke wies uns die Lage des Zieles. Wie häufig über größeren Städten,

4) d. i. der Zustand der Gaszellen, bei dem der Gasdruck die Zellen prall hält, ohne daß die Sicherheitsventile blasen.

war die Wolkendecke durchsichtig. Unsere Bomben fielen unter dem Lärm der rund um uns detonierenden Geschosse. Plötzlich gab es einen heftigen Krach, die Gondelscheiben splitterten, und der Gondelboden wich unter den Füßen wie ein scharf anfahrender Fahrstuhl beim Niedergehen. Ein Schrapnell war gerade unter uns krepiert. Schaden war nicht feststellbar. Erst nach der Heimkehr bemerkten wir, daß der Boden der Führergondel sieben Dellen durch Schrapnellkugeln erhalten hatte. Die Kraft der Kugeln hatte nicht genügt, den Boden zu durchschlagen.

Stolz traten wir den Rückmarsch an. Gegen 6 Uhr morgens standen wir vor einem steilaufragenden Wolkengebirge. Es zog sich in langer Linie aus dem Kanal heraus bis tief in die Nordsee hinein. Das war die Gewitterfront, die in den Abendstunden bei der englischen Küste gestanden hatte. Ein Umgehen war nicht möglich, nördlich nicht, weil wir bei Südsüdwestwind zu weit hinausgetrieben und mit unserem Benzinvorrat knapp geworden wären, südlich nicht, weil wir dann holländisches Gebiet überqueren mußten.

Vielleicht ließ sich die Wand übersteigen? Also wieder hoch mit dem Schiff. Wir kamen über die erste Höhe. Doch vor uns türmte sich's von neuem. Bald standen wir inmitten eines wild zerklüfteten riesigen Gebirges, ein grotesker Anblick. Unter uns ein deutliches Wallen und Wogen mächtig bewegter Wolkenmassen, in brodelnder Umbildung begriffen. Vor uns steil herausschießende Spitzen, die in einem überhöhten breiten Schirm endeten. So hoch konnten wir das Schiff nicht ziehen. Das waren schätzungsweise 8000 Meter. Wir standen auf 5500 Meter. Besser war es zweifellos, unten durch das Wetter zu gehen. Aber ganz tief, denn der Anblick vor uns ließ mächtige vertikale Strömungen ahnen. Wir arbeiteten uns fast stürzend nieder und erreichen auf 500 Meter Bodensicht. Unter uns war das Meer. Wir tanzten in Höhenunterschieden von mehreren hundert Meter, machten aber gute Fahrt.

Unser Standort war eben nördlich Terschelling, als wir Funkspruch von L. 40 abhörten: „Standort Terschelling, Achtung englischer Flieger!" — Aha, der Flieger vom Dienst an der berüchtigten Ecke! Wir standen dicht an der Wolkengrenze. Nicht lange, da sahen wir den Flieger auf dem Wasser. Ruder oben! — und schnell waren wir seiner Sicht entzogen.

Und nun kamen wir in das Gewitter. Bleifarbene Wolkenballen, nach ihrem Kern zu düsterem Violett und Schwarz sich vertiefend, an ihren Rändern scharf ausgezackt. Und im Hintergrund eine schwefeliggelbe Wand. Ein Toben ringsum, ein Blitzen auf allen Seiten, fast gleichzeitig an mehreren Stellen. Ein zückender langer Peitschenstrich hier, dort ein grelles, breites Aufleuchten. Dazu prasselnder Regen. Alle Register des Himmels schienen gleichzeitig gezogen. Ein wirklich erhabenes Schauspiel in schaurig-schöner Wildheit. Schaudernd und doch entzückt standen wir auf unseren Stationen.

Es währte ziemlich eine Stunde. Dann wurden die Entladungen seltener. Es wurde nach Osten sichtiger. Wir hatten den Kern durchstoßen. Aber noch waren wir über weitem Meer, durch den südwestlichen Wind nach Norden abgedrängt. Mit südöstlichem Kurs arbeiteten wir uns an unsere Küste, die vorrückende Gewitterfront im Nacken. Dann ging es über die friesischen Inseln. Und kaum war die Küste überschritten, da setzte wieder ein wogendes Auf und Nieder ein, der Wellentanz in den Bodenhöhen. Im nahen Westen aber dräuten die Blitze. — Um 1 Uhr mittags standen wir über Ahlhorn und landeten unter Blitz und Donner.

Eine heikle Fahrt

Im strengen Wintermonat Februar des Jahres 1917 harrten wir in dem feldmäßig hergerichteten Luftschiffhafen Wainoden in Kurland mit dem S. L. 9 auf günstige Angriffslage. Es herrschte bittere Kälte. Selbst Mittags war in der Halle eine Temperatur von minus 16 Grad. Wir hatten deshalb in dem primitiv eingerichteten und in manns-

tiefem Schnee liegenden Hafen Mühe, nach eingetretenem Gutwetter das Schiff gegen 4 Uhr nachmittags fahrbereit zu bekommen. Gleich nach dem Aufstieg stand ein Seitenmotor wegen Lagerbruchs. Der Teil war mit Bordmitteln nicht auswechselbar. Das bedeutete also Ausfall des Motors für die ganze Fahrt. Trotz der herabgesetzten Geschwindigkeit — das Schiff hatte nur 4 Motore — wurde zunächst an dem Plane festgehalten: Vorstoß auf Reval. Wir hatten gleichmäßigen Nordost, 4 Metersekunden. Über dem Rigaischen Meerbusen bemerkten wir, daß der Wind rasch über Norden nach links drehte und an Stärke stetig zunahm. Wir mußten damit rechnen, daß wir auf dem Rückmarsch über feindliches Gebiet nach dem Angriff Gegenwirkung finden und daher hoch fahren mußten. Bei der schon herabgesetzten Geschwindigkeit hätten wir also schwer mit dem in der Höhe noch stärkeren Wind zu kämpfen gehabt. Und wenn etwa noch ein weiterer Motor ausfiel, dann konnten wir bei Hellwerden sicher noch über feindliches Gebiet stehen. Querab etwa von Pernau gingen wir auf große Höhe und fanden die Mutmaßung bestätigt, daß die Windstärke in der Höhe stark wuchs. Wir hatten Nordwest.

Der Plan wurde geändert und Marschrichtung auf Ahrendsburg genommen. Das war ein lohnendes Ziel als Stütz- und Ausrüstungspunkt für den russischen Minenkrieg, der mit Erfolg unseren Seestreitkräften zu schaffen machte. Wir stampften nur langsam gegen den Nordwest vorwärts. Um 10 Uhr abends standen wir in einer Höhe von 3000 Metern nördlich der Stadt und drehten zum Angriff mit dem Winde. Wegen geringeren Benzinverbrauchs als berechnet — die Wegstrecke zum Ziel war kürzer, als planmäßig vorgesehen, und nur 3 Motore liefen — hatten wir das Schiff bis zu dieser Höhe drücken müssen. Es war schwer und lag im Heck.

Die Stadt lag dunkel. Nur hie und da sah man Licht. Die Schneedecke strahlte blendend weiß von unten und ließ den dunkleren Fleck der Stadt sowie die Umrisse des Hafens und den Verlauf der Küste wie auf dem Zeichenbrett erkennen. Wir hatten Gegenfeuer und legten unsere Bomben auf die Hafenanlagen. Bei der verhältnismäßig geringen Ausdehnung dieser Anlagen warfen wir rasch hintereinander in Gruppen. Unmittelbar nach Abwurf der Bomben wurde das vorher überzogene Schiff leicht und schnellte in seine Trimmlage. Durch ungleiche Benzinentnahme vertrimmt, kippte es scharf nach vorn. Trotz Gegenruder lag es mit über 30 Grad auf der Nase und schoß nun mit hoher Fahrt nach unten.

Infolge der großen Schräglage riß gleichzeitig bei allen Motoren die Benzinzufuhr ab. Alle Motore standen. Aber ein Überschuß an Fahrt war noch vorhanden und konnte nicht abgestoppt werden.

Inmitten des Feuers der Abwehrgeschütze ein durchfallendes Schiff und Spielball des Windes — eine greuliche Situation!

Zum Aufrichten des Schiffes gehörte Gegentrimm. Sofort wurde der Wachoffizier mit allen vorn verfügbaren Leuten ins Achterschiff geschickt. Auf dem Wege achteraus sollten außerdem vorn zwei Benzinfässer abgeworfen werden — Wasserballast war nicht mehr verfügbar.

So schnell wie befohlen, war das natürlich gegen die Schräglage nicht ausführbar. Die Leute mußten klettern im Dunkeln, und wir fielen durch bis auf 1900 Meter. Wir trieben ab von Ahrendsburg, wurden noch beschossen und sahen einen Flieger in der Luft, der aber weit von uns abstand und vergeblich suchte.

Die Leute arbeiteten trefflich. Mit Anspannung aller Kräfte kletterten sie den stockfinsteren, nur 20 cm breiten Laufgang entlang bis ins Heck. Das Schiff kam wieder auf ebenen Kiel. Inzwischen waren wir vor dem Nordwest über den vereisten Rigaischen Meerbusen gejagt und trieben immer weiter hinein. Denn auch nach Behebung der Schräglage konnten die Motore nicht sofort wieder angestellt werden. Bei der eisigen Kälte — das Thermometer war auf minus 50 Grad gefallen und stand hier wie vereist — war das Kühlwasser eingefroren und mußte wieder aufgetaut werden. Jede Minute

des Wartens machte eine Notlandung wahrscheinlicher, aber wo? Auf dem Eise des Meerbusens? Der niederträchtige Nordwest!

Das Schiff war leicht und stieg wieder. 20 Minuten nach dem Fallen der letzten Bombe sprang der erste Motor wieder an, dem auch ein zweiter bald folgte. Das Schreckbild der Notlandung auf dem Eise des Meerbusens im Hinblick auf das Feindesland ringsum verblaßte. Mit 2 Motoren konnten wir heimfahren und landeten vor Morgengrauen glücklich wieder in Wainoden.

So war das Resultat des Unternehmens ganz anders geworden als vorbedacht. Es war aber ein Resultat gewonnen, und vor allem dank dem vorzüglichen Zusammenarbeiten der Besatzung und der ruhigen und verständnisvollen Arbeit jedes Einzelnen eine Katastrophe vermieden. Wäre uns ein derartiges Durchfallen des Schiffes über der Abwehr in England passiert, dann wäre es unser sicheres Ende gewesen.

Letzte Fahrt

Wieder war eine Angriffsperiode herangekommen. Das Wetter in den Wochen zuvor war so schlecht gewesen, daß die Schiffe lange Zeit kaum aus der Halle gekommen waren. Immer noch blickten wir vergebens nach einem Wetterumschlag. Endlich kamen freundlichere Tage, doch noch von geringer Beständigkeit. Wir vom „L. 45" teilten in jener Zeit unsere Halle mit „L. 54". An einem Nachmittag mit leidlichen Windverhältnissen beschlossen wir eine gemeinsame Übungsfahrt, um einmal wieder höhere Luft zu atmen. Wir stiegen auf und fuhren einige Stunden in einem Treffenverbande, wobei abwechselnd L. 45 und L. 54 die Führung hatte. Es war eine hübsche kleine Fahrt für Manövrierübungen. Da die Luftschiffe in ihrer kriegsmäßigen Verwendung einzeln arbeiteten und auch auf Märschen nicht zu engen Verbänden zusammengefaßt wurden, war selten Gelegenheit zu solchen zweckmäßigen Übungen. — Mit dieser Fahrt schien der Bann gebrochen. Die normale Tätigkeit wurde wieder aufgenommen. Und nach wenigen Tagen kam endlich ein Angriffsbefehl von der Leitung.

Am 19. Oktober morgens gegen 9 Uhr lautete der telephonische Befehl: „Schiffe klarmachen zum Angriff, Aufstieg 12 Uhr mittags, Näheres nach Fertigstellung der Morgenkarte." Wir studierten die letzten Wetterkarten. Die Lage war zweifellos günstig. Eine gleichmäßige Druckverteilung mit ruhiger Luftschichtung lag über Norddeutschland und der Nordsee. Kein Anhalt zu rascher Veränderung ließ sich herauslesen. Das einzige, was Bedenken machen konnte, war die Schnelligkeit der Beruhigung nach so überaus unruhigen Wochen. Ein vielleicht rascher Rückschlag war da nicht ausgeschlossen. In solcher Situation machte sich der große Nachteil fühlbar, daß uns die Wettermeldungen aus Westen, England und Frankreich, fehlten. Je weiter westlich die Wetterstationen, desto sicherer der Anhalt aus ihren Messungen. Denn der Dreck kommt in unseren Regionen von Westen. Unsere westlichste Station im Kriege war Brügge. Die Angaben von Brügge waren für uns daher die wichtigsten. Man mußte abwarten, was Brügge am Morgen zeigte, um ein klares Bild zu gewinnen.

Es waren nur noch wenige Tage, dann war die Angriffsperiode wieder zu Ende. Wenn irgend angängig, mußte die Leitung daher die Lage ausnutzen. Am späteren Vormittag rief mich Kapitän Strasser ans Telephon. Es war das letzte Gespräch, das ich mit ihm führen sollte. Der ruhige, klare und bestimmte Ton mit deutlichem Unterton des Vertrauens klingt mir noch in den Ohren. Zuerst der endgültige Befehl: „Aufstieg 12 Uhr, England Mitte, gebe Wetterkarte 5 Uhr nachmittags, 9 Uhr abends und Windmessungen in üblicher Folge." Und dann setzte er hinzu: „Die Wetterlage ist gut, Kölle, stoßen Sie tief hinein ins Innere, guten Erfolg!"

Die Morgenkarte hatte keine Veränderung des Bildes gezeigt. Die Höhenwindmessungen von Brügge fehlten wegen Unsichtigkeit. Alle übrigen Messungen hatten

südwestlich bis westliche Winde bis in große Höhen ergeben. Eine Drehung bis etwa Nordwest konnte vermutet werden.

Punkt 12 Uhr mittags stiegen wir auf, 20 Minuten später folgte uns „L. 54". „L. 45" machte gute Fahrt. Flamboroughead hatte ich abgesetzt. Mein Plan war, dort zunächst die Feindküste zu überschreiten und dann nördlich aufholend Leeds von Nordwest her anzugreifen. Fand ich aber drüben die Verhältnisse anders, dann konnte ich auch weiter südlich angreifen. Unsere Windkontrollen auf der Fahrt bestätigten mäßigen Südwest.

L. 54 holte mit seiner höheren Geschwindigkeit merklich auf und war in den Nachmittagsstunden schon uns voraus. Dann sichteten wir in der Ferne, teils voraus, teils links von uns, die Nordholzer und Ahlhorner Schiffe. — 13 Schiffe waren angesetzt, eine bis dahin noch nicht erreichte Zahl. Der Wettergott hatte seine Gunst zu einseitig verschenkt. Wenn er die Gelegenheit beschränkt hatte, sollte die Wucht des Angriffs die Wirkung steigern.

Es lag eine immer wieder imponierende Gewalt in dem Anblick der dahinziehenden Schiffe, weit verteilt und doch mit gleicher Zielrichtung. Die Loslösung von der Erde und das Schweben über ihr mit bewußtem Willen und die Fähigkeit so zu fahren, wie es Zweck und Wunsch gebietet, verleiht an sich ein hohes Gefühl der Freiheit, gesteigert noch durch den unermeßlichen weiten Blick ringsum. Und doch war da ein unsichtbarer Lenker, angedeutet im gleichen Kurs der Schiffe: Im Westen wohnt der Feind, dort kämpfe für dein Vaterland. Tief unter uns die gleichmäßig bewegte See, der weite Luftraum zum Teil behangen mit abgegrenzten Wolkenschichten, tiefer als wir die einen und manche über uns. Nach Nordwest, weit, weit in der Ferne die scharfe Linie des Horizonts, in der der helle Abendhimmel das gewölbte Wasser schnitt; links im Südwest ein Wolkenschleier, der See und Himmel geheimnisvoll entrückte. So wurde das Licht der tiefen Sonne geteilt. Hier war farbenhelle und kräftige Beleuchtung, dort wurde die Sicht weich abgedeckt und verlor sich in düsterem Grau. Voraus die Schiffe schienen scharfgeschnittene Silhouetten und links verschwammen ihre Formen in dem Farbton der Wolken.

Leicht wiegte das Schiff. Die Motore summten einförmig die Begleitung zu dem leichtzitternden Lied der klingenden Verspannungsdrähte.

Dem Verbrauch des Betriebsstoffes folgend wurde zum Gewichtsausgleich das Schiff höher und höher gedrückt und peinlichst die Wolken vermieden, welche irgend Feuchtigkeit absetzten und durch Belastung die statischen Eigenschaften ungünstig beeinflussen konnten. Der beharrliche und in der Höhe etwas steifer werdende Südwest hatte eine kleine Kursverbesserung nach Süd notwendig gemacht.

Gegen 5 Uhr kam der erwartete Funkspruch von der Leitung. Es war keine Wetterkarte, sondern nur eine Prognose: „Leichte bis mäßige südwestliche Winde in der östlichen, mäßige südwestliche bis nordwestliche in der westlichen Nordsee bis in große Höhen, gute Lage für England Mitte". Zur Kontrolle des Schifforts wurde eine Funkpeilung gefordert. Sie ergab eine leichte südliche Versetzung. Der Kurs wurde erneut auf Flamborough Head abgesetzt und vorsorglich dabei gegen Nord vorgehalten.

Mit eintretender Dunkelheit waren wir in 3000 Meter Höhe und hatten etwa dreiviertel des Anmarschweges über die Nordsee hinter uns. Das Schiff war knochentrocken und statisch gut ausgewogen. Keine Andeutung für Veränderung der Wetterlage war erkennbar. Mit bester Zuversicht traten wir die Nachtfahrt an. Die Sicht nach unten blieb frei. Um 6[30] standen wir ca. 40 Seemeilen von der englischen Küste, als es unten aufblitzte — wir wurden beschossen in einer Standhöhe von etwa 4000 Meter. Englische Vorpostenschiffe. Wir stiegen auf 5000 Meter und fuhren weiter, das Feuer der Schiffe mehr und mehr hinter uns lassend.

Gegen 7 Uhr wurde die Küstenlinie schwach sichtbar. Immer noch war freie Sicht nach unten. Im Westen aber standen Schichtwolken. Als wir eben die Küstenlinie passiert hatten, leuchteten Scheinwerfer auf, nicht unter uns, sondern westlich bis nordwestlich in noch erheblicher Entfernung. Das Bild belebte sich rasch. Die Scheinwerfer mehrten sich, das dumpfe Donnern von Batterien aus der Entfernung wurde vernehmbar. Wir erkannten gerade nördlich von uns die breite Humbermündung. Offenbar wurde Grimsby oder Hull angegriffen. Wie zur Bestätigung wurde ein Luftschiff gegen den Hintergrund von Scheinwerferlicht schwach sichtbar. Der war bei der Arbeit! War es der uns vorausgeeilte L. 54?

Das erhabene Schauspiel gab uns dankenswerte Standortsbestimmung. Wir waren reichlich südlicher als gewollt. Der Nordwest hatte also in der Höhe steif eingesetzt. Der Angriffsplan mußte geändert werden. — Es kommt doch immer anders, als man denkt! Wir waren aber früh über dem Feind, der Mond ging spät auf. Wir hatten Zeit. Also — hinein über die Hochstätten der feindlichen Kriegsindustrie. Sheffield sollte das Ziel werden — Kursbestimmung auf der Karte. Nach der bisherigen Fahrt und Abschätzung des Windes konnte es eine knappe Stunde dauern, dann mußten wir über Sheffield stehen.

Der Kurs war eingewinkt, das Schiff höher gedrückt, so daß es ausgewogen war. Noch war Sicht. Ein kurzes Aufleuchten unter uns, und dann wieder — und dann zuckte es lebhafter. Scheinwerfer leuchteten auf und beschrieben mit langem Strahlenfinger ihre Kreise nach oben. Sie suchten. — Und nun setzte ein wildes Massenfeuer ein.

War unter uns die Hölle? Noch war nicht unsere Zeit für den Bombenabwurf. Wir mußten weiter hinein. Sämtliche Motoren gingen „Äußerste Kraft". Es ist nicht gut, solcher Abwehr zu lange ausgesetzt zu sein.

Wir kamen den Schichtwolken näher. Nun brach die Sicht nach unten ab — Nun wurde es wieder frei. — Wieder das kurze Zucken des Feuerns — wieder Scheinwerfer. Dann und wann feste Lichter, aber mit schwacher Leuchtkraft. Hull war schon längst eben nördlich von uns passiert. Wieder verschwand alles. Jetzt fuhren wir über einer durchbrochenen Wolkendecke. In stetem Wechsel sahen wir kurzes Aufleuchten, sahen das Spiel von Scheinwerfern, und dann — war wieder Dunkel und Ruhe. Genaue Orientierung nach dem Boden war unmöglich. Auch kein Anhaltepunkt ließ sich erhaschen. Wir mußten Standkontrolle haben, Peilung fordern. Der wachhabende Offizier kam aus der Funkbude. Positionsmeldung war nicht zu bekommen, alle Schiffe riefen. Aha, die Sichtigkeit schien überall verdeckt. Dann mußte eben mit dem weiteren Anrufen gewartet werden, bis wieder Funkenstille eingetreten war. Schließlich mußte Sheffield auch so zu finden sein. Der Kurs war sorgsam bestimmt, und über der Riesenstadt mit den breiten Industrieanlagen lichteten sich wohl die nicht sehr dichten Wolken.

Nach einer Weile meldete der wachhabende Offizier, auf Funkpeilung sei nicht zu hoffen. Die Schiffe riefen zwar seltener, aber Antwort käme dennoch nicht. Es war also in der Funkordnung irgend eine Störung eingetreten.

Wieder Wolkenlöcher, wieder suchende Finger, wieder Batteriefeuer. So ging es fort und fort. Nun mußte, wenn die Grundlagen für den Kurs stimmten, Sheffield erreicht sein. Doch keine Veränderung in dem Bilde unten ließ irgend welche sicheren Schlüsse zu. Offenbar war der Wind stärker und unsere Fahrt über den Boden geringer, als angenommen. Wir suchten bis gegen 10 Uhr auf dem gleichen Kurs. Unter uns war nun geschlossene Wolkendecke. Wir mußten nach allem Ermessen über dem Midlands stehen, die mehr als irgend eine Gegend der Insel durch Häufung von Hüttenwerken und Hochöfen lohnende Bombenziele boten. War auf der Stelle nichts zu sehen, so mußte zähes und methodisches Suchen Erfolg bringen.

Aus dieser Erwägung wurde auf Nord gedreht, um gegen den Wind und in der Generalrichtung der erstrebten Angriffsgegend zu suchen. Wir arbeiteten eine lange

Stunde ohne Erfolg, bis 11 Uhr. Die Wolkenbedeckung war hoffnungslos dicht. Nach dieser Richtung war nichts zu holen. Es wurde kehrtgemacht und auf Gegenkurs Süd gegangen, weil eine Auflockerung der Wolken eher in dieser Richtung zu erwarten stand. Doch hier war Vorsicht geboten. Denn wir bekamen Schiebewind, ohne seine Stärke zu kennen. Zu starke Versetzung konnte für den Rückweg unheilvoll werden. Daher bekam der Steuermann Befehl: „Eine halbe Stunde Kurs Süd, dann abdrehen nach der Küste."

Zunächst blieb unverändertes Dunkel unter uns. Doch nein, wurde die Wolkendecke nicht dünner? Der bekannte helle und rasch bewegliche Teller in der Wolkenschicht — das waren wieder suchende Scheinwerfer. Es kam wieder ein Loch, ein einzelnes Licht — und wie selbstverständlich das Batteriefeuer. Nur weiter so. Da mußt sich ein Ziel zeigen.

Die halbe Stunde war noch nicht herum. Es war etwa 11 [20] Uhr, da erschien ein Lichterkomplex und scharf ausgerichtete, helle Lichterreihen und Querreihen. Dorthin ging es mit geringer Kursänderung. Die Annäherung war auffallend schnell. Bald erkannten wir Sprühschein durch die scharfen Gläser, also rauchende Schlote! Die Scheinwerfer arbeiteten, Batteriefeuer ohne Unterbrechung. Die Anlage war stark geschützt. Klar zum Angriff! Nun faßten wir sie. Mehr Backbord! — Recht so! Die Bomben fielen, 6 Stück, wie befohlen, in gleichen Abständen. Hart Backbord auf Nordost zur Küste! — Bombenaufschläge beobachten! „Eins" zählten wir, sie lag noch vor dem Ziel, „zwei" schon darin, — „drei" . . . . . . sie deckten, sie lagen gut.

Das Schiff war noch in der Drehung, und ich eilte mit dem Steuermann an die Karte, genauen Kurs zur Küste abzusetzen. Längeres Verweilen im Innern war Leichtsinn. Wir sahen jetzt die rasche Versetzung des Schiffes. An der Küste konnte sich ein weiteres Ziel für den Rest der Bomben finden. Was war aber das? An Steuerbordseite eine Häufung von Scheinwerfern? — Mehr, noch mehr leuchteten auf — und Lichter, durch das Doppelglas erkennbar.

Das war eine große Stadt? und nicht allzu fern? — Hart Steuerbord! Wir drehten zurück. Auf die Scheinwerfer! In schnaubender Fahrt nahten wir. Das mußte schon südlich der Midlands sein, etwa Birmingham — oder — sollte es gar schon — . . .? Nein, so weit konnten wir doch nicht versetzt sein. — Sei es, was es sei, ran an den Feind!

Zahllose Scheinwerfer, die sich noch vermehrten und sich nun kaum mehr zählen ließen. Ein wirres Fingerkreuzen, ein zielloses Wischen durch die Luft. — Dazwischen in märchenhaftem Schauspiel eine hellerleuchtete Riesenstadt. Näher sausten wir, immer näher, wie gejagt, wie der wilde Jäger mit seiner Meute. Da hinein mußten wir!

Hier und da im Scheinwerferspiel ein dunkler Punkt, einzelne tiefer, andere höher, doch — husch — verschwanden sie: „Flieger, Achtung!" Ein Feuern von mehreren Stellen dort unten hatte begonnen und wuchs rasch zu höllischem Lärm.

Merkwürdig nur, daß die Stadt ihre Lichter nicht gelöscht hatte. Das war ganz gegen die sonst so peinlich genaue Abwehrdisziplin. Das war wie ein Meer von Lichtern. Und darin — nun trat er deutlich heraus, — ein breiter west-östlich gewundener Silberstreif mit dem unverkennbaren Bogen — die Themse.

Also doch, wir standen vor London. Und da war auch inmitten des Lichtermeeres ein dunkler Fleck: Der Hydepark.

Klar zum Angriff auf London! Anfahrt von Nordwest, Kurs nach Südost! — Jubelnd folgten die Kommandos. In äußerster Spannung zielte der Wachoffizier durch das Pendelfernrohr. Mit scharfem Auge spähte ich mit dem Steuermann über die Gondelbrüstung, Fahrt und Kurs beobachtend und den Höhen- und Seitensteurer einwinkend. In majestätischer Fahrt zog L. 45 über das gigantische Spiel jäher Abwehr in 6300 Meter Höhe und warf seine Bombenkette, darunter drei von 300 kg Gewicht auf das wogende und flammenspeiende Ziel. In dem hellgezeichneten Netz der Straßenzeilen ließ uns die Feindstadt Wahl und Berechnung für den Wurf. Gesucht hatten wir

nicht eigentlich Dich, Du Hirn unermeßlichen Kriegselends, — aber Du locktest uns selbstmörderisch in Deiner überhasteten Eile der völligen Überraschung! Nun gut, wir folgen Deinem Ruf und leisteten pflichtgemäße Arbeit.

Eine gewaltige schaurige halbe Stunde zuckte und bebte durch die gespannte Brust und grub mit ehernem Griffel die wuchtige Folge der Eindrücke in die arbeitenden Sinne. Ein starkes Gefühl pochte mit seligem Schauer. Erreicht war ein Ziel, das des höchsten Opfers wert war, das unseren Besten den Heldentod gekostet hatte. Wir hatten herrlichen Lohn für langes, beharrliches Suchen. Wir standen im Kampf mit dem begehrtesten Gegner der Luftschiffahrt, gegen die größte Vereinigung modernster Abwehrmittel. Wir hatten die schärfste und bestorganisierte Gegenwirkung. Wir wurden von Scheinwerfern wohl streifend gefaßt, aber nicht festgehalten. Wir fuhren als Sieger.

Kaum hatte der Wachoffizier gerufen: „Letzte Bombe“, da wurde hart Backbord gedreht auf Kurs Nordost. Die Arbeit war vollbracht. Jetzt mußten wir eilends aus dem Lande. Die Motore liefen mit äußerster Kraft. Doch schwer und langsam drehte das Schiff gegen den Wind. — Es war kein Wind, es war Sturm. Erschreckend, wie unheimlich rasch die Lichter unter uns ausgewandert waren. Kein Scheinwerfer erreichte nns mehr. Alle suchten noch, wilder und wirrer noch als eben erst. Wir trieben mit fabelhafter Fahrt nach Süd — und trieben immer noch, als das Schiff endlich auf Kurs lag. Mit furchtbarer Schnelligkeit wich das Bild unter uns. Gerade war eine halbe Stunde verflossen seit Beginn des Angriffs, da hatten wir schon wieder Wasser unter uns. In Nord suchten immer noch die Scheinwerfer mit gekreuzten Fingern. Das Wasser unter uns war der englische Kanal.

So war es denn gekommen, was mir während der Spannung beim Angriff im Unterbewußtsein schon wahrscheinlich gewesen war. Der Vorstoß vor dem Sturm zum Angriff war ein Wagnis gewesen, eine Herausforderung des anderen Feindes, des Wetters das uns zu bezwingen drohte. Der Angriff war durchgeführt nach der Losung: „Es gilt!“ Aber in jähem Wechsel waren wir von unserem stolzen Ziel in die übelste Falle verschlagen. Aus dem Hochgefühl bestbestandener Leistung fielen wir in die harte Erkenntnis schwerster Not. — Äußerste Tragik. Sollte es unser Verhängnis werden?

Jede Minute des Handelns war kostbar. Wo waren wir? „Funknotanruf zur Ortspeilung!“ Das Schiff arbeitete gegen Nordoststurm mit der äußersten Energie aller 5 Motore. Zwei Peilobjekte boten sich uns, an denen wir Kompaßpeilung nahmen. So eindrucksvoll sie wirkten, sie waren keine navigatorisch verwertbaren Punkte, sie gaben uns lediglich ungefähren Anhalt. Es waren im Norden die suchenden Scheinwerfer, die wohl noch eine halbe Stunde schienen, im Osten langgestreckt ein blutigroter, von leuchtendem Grell zu tiefem Dunkel stetig spielender Streifen am Horizont — die tobende Artillerieschlacht, in der unsere Armee in Flandern schon seit Wochen gegen englische Übermacht stand. Ein mächtig packender Anblick.

An diesen zwei grotesken Hilfsmitteln machten wir aus, daß wir im Kanal, weit westlich der Straße Dover-Calais, standen. Es blieb der einzige, unzulängliche Anhalt für unseren Standort. Noch immer versagte die Funkverbindung. Unser Rufen blieb ungehört. Nur annähernd ließ sich bestimmen, daß wir trotz der angestrengten Arbeit der Motore kaum Fahrt über den Grund machten. Die 28 m/s Eigengeschwindigkeit genügte gerade, um das Schiff einigermaßen gegen den Sturm zu halten. So war es also ausgeschlossen, aus der verderblichen Lage herauszukommen. Wir waren eingekeilt zwischen der französischen und englischen Küste, deren Verbindung zwischen Dover und Calais mit allen Mitteln des modernen See- und Luftkrieges verblockt war. Waren wir nicht bei Tagesgrauen weit von diesem Kessel, so wurden wir ein gehetztes Wild zwischen Land- und Seefliegern und gleichzeitig ein Ziel der schärfsten Abwehr durch Batterien und Schiffe.

Drum hinunter! Vielleicht fanden wir in geringeren Höhen schwächeren Wind und konnten uns nach Ostende durcharbeiten, um über Belgien heimzukehren. Mit geringer Schräglage wurde das Schiff langsam nach unten gedrückt unter ständiger Beobachtung, ob sich Fahrt voraus zeigte. Auf 3000 Meter angelangt war unser Standort nicht verändert. Da plötzlich blitzte es grell auf, Leuchtsterne voraus in Schiffsnähe und etwa gleicher Höhe, Leuchtsterne auch an Steuerbord vorn auf dem Wasser . . . Signale? — Es scholl die Meldung: „Flieger voraus!" Flieger also, die mit Vorpostenschiffen arbeiteten. Das war eine Warnung. Der Weg war aussichtslos verrammelt. In geringer Höhe führte er uns in undurchdringbare Vorpostenabwehr. In großer Höhe hielt uns der Sturm zurück wie ein Wall.

Noch waren wir auf 3000 Meter. Es war indessen 3 Uhr geworden. Da setzte ein Seitenmotor aus. Seit 7 Uhr abends waren wir in größter Höhe gewesen und immer mit äußerster Kraft gefahren. Die Mannschaft hatte anerkennenswert durchgehalten und fast Übermenschliches geleistet. Denn, zu allem Übel, waren bereits auf dem Anmarsch die neuen Apparate mit flüssiger Luft, die erst wenige Tage zuvor angeliefert waren, aus mangelnder Übung in ihrer Behandlung ausgelaufen. Als Reserve waren zwar 4 Sauerstoffflaschen alter Art mitgenommen worden. Doch die waren nur wenigen zugute gekommen und auch bald verbraucht worden. Der geschwächte Körper hinderte rasche Hantierung, die bei der eisigen Kälte nötig war, um Motorpannen abzustellen, bevor die Kühler vereisten.

Der Motor kam nicht wieder in Gang, im Gegenteil, nach kurzer Zeit gesellte sich ihm ein zweiter. Wir hatten eine Geschwindigkeitsabnahme um 40%. Nun war alle Aussicht für ein Durchkämpfen auf dem gewählten Wege dahin. Zur größeren Sicherheit mußten wir wieder hoch.

„Ruder oben! mit 10 Grad Schräglage auf größte Höhe steigen!" — und dann? Zwei Möglichkeiten allein ließ die reifliche Überlegung zu. Mit Südwestkurs konnten wir bei der Stärke des Sturmes mit Tagesanbruch über Westfrankreich hinweg Spanien erreichen und dort wohl sichere Rettung finden, aber nur unter Aufgabe des Schiffes Und der andere Weg? Es war ein verzweifelter Versuch. Hart am Winde, der aus Nordost wehte, mußte bei äußerster Kraft der Motore die Versetzung so zu beeinflussen sein, daß wir, ohne zwar die südliche Abtrift vermeiden zu können, doch östlich Raum gewannen. Es mochte gelingen, das Schiff über die Kampffront an irgend einer Stelle der langen Linie zu drücken. Und sollte nicht auf dieser langen Stecke eine Drehung des Windes zu unseren Gunsten einsetzen, sollten wir nicht auf Schiebewind an der südlichen Seite der Depression hoffen können? Auf Höhen von 6000 Meter sind überdies andere als westliche Winde so ungewöhnlich selten! Und dann — das Schiff war noch unversehrt, und selbst wenn es in Deutschland bei einer Notlandung verloren ging, die geübte Besatzung wurde doch wieder zu sofortiger Verwendung bereit! — Eine schwere Entscheidung für den Kommandanten, der allein die Verantwortung trug. Steuermann, wäre ich Deinen Bitten gefolgt und hätte uns nach Spanien gerettet — wie oft und bitter habe ich mir späterhin diesen Vorwurf in den schlaflosen Nächten gemacht! Aber ich kämpfte den inneren Kampf mit der Stimme des militärischen Gewissens. Die militärischen Gründe siegten und reiften meinen Entschluß. Wir drehten ab nach Osten.

So fuhren wir zwar nicht, wir trieben über Frankreich, unter uns eine dünne Wolkenschicht, die uns vor Sicht barg. Bodenorientierung hätten wir auch schwerlich aufnehmen können, da wir nicht eine einzige französische Karte an Bord führten. Noch einmal versuchten wir, funkentelegraphische Verbindung mit der Heimat aufzunehmen, um die Angriffsmeldung und den Marschplan abzugeben. Wieder umsonst. So wurden diese Versuche endgültig aufgegeben. Wohl sahen wir noch einmal an den hellen beweglichen Tellern der Wolkenschicht das Spiel von Scheinwerfern, ohne jedoch daraus irgend einen Anhaltspunkt über unseren Standort gewinnen zu können. Bomben hatten wir

nicht mehr übrig. Es handelte sich im wesentlichen darum, irgend einer großen und gefährlichen Abwehrstellung aus dem Wege zu gehen, weil wir doch nicht angreifen konnten.

So trieben wir einsam, und es machte sich der Rückschag nach den ununterbrochenen Anstrengungen und der bis zum Reißen beanspruchten Nervenspannung fühlbar. Eine gewisse Neigung, den Lauf der Dinge als unabwendbar hinzunehmen, wurde durch solche Abspannung genährt. Man wurde jetzt erst inne, wie sehr der lange Mangel an Sauerstoff Glieder, Muskeln und Magen erschöpft hatte. Die Anstrengung des Stehens und der Bewegung, das Bedürfnis, eine notdürftige Stütze an der Bordwand zu suchen, Kopfschmerz und eine gewisse Schwerfälligkeit im Denkvermögen wurde ich jetzt bei mir gewahr. Und mit Schreck stellte ich fest, wie sehr ich den Stimm- und Lungenorganismus beanspruchen mußte, um mich in Anfragen und Befehlen deutlich zu machen, — und wie leise und gequält die Antworten von den anderen kamen.

Gleichmäßig surrten die Motore, und das Schiff schwankte infolge der Sturmböen und — der versagenden Kräfte der sichtlich überanstrengten Rudergänger. Da erfaßte mich eine Sehnsucht nach Licht, um endlich für die Orientierung mit erneuter Anspannung arbeiten zu können.

Endlich kam das Tagesgrauen. Schwach zeigte sich die dünne Wolkendecke unter uns. Weit von uns gewahrten wir in unserer Höhe drei dunkle Flecke gegen den östlich heller werdenden Horizont. Bald wurden sie dem bewaffneten Auge als Luftschiffe erkennbar und erweckten Hoffnung in uns. Sicher waren sie über England nicht so tief ins Innere vorgestoßen wie wir und hatten daher schon günstigeren Standort, waren wahrscheinlich über die trennende Front hinaus und über heimatlichem Boden. Doch vielleicht gewannen wir den auch noch, mußten nur gut hoch am Winde halten. Aber wo war die Front? Man sah und hörte nichts.

Die Sonne ging auf und färbte Himmel und Wolken mit leuchtendem Rot und zart abgetöntem Rosa. Bleich und übernächtig waren die Gesichter in der Gondel. Mit steigender Sonne begann im Osten das Abtrocknen der Wolkenschicht. Im Dunst verschleierte sich das Bild. Die drei Luftkameraden entzogen sich unseren Blicken. Um 7 Uhr erschienen schwach umrissen gegen Südost hohe Schneeberge — die Alpen. Vielleicht kamen wir doch noch zuvor nach Osten und konnten den Bodensee und Friedrichshafen erreichen ....? Wie fest hält doch der Mensch in seiner Not an dem trügerischen Anker der Hoffnung!

Gegen 8 Uhr öffnete sich die Wolkendecke unter uns, und dann trieben wir einer großen Stadt zu. Wir sahen die Vereinigung zweier Ströme, ostwestlich und nordsüdlich gerichtet. Wir kramten in unseren geographischen Erinnerungen und belehrten uns, daß es Saône und Rhône sein mußten. Und schon schwebten wir über Lyon. Wir sahen, daß wir beschossen wurden — erfolglos. Flieger waren aufgestiegen und schraubten sich hoch. Sie verfolgten uns, blieben aber weit unter unserer Höhe von 6300 Meter. Alles moderne Material war wohl an der Front, die alten Maschinen im Inland. Die Flieger sorgten mich nach dieser Erkenntnis weniger als die Tatsache, daß nicht einmal der neutrale Boden der Schweiz zu erreichen war. Herrgott, fünf Stunden nur — und wir waren trotz der gegenwirkenden Arbeit der Motore vom englischen Kanal bis Lyon getrieben! Wie stark mußte der Sturm sein; zu Grabe alle Hoffnung für Rettung des Schiffes.

So herrlich leuchtete die Schönheit der Alpenriesen im blendenden Sonnenschein. Das war das Massiv des Mont Blanc. Es winkte und lockte. — Was tun? Nach Spanien noch jetzt? Der Maschinist kam bleich und entkräftet wie wir alle in die Führergondel. Der Weg durch die Länge des Schiffes hatte Aufbietung aller Kraft erfordert und ihn ganz matt gemacht. „Unser Benzin reicht kaum noch länger als eine gute Stunde", Damit entfiel alle Möglichkeit nach Spanien zu fahren. Das Ende wäre im Mittelmeer gewesen als Spielball des Sturmes. Jetzt galt aber noch eins: das Schiff war verloren,

aber die Besatzung mußte gerettet werden. Mit deutlicher Notwendigkeit trat die Verantwortung für 16 brave Kameraden an mich. Flieger waren nicht mehr in Sicht, sie hatten lange von uns abgelassen. Ich befahl niederzugehen, gab Anweisungen zur Notlandung und Vernichtung des Schiffes. Da mußte alles mit klarer Überlegung bedacht werden. Nur nüchternes und kaltblütiges Handeln konnte die Rettung jedes einzelnen verbürgen. Um alle nacheinander aus dem Schiff bringen zu können, mußte dies vor allem nach der Landung genügende Schwere bekommen. Voreiliges Verlassen würde das Schiff erleichtern und zur Katastrophe mit Menschenverlust führen. Der Wachoffizier ging von Gondel zu Gondel und belehrte die Leute. Es liefen nur noch zwei Motore. In geringerer Höhe gewannen wir ein wenig Raum nach Osten. Das Schiff lag ungemein hart im Ruder. Wir gierten und schwankten, und die Ruderhandräder waren in steter Bewegung. Der Rudergänger am Seitenruder war völlig erschöpft. Der zurückgekehrte Wachoffizier löste ihn ab. Nur Handeln und die Spannung hielten uns alle noch hoch.

Gegen 10 Uhr waren wir über dem oberen Durancetal in 1000 Meter Höhe und suchten nach einem günstigen Landungsplatz. Alpenlandschaft der Hautes Alpes ringsum. Mit Kurs gegen den immer noch nordöstlichen Wind sahen wir ein in Nord und Ost von hohen Bergketten umsäumtes Plateau. Dort ergießt sich die Buëch als nördlicher Zufluß in die Durance. In ihrem Tale mußten wir Deckung gegen die Böen finden. Ich setzte an zur Landung. Während der Anfahrt zeigte sich im Flußbett eine Kiesinsel — ein geschenkter Landungsplatz. „Scharf hinunter und Kurs auf die Insel!" — Alles gelang nach Wunsch, weil jeder mit Vernunft nach Anweisung handelte. Die Gasventile wurden gezogen und das Schiff schwer gemacht. Das fallende Schiff wurde über die schmale Insel gebracht, auf die es gerade hinpaßte. Mit Fahrt setzte es auf. Ein Krachen der Gondelstützen, ein Reißen von Spanndrähten, ein Biegen und Ächzen der Verstrebungen und der Träger im Schiff, das sich schwer über die Gondeln schob. — Dann lag es fest. „Landungstau raus — Zellen aufschneiden — Motore unbrauchbar machen!" Wie befohlen enterten die Leute ins Schiff und schnitten, wo die Zellen durch Gas gespannt waren. Der letzte Rest von Benzin, nicht viel mehr als eine Nagelprobe, wurde über zerhämmerte Motore und Funkenanlage verspritzt. Trefflich arbeitete die Besatzung, niemand verließ seinen Posten.

Der Wind heulte in Böen aus dem Durchbruch der Berge vor uns. Er faßte den Schiffskörper und bog ihn über den aufliegenden Gondeln nach Steuerbord — nach Backbord. — Eine heftige Stoßböe drückte den Gasleib ganz nach backbord über und schleifte das Schiff mit Gewalt von der Insel in den Fluß. Da hakte die Seitengondel hinter einem Steinblock des Gerölls und wurde losgerissen. Schroff wurde das plötzlich um die Gondellast erleichterte Schiff wie ein Bunsch Stroh hochgerissen. Bäumte es gegen den Todesstoß und wollte zurück in sein Element? — Minutenlang dauerte der Vorgang. Etwa bis 40 Meter über dem Boden stieg das Schiff noch und wurde mit dem Winde willenlos flußabwärts getrieben. Denn die Motore ließen sich nicht mehr anwerfen, und die Steuerungszüge waren zerissen. Nun war keine Gegenmaßnahme mehr möglich. Aber eins war gewiß: das Schiff war schwer und mußte wieder sinken, sobald die Unterströmung nachließ. — Und es fiel wieder, erst langsam, dann schroff. Und jetzt hatte ein Höherer in das Räderwerk des mit uns spielenden Schicksals gegriffen. Denn mit scharfem Aufprall lagen wir wiederum auf einer Kiesinsel ca. 500 Meter unterhalb der ersten.

So schroff die zweite Landung war, einen Unfall brachte sie nicht. Mann für Mann, immer meinen Befehl abwartend, stiegen die Leute aus dem Schiff und gingen gleich an die Leine, die unter der Leitung des Wachoffiziers stramm soweit wie möglich nach vorn ausgeholt wurde. Herrliche Kerle! Nach einem letzten prüfenden Rundblick verließ ich mit dem Steuermann als Letzter die Führergondel. Er hatte die geladene Signalpistole in der Hand. Wir traten rasch an Backbord-Seite in die Mitte neben das Schiff, ca.

20 Meter Abstand. Das ausgefahrene Schiff hatte etwa 2 Drittel des Gasinhaltes verloren. „In das obere Drittel zielen, dort ist das Gas! — Schuß!" Helleuchtend flog der Signalstern in das Schiff. Deutlich markierte sich der Einschuß. Wir standen in banger Erwartung. Die sicher nur kurzen Sekunden wuchsen uns zur Ewigkeit, und es erfolgte nichts. Eile war geboten. Schon zielte der Steuermann zum zweiten Schuß, da züngelte hinter dem First ein schneeweißer Rauch hoch — und in einem Augenblick stand das Schiff in ganzer Länge in hellroter Flamme.

Es war ein herzzerbrechender Anblick, unser prächtiges Schiff, wie es flammte und rauchte. Langsam sich hebend, wurde es durch eine Stoßböe uns gegenüber jenseits des Flusses an die Klippen einer Felswand geworfen. Wenn jemals, so erschien er uns jetzt als ein Riese, mit seiner blutigen Aureole, der in kurzem nur noch ein Trümmerhaufen sein sollte, unser L. 45, der dreiviertel Jahre uns stolz zu Ehre und Erfolg getragen hatte. — Und doch fiel mir ein Stein der Erleichterung vom Herzen. Es war gelungen, wie vorbedacht. Die Besatzung war gerettet, ohne daß das Schiff in die Hände der Feinde gefallen war. Zu danken war es dem wunderbaren Geist und der Vollkommenheit einheitlicher Durchbildung eben dieser Besatzung, die mich über alles Lob erhaben dünkt.

Während der Spannung in den Schlag auf Schlag folgenden Vorgängen hatten wir nicht Muße gefunden zu sehen, was um uns herum geschah. Jetzt erst blickten wir uns um mit der Frage: Was tut der Feind? Mit Staunen bemerkten wir jenseits des Wassers auf beiden Ufern Menschenmengen: Landvolk, Gendarmerie und auch schon Alpenjäger, Räder und Automobile. Rasch sammelte ich meine Leute zu kurzen Worten des Dankes und der Anerkennung. Wir waren waffenlos. Ein Entrinnen von der kleinen Insel am hellen Vormittag war Wahnsinn. Die Entspannung der zum Springen beanspruchten Nerven ließ keinen Raum mehr für scharfe Überlegung, wo doch ein zielvolles Handeln nutzlos war. Die Dinge liefen ohne unser Zutun. Wir setzten gemeinsam über den Fluß. Meine Leute nahmen mich auf ihre Schultern, und da kam Leben in die in Schauen und Staunen versunkenen Massen am Ufer. Ein wildes Rufen und drohendes Geschrei, dazwischen Luftschüsse. — Und dann waren wir gefangen.

Der Tag war ein schmerzensreicher Unglückstag für unsere Marineluftschiffahrt geworden. Aber ebensowenig wie frühere Schicksalsschläge hatte dieser es vermocht, die wunderbare Energie unseres großen Führers und die Tatenlust der Truppe lahm zu legen. Der Schicksalstag wurde kein „Schwanengesang", sondern wiederum ein Wendepunkt für neuere Vervollkommnung. In ungebrochener Frische erneuten sich die Angriffsfahrten im Jahre 1918. Wir Gefangenen aber wurden krank an dem erstickendem Gefühl der gezwungenen Entsagung, an dem entnervenden „Nichtmittunkönnen."

Schlußwort

Meine Erinnerungen sind reich an Enttäuschungen. Sie zeigen nicht eine lichte Folge von Erfolgen, wie ich sie mir erhofft hatte, sondern sie führen durch Not. Aber gerade weil es Not war, die ich mit meiner über alles Lob erhabenen Besatzung so vielfältig habe durchkämpfen müssen, zeigen unsere Erlebnisse Eines deutlich, und darauf kommt es mir in dieser Wiedergabe an. Der Wille war zäh, das Schicksal zäher, die Kraft war menschlich, also unvollkommen, aber das Material dauerhaft.

Meine Laufbahn als Luftschiffführer war eine Kette von Erfahrungen. Und im Wachsen der Erfahrung festigte sich in mir stetig die Gewißheit, daß dem Luftschiff ein felsenfestes Vertrauen gebührt, so fest, daß ich zu sagen pflegte: wenn meine Kräfte nicht versagen, mein Schiff versagt nimmer.

In der Verstrickung von äußeren Einflüssen und bei der Schnelligkeit ihrer vielseitigen Einwirkungen sind Fehler nicht wieder gut zu machen. Das beste Schiff kann natürlich einen unglücklichen Ausgang nicht aufhalten, wenn die Verhältnisse stärker sind als die Führung. Doch wir Deutsche haben in dem Buch der Luftschiffahrt das Kapitel

Krieg zugeschlagen. Der neue Abschnitt spricht von Friedensarbeit. Der Führer ist jetzt in seinem Handeln frei von hindernden Nebeneinflüssen, er kann seine volle Kraft für das Schiff einsetzen, sich seinem Verhalten und der scharfen Beobachtung des Wetters ganz ausschließlich widmen. Wir haben beides, ein leistungsfähiges Schiff und erfahrene, luftbefahrene Männer. Die nächste Leistung, die die Welt erwartet und für die der alte Graf schon vor einem Jahrzehnt sein Werk reif sprach, liegt vor uns, der Nordpol. Wie ich nicht einen Augenblick an dem Gelingen der Fahrt Eckeners über den Altantik zweifelte, so wenig an der Erfüllung dieser Aufgabe. Damit aber werden wir uns den Weg frei machen zur Erschließung der Welt für den deutschen Luftverkehr. Und das, sollte ich meinen, ist immerhin des Opfers jedes einzelnen wert.

Drum horcht auf nach dem Bodensee. Von dort schallt laut der Ruf nach Hilfe zum Bau unseres Luftschiffes, zu dem jeder einen Baustein als Spende tragen soll. Es ist die höchste Zeit, daß wir das Werk beginnen. Schon versuchen die anderen uns zuvorkommen. Wir aber wollen, daß die Aufgabe, die die Welt fordert, erfüllt werde. Und dafür bürgt uns nur deutsche Leistung.

Die französische Literatur der Gegenwart

Der Frauenroman

Es ist etwa sieben Jahre her, als ich mich nach Südfrankreich begeben hatte, um dort ein literarisches Werk zu vollenden. Es galt leuchtenden Himmel, eine freundliche Gegend und einen ruhigen Gasthof zu entdecken, der die allergrößte Absonderung ermöglichte. Nach einigem Suchen blieb ich in Beauvallon, nicht weit von dem kleinen Hafen Saint-Tropez. Dort traf ich eine Frau, deren Namen — damals noch unbekannt — bald berühmt werden sollte, sowohl durch die schriftstellerischen Erfolge wie auch durch die Rolle, die sie im französischen Lager der Kommunisten spielen sollte: nämlich Magdeleine Marx. Da sie sehr schön ist, nennt man sie gern die schöne Bolschewistin. Auch sie war ganz allein dort hingekommen, um zu schriftstellern.

Wir schworen uns zu, daß jeder des andern Arbeit respektiere. Kaum gab es von Zeit zu Zeit ein kleines Plauderstündchen, wir hielten unsern Schwur heilig ..... Aber meine Neugierde wurde indessen immer stärker, und ich bat sie endlich, mir einige Seiten des Romanes vorzulesen, an dem sie schrieb; denn es war ein Roman.

Eines Abends geschah es. Ich möchte durchaus nicht sagen, daß ich mit einigem Skeptizismus zu der Vorlesung von Magdeleine Marx kam. Wie diese junge Frau daran gegangen war, sich von allem loszulösen, um zu arbeiten, das erzwang von vornherein alle Achtung. Und dann hatten einige Gespräche genügt, mir zu zeigen, daß es sich hier um einen Menschen handelte, der Hochachtung verdiente. So erwartete ich also Beachtenswertes, etwas von Gewicht und ernster Bedeutung.

Wenn es nur Beachtenswertes, Gewichtiges und Bedeutungsvolles gewesen wäre! ..... Aber siehe da, schon bei den ersten Worten klang es auf wie die Stimme eines unerforschten Landes und rührte ans Herz und war tief verinnerlicht, neu .....

Und ich blieb gefangen in Bewunderung und Erregung.

Versuchen wir es genauer ausdrücken.

Was ist die Mehrzahl der Schriftsteller? Arme Leutchen, die jeder mit seinen Mitteln Geschichtlein wiederholen, die doch fast immer die gleichen sind. Es sind ungefähr immer dieselben Worte, die sie gebrauchen, nur sind die einen innerlich feiner, die andern stärker und dies sind die größeren Künstler, einige haben mehr die Begabung, zu empfinden als es auszudrücken; — und die Bücher-

flut wächst ununterbrochen. Und hier auf einmal hörte ich Worte, die ich noch nicht gehört hatte. Was sollte das heißen? Ganz einfach, daß diese Frau gesehen hatte, gefühlt hatte und Dinge gedacht hatte, die man noch nicht gesehen, gefühlt oder gedacht hatte.

Magdeleine Marx hatte mir freilich nur eine kleine Anzahl von Seiten aus ihrem Buch vorgelesen. War das übrige auch auf der gleichen Höhe? Und dann, lesen hören ist noch nicht selbst lesen.

Wie auch mein Eindruck bei der Vorlesung in Beauvallon gewesen sein mag, so war es meine Pflicht, mich nach alledem zu fragen, ob ich nicht das Opfer einer Einbildung gewesen sei. Die Umgebung, ein bestimmter Ton, ein bedeutender persönlicher Zauber und dann der Tannenwald, der schöne Golf, der sich in ganz dunklen Linien gegen den azurblauen Horizont abhob: Sollte dieser Eindruck, wenn auch nicht verschwinden, so doch matter werden vor der Nüchternheit des gedruckten Papiers?

Das Buch erschien ein Jahr später. Es nannte sich „Femme". Schon nach den ersten Seiten fand ich wieder den Eindruck von Beauvallon bestätigt, und mir wurde die Gewißheit, daß Magdeleine Marx trotz der Prosa eine große Dichterin war.

Aber das Buch von Magdeleine Marx ist ebenso ein Roman wie es ein Dichtwerk ist; es erzählt die Geschichte einer Frau.

In ein paar Worten: Eine Bürgerstochter verläßt ihre Familie, durchaus nicht um ein Abenteuer zu bestehen, sondern um ein Leben zu führen, ein Leben, das sie durch Arbeit erringen will, das Leben eines Menschenwesens und nicht ein Puppendasein. Nachdem sie frei geworden ist, macht sie die Bekanntschaft eines jungen Menschen. Sie heiraten sich, ein Kind wird geboren. Eines Tages liebt die Frau nicht mehr ihren Mann — liebt einen andern. Kein leidenschaftliches Drama. Der Krieg bricht herein. Beide Männer sind gefallen, und die Frau lebt weiter.

Von diesem Roman habe ich einen Augenblick geglaubt, daß er ein Meisterwerk werden würde. Unter diesem etwas veralteten Ausdruck „Meisterwerk" verstehe ich folgendes: Die vollständige Verlebendigung eines eigenen Einfalls.

Gleich im Anfang ist die Heldin dargestellt in einer Wahrheitstiefe, die um so bewundersweiter ist, als fast alles neu ist in dieser Darstellung des weiblichen Seelenlebens. So z. B. die Stelle, als das Töchterchen begreift und erfährt, daß es schön werden würde. Und dann das Leben des jungen Mädchens in seiner Familie, ihr Auszug, die Ankunft in der möblierten Wohnung, der Eintritt in ein Büro, die Abende bei den Arbeitsgenossen: da kann ich nur immer die gleichen Worte wiederholen: Leben, Wahrhaftigkeit, Innerlichkeit, Tiefe und was für ein Seelenreichtum!

Man wird glauben, daß dieser Aufsatz eine Lobhymne ist und daß ich nur Blumen auf den Weg der Magdeleine Marx streue. Man wird jedoch die Bosheit meiner Behauptung bemerkt haben: — Von diesem Roman habe ich einen Augenblick geglaubt, daß er ein Meisterwerk werden würde . . . .

Es dauerte fast zwei Stunden, daß ich vor dem offenen Buche saß, bevor ich die Lektüre begonnen hatte. Im Augenblick, wo ich das sage, komme ich wieder ganz in die Stimmung des ersten Abends. Alle diese Seiten klangen, vibrierten, schwangen in Harmonien. Und auf einmal, ganz plötzlich, fühlte ich mich erstarren.

Und dabei war es doch immer der gleiche Stil, derselbe Gedanke — und doch war ich nicht mehr berauscht.

Was war denn vorgegangen?

Etwas ganz Geringfügiges, aber sehr Schwerwiegendes. Von einem gewissen Augenblick in ihrem Roman an hatte Magdeleine Marx aufgehört, aufrichtig zu sein. Fand man auch immer noch eine bewundernswerte Begabung — die Wahrhaftigkeit aber war verschwunden.

* * *

Es gibt zwei Arten literarischer Werke, die sich durch ihre Extreme kennzeichnen — wenn man so will — durch die Namen von Jean-Jacques Rousseau und Balzac.

Jean-Jacques — das bedeutet die „Confession", das ist er selbst, schonungslos er selbst. Im vollen Sinne des Wortes: er beichtet, bekennt sich selbst.

Balzac hingegen ist ein anderer im Sehen, Fühlen und Denken.

Ich weiß wohl, daß Jean-Jacques es versteht, um sich herum zu blicken. Höchstwahrscheinlich macht Balzac sein Ich nutzbar und alles das, was er um sich erschaut, durchläuft notwendigerweise dieses wunderbare Ich. Aber der eine schreibt Autobiographien, der andere hingegen nicht.

Zwischen diesen beiden gibt es unglücklicherweise eine Zwischenart, die ich ohne Zögern für minderwertig halte; das ist das

Scheinbekenntnis, die künstlich auffrisierte Autobiographie, eine Verbindung zwischen Autobiographie und selbständigem Roman. In den wahren Bekenntnissen ebenso wie in den objektiven Werken haben die Handelnden ihre Vorzüge und ihre Fehler. So zeigt sich Jean-Jacques abwechselnd erhaben und ruchlos, denn der eigentliche Ursprung des Bekenntnisses ist die Erkenntnis, daß man kein Heiliger ist. Hingegen sind die Helden in diesen Zwittergeschöpfen von Teilautobiographien und ihre Freunde makellos, zum wenigsten frei von ernsthaften Fehlern. Was sage ich? Alles, was sie tun, ist nicht billig, aber gerecht.

Das also ist der Fehler dessen, was ich „zurechtgemachte Bekenntnisse" nenne. Magdeleine Marx hat für ihre Heldin die Augen einer allzutreuen Freundin. Hat sie denn noch nicht in ihrem Herzen die bösen Stimmen vernommen, die (besonders bei den Besten) so tragisch mit den edlen wechseln? Mit den beiden Mitspielern ist es wohl noch ärger. Da es sich um eine wahre Geschichte handelt, die der Schriftsteller umgestaltet, die aber alle ihre Freunde wiedererkannt haben, so glaubte sie, allen Edelmuts zu entbehren, wenn sie nicht diese beiden Menschen mit den schönsten Eigenschaften ausschmückte, und wenn sie an ihnen die geringste Schwäche sehen ließe. Das ist kein menschlicher Roman mehr, das ist die Beweihräucherung zwischen Leuten, die sich vorgenommen haben, sich untereinander, ja sich selber keinerlei Unannehmlichkeiten, nicht einmal die geringfügigsten, zu bereiten.

Magdeleine Marx hat nicht verstanden, zwischen zwei Dingen zu wählen: nämlich eine Schriftstellerin zu sein und nichts weiter, und dann wäre es notwendig gewesen, daß sie Leib und Seele preisgibt, daß sie nicht das Geringste und Innerlichste ihrer selbst verbirgt, daß sie das sei, was die primitiven Religionen eine „Heilige" nennen — oder aber eine Frau zu sein, die das Leben wie die anderen lebt und die alle Rechte in Anspruch nimmt, ihre Schamhaftigkeit vollständig zu bewahren.

* * *

Es ist noch nicht sehr viele Jahre her, daß das wirkliche Frauenschrifttum in Frankreich geboren wurde, und zwar geschah das an dem Tage, an dem die Frauen aufgehört hatten, das Schrifttum des Mannes nachzuahmen.

Die Werke der Madame de Stael, der Comtesse d'Agoult, der George Sand hätten ebensogut von Männern geschrieben werden können. Abgesehen von einigen unbedeutenden Zügen gibt es darin nichts eigentlich Weibliches. Die Literatur der Frau erstand, als die Frauen daran gingen, einfach ihre fraulichen Empfindungen und Gedanken wiederzugeben, nicht ohne einige Versuche, sie dem männlichen Denken und Empfinden gegenüberzustellen, und ich werde bald einige dieser Schriftstellerinnen anführen, die ohne hervorragende Begabung doch kleine Romane von entzückender Eigenart schufen durch die Betonung dessen, was man den Gegensatz der Geschlechter nennen könnte.

Unglücklicherweise gibt es ein Gegenspiel zu diesem Fortschritt, und das ist wieder das „zurechtgemachte Bekenntnis".

Den schweren Fehler, den ich Magdeleine Marx zum Vorwurf gemacht habe, finden wir in einer großen Anzahl von Frauenromanen. Die schriftstellernden Frauen lieben es, das zu erzählen, was sie gesehen haben. Sie haben ein außerordentlich durchdringendes Auge für die Dinge, die sie umgeben, aber wenn es sich um sie selber handelt, so sehen sie nichts.

Unter dem Titel „Ces demoiselles de l'Opera" hat Jane **Hugard** einen Roman veröffentlicht, der auch wieder beinahe ein Meisterstück hätte sein können. Da sie selber Tänzerin an der Oper war, kennt sie das Milieu besser als irgend jemand anders. Ihre eigentliche Stärke ist der Dialog, und ihre Begabung ist erstaunlich. Man kann sie nur der unseres großen komischen Dichters Courteline gleichstellen. Sie hört, wie andere sehen. Ich möchte nicht behaupten, daß sie den photographischen Sinn für den Dialog hat, denn es ist eher das Gegenteil der Photographie. Der Sinn, von dem ich spreche, zeichnet sich gerade dadurch aus, nur das Wesentliche dessen, was man hört, zu erfassen, dabei aber genau alle Wendungen und Rhythmen des wirklichen Dialoges zu bewahren. Es gibt hier etwas, das der Zeichnung gewisser Meister ähnelt, die in wenigen Zügen unendlich mehr als die Photographie, in Wahrheit aber alles geben.

Die Dialoge in „Ces demoiselles de l'Opera" überraschen durch Lebendigkeit und Echtheit. Die allerbedeutendsten sind die Gespräche der Mutter der Tänzerinnen, welche wie der antike Chorus immer die Ereignisse erläutern und die die erschütterndste Komik erreichen.

Welches Verhängnis zwingt mich, an Jane Hugard fast genau die gleiche schwere Kritik zu üben wie an Magdeleine Marx? Unter dem Schwarm der Tänzerinnen, die sie beschreibt, gibt es eine, bei der der Leser kaum Mühe haben wird, sie als die Autorin wiederzuerkennen, und, was ihre Person anbetrifft, so hört dort ihre Beobachtungsgabe und Scharfsinnigkeit auf — wir sind in das „zurechtgemachte Bekenntnis" zurückgefallen.

Aber in „Ces demoiselles de l'Opera" spielt die fragliche Person nur eine unklare Rolle. So ist das Übel weniger fühlbar. Und das Buch bleibt außerordentlich geistvoll und unterhaltend, so daß ich es jedem empfehle, der einen gerechten Eindruck von dem bekommen will, was wirklich hinter den Kulissen der Pariser Oper vorgeht.

* * *

Aber eine Frau gibt es, die der schweren Gefahr der Scheingeständnisse zu entgehen wußte und von der man behaupten kann, daß sie eine „Geweihte" ist, der unerbittlichen Gottheit geweiht, die den aufgeregten Fluß ihres Lebens bestimmt. Ich denke, ich werde mit der Meinung meiner Zeitgenossen übereinstimmen, wenn ich sage, daß die bedeutendste Schriftstellerin unserer Zeit Colette ist.

Bekanntlich ist sie in der Literatur zum ersten Mal aufgetreten im Zusammenwirken mit ihrem ersten Mann, Willy, in den verschiedenen „Claudine", die er veröffentlicht hat. Jetzt in den letzten Jahren hat sie unter dem Titel „La Maison de Claudine" Kindheits- und Jugenderinnerungen veröffentlicht, die durch ihre Wahrhaftigkeit und Feinsinnigkeit eine der schönsten Erzeugnisse der französischen Literatur sind.

Unter den schriftstellernden Frauen, die kürzlich wertvolle Bücher veröffentlichten, haben einige eine gemischte Dichtungsgattung gewählt, die weniger gefährlich ist: eine frei erfundene romanhafte Handlung, mit nicht weniger frei erfundenen Personen, aber doch mit allem Reichtum der Beobachtung und persönlichen Eigenarten, so z. B. Lucie Delarue-Mardrus und Marcelle Tinayre.

Marcelle Tinayre hat Anspruch auf den Titel einer großen Schriftstellerin, besonders auf dem Gebiete des Romans. Ihre schon zahlreichen Werke setzen sie in die erste Reihe der Namen, die unserer Literatur Ehre machen. Leider kann ich nur von ihren früher erschienenen Romanen sprechen und habe die neuesten noch nicht gelesen. Ich bitte deshalb die Leser der „Deutschen Rundschau" um Entschuldigung. Es ist auf jeden Fall unmöglich, von der französischen Frauenliteratur zu sprechen, ohne ihren Namen sehr hoch anzusetzen.

Lucie Delarue-Mardrus ist ebenso als Dichterin wie als Romanschriftstellerin bekannt und ihre Versbände sind berühmt. Ihr letzter Roman „A coté de l'Amour" ist der Typus einer vollständig frei erfundenen romanhaften Handlung, wovon ich gerade gesprochen habe: nämlich die Geschichte eines jungen Mannes zwischen zwei Frauen, deren eine der Widerschein der andern ist. Offensichtlich gibt dieses Buch nicht den Eindruck einer erlebten Geschichte. Der Aufbau liegt klar zutage. Die Personen selbst haben etwas Künstliches an sich, was man immer bei zu scharf erläuternden Charakteren findet, und folgen zu genau den klassischen Regeln. Auch dieses Buch ist äußerst anregend durch den Reichtum der Schilderungen, ist das aber hauptsächlich durch die frauliche Eigenart der Beobachtung. Die weiblichen Figuren sind vielleicht so, wie sie auch ein männlicher Schriftsteller in den Hauptlinien hätte entwerfen können; aber nur eine Frau konnte ihnen die Gebärden und Worte verleihen.

In ihrer normannischen Einsiedelei von Honfleur, diesem Pavillon der Königin, wo sie (als gute Tochter der Normandie, die sie ist und bleiben will), einen Teil des Jahres verbringt, ebenso wie in dem schönen Haus des alten aristokratischen Quai Voltaire, das sie in Paris bewohnt, versteht es Lucie Delarue-Mardrus, zu sehen und zu hören. Und unter der romanhaften Handlung, die sie aufzubauen beliebt, gibt es einen ganzen Schatz von außerordentlich feinen Anmerkungen und Beobachtungen, von denen man auf jeder Seite etwas findet.

Raymonde Machard hat vor einigen Jahren ihre Laufbahn mit einem Roman begonnen, der ein großer Erfolg wurde: „Tu enfanteras". Es ist im höchsten Grade das Buch der Frau, besonders der Mutter, und man kann sicher sein, daß die uns vorausgegangenen Generationen nichts geschrieben haben, was ihm gleichkommt.

Gegenwärtig ist es nicht so sehr das Buch der Mutter als vielmehr das Buch der Gattin, das Raymonde Machard eben veröffentlicht hat unter dem Titel „l'Oeuvre de chair". Der darin behandelte Stoff ist schwierig. Er beruht hauptsächlich auf dem

grundlegenden Gegensatz des weiblichen und männlichen Charakters. Die Verfasserin bemüht sich, mit allen Traditionen brechend, die geheimnisvolle Ursache der männlichen Untreue zu erfassen, ja zu rechtfertigen und das bezeichnenderweise echt weiblich. Was für eine seltsam anmutende Theorie auch darin entwickelt wird, so atmet dieses Buch doch eine so starke Treue und Redlichkeit aus, daß es zur Bewunderung zwingt.

Jeanne Galzy hat vor etwa zwei Jahren mit ihrem Roman „Les Allonges" einen großen Erfolg gehabt, die Allonges sind die armen Kranken, die an der schmalen Küste von Berck ihr trauriges Leben in Sanatoriumsbetten verbringen, und Jeanne Galzy hat davon das erschütterndste Bild entworfen. „La Femme chez les garçons", das ist die Mädchenschullehrerin, die in den Knabenschulen ihre männlichen Berufsgenossen, die während des Krieges zum Heeresdienst eingezogen worden waren, vertreten hat. Alle die Probleme des Gegensatzes zwischen Mann und Frau werden in diesen Seiten behandelt. Letzthin endlich in „La Grand rue" hat sich Jeanne Galzy dem psychologischen Frauenroman mit derselben zarten Meisterschaft genähert.

Auf einer gleich hohen Stufe steht das Werk Gabrielle Révals, die mit mehreren Romanen über Töchterlyzeen und Sévriennerinnen in die Öffentlichkeit trat. So nennt man nämlich die Studentinnen, die sich dem Lehrfach widmen und die ihre Studien in dem Maison de Sévre machen, nahe bei Paris. Gabrielle Réval ist nicht weniger erfolgreich gewesen in dem modernen Abenteurerroman. Ich kenne keine packendere Lektüre als den letzten Roman, den ich von ihr gelesen habe, die „Fontaine des amours", der ein seltsames Gemälde der portugiesischen Volkssitten gibt. Und das Bewunderswerte an diesem köstlichen Roman ist die hübsche zierliche und feine Sprache, die allein eine Frau von Begabung zu schreiben fähig ist. Die Bücher von Gabrielle Réval sind Musterbeispiele, die man den Fremden vorführen sollte, die den Wunsch haben, in die französische Überlieferung der Schlichtheit und Eleganz eingeweiht zu werden.

Andere schreibende Frauen schließlich haben sich ihren Platz erobert durch eine boshafte Betrachtungsweise, die ganz ausschließlich weiblich ist und typisch pariserisch. Liest man die Romane der Suzanne de Callias, so glaubt man sich in einen Pariser Salon versetzt mitten in eine Gruppe geistreicher Frauen, die sich damit beschäftigen, mit unschuldigster Miene sich Unverschämtheiten zu sagen. Die Männer bleiben nicht verschont. Suzanne de Callias ist jedoch gegen sie nachsichtig, wie man gegen weit unter sich stehende Wesen nachsichtig ist, die man kennt, die man an der Nase herumführt und denen man eben ihre großen und kleinen Fehler verzeiht. Es gibt im Französischen ein Wort, das sehr treffend diesen Geisteszustand ausdrückt: die „Rosserie". Der letzte Roman von Suzanne de Callias „Lucienne et Reinette" ist im Grunde eine recht rührende Geschichte, die nichts Schamloses an sich hat. Die „Rosserie" liegt in den tausend Nichtigkeiten auf jeder Seite, besonders in den Gesprächen von Frauen, die einander kennen und mit Anspielungen sticheln.

Renée Dunan, die auch recht geistvoll ist, wurde zuerst durch kritische Beiträge voll Feinheit und Scharfsinn bekannt. Bei ihr findet sich eine für eine schriftstellernde Frau erstaunliche Gelehrsamkeit. Ich bin mit Renée Duan vor einigen Jahren in Fühlung gekommen durch einen Briefwechsel über die Bezeichnung des hebräischen Buchstabens Jod in dem göttlichen Namen Jahweh. Da ich sie nicht kannte, so glaubte ich (und das war ein Irrtum), mit einer Jüdin zu korrespondieren, in der der Nachhall familiärer und rabbinischer Erörterungen noch lebendig war. Man stelle sich nun ein kleines katholisches Bürgermädchen vor, das über den Wert des Jod diskutiert!

Und auch dieses kleine erstaunlich gelehrte bürgerliche Mädchen, das sich für alles interessiert und das (möge sie mir den Ausdruck verzeihen), boshaft wie ein Affe ist, bringt nun in den französischen Roman die durchdringende Sehschärfe ihrer Beobachtung hinein. Seit einigen Jahren ist sie recht produktiv. Ihre Romane sind oder werden ins Deutsche übersetzt, und nach meiner Ansicht werden sie die deutschen Kreise ebenso anregen, wie sie die französische Öffentlichkeit durch ihren Geist und ihre Mannigfaltigkeit unterhalten.

„Baal" ist ein okkultistischer Roman. „L'Amant trop aime" eine Erzählung in alter Manier, im Stile Crebillons. „La Fleche d'Amour" ist ganz im Gegensatz dazu ein durchaus realistisches und empfindsames Werk.

Edouard Dujardin.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Neujahrsumschau

Die Sowjetunion ist im Jahre 1925 darin fortgeschritten, den einzelnen Völkern Rußlands die Selbstverwaltung zu gewähren. Sie hat ihr Reich in etwa 40 Einzelgebiete verschiedener Größe und verschiedener Rechtsgrade eingeteilt, je nach Kopfzahl und Kulturhöhe ihrer Völker mit dem Ziele, daß jedermann in seiner Sprache nur von seinen Volksgenossen gerichtet, verwaltet, unterrichtet und im Heeresdienste geschult wird. Die Bolschewisten haben also das Nationalitätenproblem unter Verzicht auf den Einheitsstaat und großrussische Gleichmacherei des Einzelmenschen durch territoriale Föderalisierung (nach Art der Schweiz) zu lösen versucht, und dies ist ihnen soweit gelungen, wie es überhaupt in einem die Ober- und Mittelschicht grundsätzlich unterdrückenden Staatswesen möglich ist. Dabei fährt die Union, welche den Oberstaat bildet und sich Außen-, Wirtschafts- und Sozialpolitik vorbehalten hat, gut. Denn sie hat tatsächlich die nationale Unzufriedenheit soweit paralysiert, wie dies unter diesen Umständen möglich ist, und damit an Festigkeit nach innen und Stoßkraft nach außen gewonnen. Ihrer Propaganda hat sie zur sozialen nunmehr auch die nationale Parole hinzugefügt, mit der sie — wenn es gelingen sollte, ihre scheinbar freilich fast unheilbare wirtschaftliche Schwäche zu überwinden — das Gefüge Europas zertrümmern und nach ihrem System neu aufbauen will.

Was hat das abendländische Europa dem entgegengesetzt? Fast nichts. Nur Estland hat unter dem Druck eines Bolschewistenputsches durch sein im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" 1925 geschildertes Rahmengesetz über die kulturelle Autonomie der völkischen Minderheiten den Versuch gemacht, die Wünsche der Nicht-Esten zu erfüllen. Die Deutschen Estlands haben seither die Bedingungen des Gesetzes erfüllt, den Kataster aufgestellt, das Kulturparlament gewählt und beschlossen, die Kulturautonomie aufzunehmen. Mit diesem Erfolge ist ein beträchtlicher Fortschritt erzielt worden; der nächste Schritt, der Ausbau der Autonomiegesetze im einzelnen, steht noch bevor, wird aber durch die Regierungskrise hinausgezögert. Neuerdings haben die Juden Estlands beschlossen, dem Beispiel der Deutschen zu folgen und den Versuch zu wagen, die an sich sehr strengen Bedingungen des Autonomiegesetzes zu erfüllen.

Mit diesem knappen Bericht ist eigentlich alles gesagt, was über positive Fortschritte im nichtbolschewistischen Rußland zu berichten ist. In allen anderen Staaten sind grundlegende Besserungen nicht zu verzeichnen. Ja, die wirtschaftliche Befriedung der Deutschen Estlands (wertgemäße Entschädigung der enteigneten Grundbesitzer) ist nicht erfolgt; was man über die geplante Entschädigung hört, befriedigt in keiner Weise.

In **Lettland** sind die Dinge um keinen wirklichen Schritt weitergekommen; zur Entschädigung verhält sich die lettische Mehrheit ablehnend, und das Gesetz über die kulturelle Autonomie, welches freilich dort nicht nur ein Rahmengesetz sein, sondern eingehende Ausführungsbestimmungen enthalten sollte, ist immer wieder herausgezögert worden. Ja, sein Zustandekommen war mehrfach gefährdet, eine Folge der schwankenden parlamentarischen Mehrheiten.

Über **Litauen** ist noch weniger Gutes zu berichten; dort ist, wie in allen übrigen Nachfolgestaaten, keinerlei ernsthafter Versuch in Erwägung gezogen worden, die

Minderheitenfrage zu lösen. Ja, die litauische Regierung hat sogar die gute Gelegenheit versäumt, welche das Memelstatut und der Zusammentritt des Memelländischen Landtages ihr bot, das System der kleinen und großen Schikanen fallen zu lassen und, nachdem die Wahlen klar die fast einheitliche deutsche Gesinnung der Bevölkerung gezeigt hatten, aus dieser Mehrheit ein Landesdirektorium zu bilden. Statt dessen neue Winkelzüge. Dies Verhalten ist um so schwerer zu verstehen, als der litauische Staat als der wenigst gefestigte unter allen Nachfolgestaaten zu bezeichnen ist; seine Wirtschafts- und Währungslage ist hoffnungslos, Polens Ansprüche sind offenkundig und haben dem schwachen litauischen Staate gegenüber noch immer gewisse Aussichten.

Freilich ist auch Polens Lage keineswegs beneidenswert; seine Wirtschaft ist in offensichtlichem Zerfall, seine Währung tritt ins Stadium der zweiten Inflation, eine Folge des jetzt ein halbes Jahr andauernden Wirtschaftskrieges mit dem Deutschen Reiche und der allgemeinen staatlichen Mißwirtschaft. Dabei hat die politische Verfolgung der Minderheiten, welche wirtschaftlich stark leiden müssen (Agrarkrise, Bergbaunöte Oberschlesiens) nicht aufgehört. Die Ausweisung der Optanten ist, soweit wir unterrichtet sind, nur für Zeit unterbrochen. Der Kampf gegen die Fremdstämmigen, welche Staatsbürger sind, hat nicht aufgehört. So nahm der polnische Reichstag ein Agrargesetz an, welches den schärfsten Widerspruch der landbebauenden Minderheiten hervorrief. Daß es nicht legalisiert wurde, verdankt man einerseits den Abänderungen des Senates, andererseits den Regierungskrisen, welche den Sejm so stark beschäftigen, daß er bisher nicht dazu kam, das Agrargesetz endgültig zu verabschieden. Während der Steigerprozeß in Lemberg die jüdische Weltpresse erregt, versucht die polnische Regierung durch eine ungesetzliche Liquidation von Verlag und Druckerei der größten Zeitung, der „Deutschen Rundschau“ in Bromberg, die Deutschen nun auch mundtot zu machen.

In der Tschechoslowakei erlitt die Regierung, welche von fünf verbündeten tschechischen Parteien unter Ausschluß aller Minderheiten gebildet war (von den tschechischen Sozialisten bis zu den Nationalisten) eine Niederlage; doch gelang es unter Zuziehung der bisher oppositionellen Gewerbepartei eine neue, ausschließlich aus Tschechen gebildete Regierung, die über eine Mehrheit von 12 Stimmen verfügt, zu bilden. So ist dank einer geschickten Wahlgeometrie die Alleinherrschaft der Tschechen, welche nur 46% der Bevölkerung ausmachen, wieder einmal gerettet. Die Slovaken, deren Mehrheit unter Hlinkas christlich-sozialer Führung steht, haben den Eintritt in die Regierung abgelehnt, weil sie die Autonomie der Slovakei fordern, welche in den Augen der echten Tschechen die Grundlagen des Staatsgebäudes erschüttern würde. Die Erfolge der verbündeten deutschen, ungarischen und slowakischen Landwirte stellen einen Anfang planmäßiger Zusammenarbeit der verschiedenen Minderheiten dar, die sich sonst noch nicht durchgesetzt hat, ja sich nicht durchsetzen kann, solange die Frage aktivistischer oder passivistischer Politik innerhalb der einzelnen Minderheiten nicht zu irgend einer Klärung gelangt ist. Der passivistische Flügel der Deutschen hat, wenn auch nicht in der Wahl, so doch nach ihr, einen schweren Verlust durch den Rücktritt des Führers der Nationalpartei Dr von Lodgeman-Auen erlitten. Dieser kenntnisreiche und hochbegabte Politiker tritt von der politischen Bühne ab. Wohl nicht auf immer; doch erklärte er, ins politische Leben erst zurückkehren zu wollen, wenn die Gesamtlage eine fruchtbare Arbeit für die Selbstbestimmung der Deutschen zulassen würde. Ob die Tschechen, welche den guten Willen der deutschen Mehrheitsparteien, mit ihnen zu arbeiten, zurückstießen, den Rücktritt Lodgemans als ein Zeichen der Konsolidierung ihres Staatswesens buchen dürfen, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist aber, daß sie für absehbare Zeit in ihrer Unterdrückungspolitik (Schulschließungen, Beamtenentlassung und Bodenraub) fortfahren können.

In Rumänien hat die liberale Regierung anläßlich der Landwirtschaftskammerwahlen im August gleichfalls eine Niederlage erlitten; die Minderheiten, besonders die Deutschen, schnitten gut ab. Nach der Wahl erklärte man diese als „unpolitisch“ und zog nicht jene Folgerungen, die in westeuropäischen Staaten üblich sind. Daß die Liberalen im Altreich und in den neuerworbenen Gebieten gleichmäßig bei Rumänen und Nichtrumänen unbeliebt sind und bei unbeeinflußten Wahlen eine vernichtende Niederlage erleiden würden, ist gewiß; ihre inkonziliante Bedrückung der Minderheiten (Schulpolitik, Agrarreform), die fragwürdige Rechtsbesprechung, die mangelhafte Verwaltung und ihr Bestechungswesen, das

System der Ausfuhrtaxen, die ungenügende Eisenbahnverwaltung haben sie abwirtschaften lassen. Darüber aber, ob ein Regierungswechsel wesentliche Besserungen mit sich bringen würde, sind die Meinungen geteilt. Wenn auch ein Bündnis zwischen der siebenbürgisch-rumänischen Nationalpartei und der agrarsozialistischen Partei des Altreiches den kulturellen Druck der gleichmacherisch gesinnten heutigen Regierung vermindern würde, so wären die wirtschaftlichen Aussichten sicherlich noch geringer und eine Wiederholung der Agrarreform würde den Minderheiten neue Lasten auferlegen; eine Schar von neuen ausgehungerten Beamten wäre zu sättigen.

Die Verfestigung des südslavischen Staates, welche durch den fast bedingungslosen Eintritt Radics — mag dieser darob auch viele Anhänger künftighin verlieren — in die Regierung zu verzeichnen ist, hat für die nichtslavischen Minderheiten nichts Gutes gebracht; ihre scheinbar gute taktische Lage als Zünglein an der Wage zwischen den sich befehdenden Parteien und Volksgruppen ist dahin. Die Faust der Machthaber liegt schwerer denn je auf ihnen. Hier sei eine Bemerkung eingeschoben: Mehr oder weniger zufällige Konstellationen in demokratisch-parlamentarischen Staaten bieten von Zeit zu Zeit den Minderheiten die Gelegenheit, große Politik in ihrem Herbergsstaat zu machen, unbeliebte Machthaber zu stürzen und vorübergehend in die beneidenswerte Lage einer von Regierungssehnsüchtigen umworbenen Partei zu gelangen. Ob man gut tut, eine solche Lage durch einen raschen Zugriff auszunutzen und dem eigenen Volke gesetzliche und sonstige Dauervorteile zu sichern, oder ob man besser nicht in die Händel der Parteien des staatsführenden Volkes eingreifen soll, ist zweifelhaft; ein Rezept gibt es nicht, nur der Erfolg spricht Recht. Es darf aber gesagt werden, daß ein solcher Entschluß umso sorgfältiger zu erwägen ist, je schwächer die Rechtsanschauungen in einem Staate sind. Die Minderheitenparteien im Deutschen Reiche vor 1914 konnten auf diese Rechtsgrundlage bauen; je weiter wir uns vom Norden nach Osten und Südosten entfernen, umso bedenklicher werden solche Entscheidungen, die in balkanischen Staaten mit parlamentarischem Flittertand zu verderblichsten Racheakten der Gestürzten führen können.

Daß der Verzicht auf demokratisch-parlamentarische Formen, und was noch viel ärger ist, auf abendländische Rechtsgrundsätze auch in Mitteleuropa vorkommt und dort Ärgeres anrichtet, als irgendwo anders, erleben wir in **Italien**. Der Sieg des Faschismus hat nicht nur alle Autonomieversprechungen des Jahres 1919 weggewischt, sondern auch jedes einfachste Staatsbürgerrecht für Nichtitaliener. Das Jahr 1925 ist das schwärzeste Jahr in der Geschichte Deutsch-Südtirols; dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit ist eine Schmach ohne gleichen von den Italienern angetan worden. Die Schule wurde vernichtet, Privatunterricht verboten, Kindergärten aufgehoben, Lehrer und fromme Schulschwestern konfiniert (in Banngebiete interniert), eingekerkert und ausgewiesen. Die Presse ist völlig unterdrückt, ohne Prozeß, ohne daß ihr eine „Schuld" nachgewiesen werden konnte, um das südtiroler Volk der Beeinflussung durch deutschgeschriebene Faschistenblätter auszusetzen. Kriegergräber in Bruneck im Pustertale wurden faschistisch beschmiert und verletzt; das Denkmal Walthers von der Vogelweide am Waltherplatze in Bozen soll entfernt werden. Der edelsten Motiven entsprungene Entschluß der Stadtgemeinde Wien, das Waltherdenkmal sich von der italienischen Regierung zu erbitten, hat denkbar großes Aufsehen erregt und diese den Räumungsbefehl dementieren lassen. Wir fragen aber: ist es richtig, bei Verlust eines Landes die Denkmäler mitzunehmen, wie es vielfach auch in unserer Ostmark geschehen ist? Die Pietät erfordert es vielleicht. Aber hat diese Handlung nicht zugleich auch einen unerwünschten symbolischen Nebensinn? Sollen wir Denkmäler, wenn ihr künstlerischer Wert nicht unersetzlich, nicht lieber im Lande lassen, auf die Gefahr hin, daß sie zerstört werden? Daß die Italiener in Durchführung von Ettore Tolomeis berühmtem Programm, das wir an dieser Stelle vor Jahren veröffentlicht haben, gerade Gemütswerte zerstören wollen, wissen wir. Der Kampf gegen die deutschen Namen von Ort und Flur, gegen den deutschen Charakter von Landschaften und Bauwerk wird mit folgerichtiger Grausamkeit durchgeführt. Daß das soeben gemeldete und ebenso rasch amtlich dementierte Verbot von Weihnachtsbäumen bei Christfeiern „weil sie den italienischen Sitten nicht entsprechen", (Bestätigungen stehen noch aus), überhaupt geglaubt werden konnte, zeigt, wohin Europa am Ende des Jahres 1925 gekommen ist.

In **Elsaß-Lothringen** hat der französische Regierungsdruck keineswegs nachge-

lassen; die Zwangsversetzung von Lehrern, welche die französische Sprache „noch immer nicht hinreichend" erlernt haben, nach Innerfrankreich steht bevor. Das Mutterland der Gleichmacherei und des Normalbürgers, von dem der Gedanke des allgewaltigen Einheitsstaates ausging und fast ganz Europa verseucht hat, konnte sich bis heute noch nicht entschließen, umzulernen. Die immer stärker um sich greifende Mißstimmung (malaise) der Elsaß-Lothringer wird nicht als Warnungszeichen gewertet. Dürfen wir das Erwachen des Heimatgedankens der deutschsprechenden Bevölkerung, ihr steigendes Kraftgefühl und die daraus folgende Umstellung der Programme der herrschenden Parteien (die Kommunisten gingen voran, als sie im Sommer eine Volksabstimmung forderten!) auch als bemerkenswerte Tatsache verzeichnen, so müssen wir uns doch hüten, voreilige Schlüsse zu ziehen. Mag auch die nationale Bewegung der Bretonen, Vlamen, Basken, Katalanen und Italiener in Frankreich von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnen, die Macht des Staates ist trotz aller Inflationskrisen doch unendlich viel größer und das Denken des französischen Volkes in seiner überwiegenden Mehrheit noch immer unitarisch, so daß eine Befriedigung der Wünsche der Nichtfranzosen (mehr als 10 % der Bevölkerung) fast aussichtslos erscheint. Auch in Frankreichs königlicher Kolonie (Belgien) erstarkt das deutsche Leben. Durch Abschaffung der Militärverwaltung in Eupen und Malmedy hat der äußere Zwang nachgelassen, und heute ist die Presse in der Lage, die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit den geistlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Nöten der belgischen Herrschaft auszudrücken. Die Deutschen jenes abgelegenen Bergländchens, welches noch dazu durch die Besetzungszonen am Rhein vom unbesetzten Deutschland getrennt war, stehen im Begriff, sich zu organisieren, obwohl die Knifflichkeit des belgischen Wahlrechts und die neue Verwaltungseinteilung ihnen die Möglichkeit raubten, einen eigenen Abgeordneten ins Parlament zu entsenden. Die steigende Kraft des Vlamentums, das durch fortschreitende völkische Erweckung und durch stärkere Volksvermehrung täglich neue Erfolge erringt, wird in kurzem die Lage der Deutschen Belgiens grundlegend bessern, sei es durch Lockerung des Gefüges des belgischen Staates (Verwaltungstrennung, Autonomie oder sogar Personalunion der vlämischen und der wallonischen Staatshälfte), sei es durch Befreiung. Es ist bezeichnend, daß die zahlreichen Meldungen Brüsseler Blätter, man plane Eupen-Malmedy dem Deutschen Reiche gegen Anerkennung und Zahlung der Frankenschuld aus der Besatzungswährung gegen 5 ½ Milliarden Franken anzubieten, durchweg Glauben finden. Dies alles sind aber rein örtliche Erscheinungen des Dreivölkerzwergstaates Belgien.

Das abendländische Europa als Ganzes hat dagegen, trotz Locarno und London, trotz oder wegen seines „Völkerbundes" nichts getan, um das Nationalitätenproblem zu lösen. Wir sind im Jahre 1925, von dem russenbedrängten Estland abgesehen, praktisch keinen Schritt vorwärts gekommen. Ja, das Problem ist in seiner ganzen Breite und Tiefe noch keineswegs erkannt. Daß neben der Verkehrs- und Wirtschaftsfrage die Nationalitätenfrage gelöst werden muß, ehe Europa gesunden kann, und daß dies nicht möglich ist ohne starke Änderungen in der landläufigen, mehr oder weniger unitarischen Staatskonstruktion mit ihrer brutalen Kultur- und Schulpolitik, wissen heute noch sehr wenige. Wie wenig wir vom Völkerbunde in der Zukunft zu erwarten haben, geht aus den Worten Chamberlains hervor, welche er am 9. Dezember in Genf in der Völkerratssitzung sagte, unmittelbar, nachdem Mello Franco seine grundsätzlichen Erklärungen über das Minderheitsproblem abgegeben hatte. Im Protokoll der Ratssitzung heißt es wörtlich: Er wolle in seiner Eigenschaft als Mitglied mehrerer Minderheitenausschüsse (Dreier-Kommission) einige Worte hinzufügen. Der Rat sei dem Vertreter Brasiliens für das so außerordentlich interessante historische Exposé, das er vorgetragen habe, Dank schuldig und ebenso für die Prüfung, die er hinsichtlich der verschiedenen ihm gemachten Vorschläge angestellt habe. Chamberlain wolle ganz besonders auf die Definition des Zweckes der Minderheitenverträge, die der brasilianische Vertreter gegeben, hinweisen. Wie Mello Franco bemerkte, hatten diejenigen, die das System ins Leben gerufen haben, sicherlich nicht die Absicht gehabt, inmitten der Nationen Gemeinschaften zu schaffen, die dauernd ein Fremdkörper im nationalen Leben blieben. Wie Mello Franco richtig erklärt habe, sei Zweck der Verträge auch der Zweck, den der Rat verfolge, wenn er die ihm durch die Verträge gestellten Aufgaben durchführt, den Minderheiten den Grad von Schutz und Gerechtigkeit zu sichern,

der sie stufenweise in die Lage versetzt in der nationalen Gemeinschaft, der sie angehören aufzugehen.

Das bedeutet: Locarno ist vorbei; damit sind vorläufig alle Fragen Europas vorerst gelöst, auch die Nationalitätenfrage. Die Nationalitäten sollen sich nicht einbilden, daß man sie verewigen wollte; die Schutzverträge bedeuten nur, daß man ihnen eine gewisse Übergangszeit geben wolle, sich dem Staatsvolke zu assimilieren. Diese Leitworte entsprechen durchaus der bisher vom Minderheitenbureau des Völkerbundes befolgten Praxis. Wird das Deutsche Reich nach seinem Eintritt stark genug sein, daran etwas Nennenswertes zu ändern?

Sylvanus.

Ausstrahlungen politischer Geographie[1])

Von

Karl Haushofer

Drei grundverschiedene Ausstrahlungen politischer Geographie regen diese Sammelbetrachtung an: Eine große Synthese, die „Politische Geographie“ von O. Maull; eine kühne und weitschauende Erfassung eines überseeischen Problems: „Das Meer der Entscheidungen“ von Colin Roß; und eine für alle Nichtbayern schwer verdauliche, aber nötige Analyse: „Das bayrische Problem“ von Frhr. von Aretin. Es ist eine Art Schicksal, das gerade den Berichterstatter zwingt, für scheinbar so heterogene und zum Teil heikle Fragen der politischen Geographie auf die Anfrage des Herausgebers eine gewisse Zuständigkeit zu bekennen, und als Folge drei sehr angreifbare Urteile aufstellen zu müssen, die zum Teil natürlich als Werturteile angefochten werden können, wie die Stellung zu jedem besonders tapferen oder ehrlichen Buch.

Und damit nehme ich vorweg, daß ich alle drei Werke, so verschieden sie an Umfang, im Ziel und in Bezug auf den Leserkreis, an den sie sich wenden, sein mögen, für ganz ungewöhnlich wertvolle und unserm Volk nötige Leistungen halte. Wenigstens nach meiner Überzeugung haben sie auch in ihrer letzten innersten Entstehungsursache eine gewisse Verwandtschaft, im Gefühl für die Rolle, die wissenschaftliche Politik und politische Erdkunde als Voraussetzung praktischer Politik und Lebenserhaltung des Volkes, wie seines Staates auf seinem Boden anderwärts und bei uns spielen und spielen sollten!

Es muß zu denken geben, daß drei so grundverschieden eingestellte Autoren: der geschulte, jüngst erst aus Brasilien zurückgekehrte Anthropogeograph der Frankfurter Hochschule, der vielgewandte, nicht nur auf Sehen, sondern auf Schauen in großen Zusammenhängen durch ein wechselvolles Leben weltüber, wie daheim erzogene Weltfahrer Colin Roß, und der im weißblauen Heimatboden so festgewurzelte Bayer Aretin verwandte Wege gehen müssen:

Arbeitswege der politischen Geographie: im wissenschaftlichen Lehrbuch, in der transpazifischen Fanfare, im innerpolitischen Weckruf! Ist es nicht ein seltsamer Gegensatz? Im Volke der Dichter und Denker haben die amtlichen Führer wenig Interesse für politische Erdkunde, verbitten sich wohl die Zusendung neuer Erscheinungen geopolitischer Wissenschaft als für sie unerheblich, und lassen Reisende mit jüngsten Erfahrungen über wichtigste Gebiete ungehört vor ihren Pforten warten. Und im praktischen Führervolk der Angelsachsen traten erst jüngst bei einer Reihe von Männern die Vertreter der angewandten Politik und der Wissenschaft

1) O. Maull: Politische Geographie, Berlin 1925, Borntraeger. — Colin Roß: Das Meer der Entscheidungen, Leipzig 1925, Brockhaus. — Dr. Erwin Frhr. v. Aretin: Das bayrische Problem. München 1924.

gemeinsam an die Bahre eines Lord Bryce, eines Younghousband, Lord Curzons, um über einen gemeinsamen Verlust zu trauern; und in Frankreich findet man es selbstverständlich, daß Staats- und Ministerpräsidenten, Marschälle und führende Politiker politisch-wissenschaftliche und geographische Bücher schreiben, um in die Reihen der „Unsterblichen" treten zu können, die unseren Führern so unwesentlich und unbegehrenswert erscheinen.

Dafür aber verfolgt auch heute das Ausland aufmerksam, was bei uns an Werken politischer Erdkunde erscheint, und macht sich das beste davon zu eigen. So ging es mit Ratzel, der im Inland zunächst keine Schule hinterließ, dafür eine um so wirksamere im Ausland; so ging es mit manchem seiner Nachfahren. So geht es wohl auch mit dem neuesten stattlichen Band, der trotz aller amtlichen Nichtachtung die Wissenschaft um einen mächtigen Schritt weiter über Ratzel hinausführen will: mit der „Politischen Geographie" von O. Maull!

Nicht als ob wir also glaubten, daß es uns gelänge, der Anerkennung politisch-geographischer Leistungen Bahn in die Kreise der amtlichen und parlamentarischen Vertreter der deutschen Politik zu brechen: diese Hoffnung haben wir längst aufgegeben. Aber es scheint uns eine Unterlassungssünde, nicht auf ein Werkzeug aufmerksam zu machen, dessen sich bald genug das Ausland bemächtigt haben wird, damit es doch der eine oder andere Politiker oder Pressevertreter zur Hand nehme, um sich zu überzeugen, was wir an Hilfsmitteln wissenschaftlicher Politik im Eigenen haben könnten, wenn wir es nur gebrauchen wollten.

Gerade, daß es sich so großzügig in erster Linie als Arbeitsgerät für Andere, praktisch damit Wirkende darbietet und gibt, das ist das Neue und Vornehme, wie nützliche an dem breit angelegten Werk von Maull: für fremden Gebrauch legt er sein verarbeitetes Quellenmaterial mit rückhaltloser Offenheit zurecht. Nicht, wie Ratzels große Werke, als dunkle, andeutungsreiche Aphorismensammlung, sondern als klarer, in Grund- und Aufriß durchschaubarer, übersichtlicher Aufbau bietet er sich dar: zum Weiterbauen und zum Weiterarbeiten, unbekümmert, ob er Angriffsflächen bloßlege oder nicht, wenn nur sein Leser mit ihm arbeiten lernt. Freilich kommt er auch mit dem Anspruch, nun für lange Zeit etwas hingestellt zu haben, an dem man nicht vorbeigehen kann, mit dem man sich auseinandersetzen muß, in Theorie und Praxis. Und dabei schafft Maull spielend leicht, wo er sich zusammenfassende Linien gestattet: ich habe nirgends das Verhältnis der Hellenen zur politischen Erdkunde auf so wenigen Seiten mit solcher Eleganz zusammengefaßt gesehen, wie auf S. 3 bis 6 seiner Einleitung! Freilich lag ihm aus genauer Kenntnis und früheren Arbeiten gerade der Lebensraum besonders nahe, in dem dieses Verhältnis entstand, die Aegeis.

In einer Besprechung kann nicht der ganze schwere wissenschaftliche Wertgehalt des Werkes von Maull entrollt werden; seine feinen Beobachtungen über politisch-geographische Homologieen — so fruchtbar für denkende Kartenforschung — können z. B. nur gestreift werden. Wie ganz anders freilich hätte ein solches Buch mit suggestiven Kartenbeilagen ausgestattet werden müssen, etwa so wie Washington seine politisch-wissenschaftlichen Werbewerke in die Welt sendet! Aber Eines ist doch erreicht: die politische Erdkunde ist auf dem neuesten Stand wieder einmal in großem Umriß aufgezeigt. Das ist das große Verdienst des Frankfurter politischen Geographen.

„Das Meer der Entscheidungen" von Colin Roß ist ein Trompetenstoß für einen anbrechenden neuen Tag bei den Antipoden; eine politisch-geographische Wetterprognose, aus dem Ferngefühl eines überseeisch geschulten, viel erfahrenen Beobachters fast zwangläufig entstanden. Das begründet die ursprüngliche Wirkungskraft des eben aus einer starken, an Ort und Stelle frisch gewonnenen Überzeugung losgerungenen Urteils über die Vorgänge am Pazifischen Ozean; und es ist vielleicht ein Warnungszeichen für Mitteleuropa, daß wir beide — auf so verschiedenen Wegen jahrelang auf das Ziel einer brauchbaren geopolitischen Würdigung des größten Kraftfeldes der Erde zusteuernd — in vielen Dingen zu so verwandten Ergebnissen kamen, wenn wir auch in manchen Schlußfolgerungen auseinandergehen. Unnötig zu versichern, daß ich — leider! — von der gleichzeitigen Arbeit von Colin Roß keine Ahnung hatte, als ich meine „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" schrieb, wie er sich vielleicht auch erst nachträglich mit meinem Arbeitsergebnis auseinandersetzt; um so wertvoller ist wohl, was wir gemeinsam gewannen. Das Buch von Roß ist voll von feinen, lebendigen Beobachtungen. Mit einem ähnlichen Talent, wie es einst Ratzel seiner journalistischen Schulung

verdankte, versteht er die Schlüsse mühevoller wissenschaftlicher Forschungsreihen (vgl. nur z. B. die amerikanische Klimaänderung S. 23) zusammenzufassen und abgeschlossen wiederzugeben. Dann gleitet er wieder scheinbar spielend über Tiefen hinweg, an deren Rand doch einmal eine scharfe Bemerkung voll strafendem Ernst enthüllt, daß er auch das Leichteste in untersuchten Lebensformen mitleben kann, ohne einen Augenblick mit der Sonde seiner Beobachtungen auszusetzen. Gerade diese Gabe aber braucht der Geopolitiker für seine ersten Eindrücke, die er dann wissenschaftlicher Verarbeitung und voller Auswertung zuführen muß. Ein Buch, wie das von Colin Roß, mit guten Karten (besseren, als ihm leider der Verlag beigeben konnte), und an Hand gediegener Nachschlagewerke durchzuarbeiten, nicht bloß durchzulesen oder durchzufliegen, hat hohen politischen und geographischen Erziehungswert.

Führte „Das Meer der Entscheidungen" den Leser zu weitem Schauen über See, so zwingt die kleine, gehaltvolle Schrift von E. v. Aretin den Deutschen zum Mikrokosmus des eigenen Staatslebens zurück. Aus wirklicher, angestammter Kenntnis der Menschen und des Raumes in Bayern muß ich eines vorweg sagen: so wie Aretin, schauen tatsächlich drei Viertel der im Südosten des heutigen Reiches geborenen, gewachsenen und verwurzelten Menschen die Verhältnisse an, wenn sie überhaupt darüber nachdenken — auch wenn sie es nicht laut sagen. Und es ist vielleicht das Schlimmste an dem „Fall Bayern", daß einer der sicher nicht schlechtesten Stämme des wirklich nicht mehr allzu großmächtigen Reiches in steigendem Groll über dessen zentralistische Weiterentwicklung mehr oder weniger beiseite steht, und sich immer mehr auf die abweichenden Gesetze seines engeren Lebensraumes besinnt, was auch einige anpassungsfähigere Männer anderwärts beschwichtigend sagen mögen. Denn darüber möge man sich im Norden und Westen nicht täuschen lassen: nicht, wer zufällig in München, gar in seinem Bohemeviertel wohnt, oder ein paar Jahre an einer süddeutschen Hochschule oder Zeitung wirkte, kennt deshalb schon den bayrischen Stamm vom Fichtelgebirg bis an das Toblacher Feld und vom Lechrain bis nach Untersteiermark, und würdigt richtig sein Zusammengehörigkeitsgefühl — das z. B. die Salzach niemals als Reichsgrenze anerkannt hat und anerkennt, sondern nur als eine dynastisch entstandene Zufallsscheide, die es nicht einmal bis zur allgemeinen Geltung als Stammesgrenze gebracht hat. (Deshalb empfindet der Bayer, nebenbei gesagt, auch Hitler niemals als „Ausländer" — weder in Oberösterreich, noch in Oberbayern — und die Farce wegen seiner Staatszugehörigkeit als etwas Ärgerliches, auch wenn er alles andere eher als Anhänger des Hakenkreuzes ist — was man anderswo nicht versteht.) Aber Freiherr von Aretin kennt den Bayernstamm westlich und östlich der Salzach, und wagt es, zu sagen, was er von ihm weiß. Einverstanden bin ich mit ihm — so verschieden wir in Vielem denken mögen —, wo er sagt, wenn die deutschen Staaten „samt und sonders lediglich als Zufallsbildungen rein dynastischer Hauspolitik" vom Urheber des Reichsverfassungsentwurfes bezeichnet werden: „Wohl ist nie leichtsinniger und oberflächlicher als hier ein Urteil abgegeben worden, wo Leichtsinn und Oberflächlichkeit die verhängnisvollsten Folgen haben mußten." Und kaum ein wahrerer Satz steht in der Broschüre Aretins, als der: „Es ist ganz kurzsichtig, zu glauben, wenigstens im Falle Bayern, daß die Dynastieen die Länder schufen, sondern die Länder zwangen die Dynastieen in den Dienst ihrer Idee" und wenige Zeilen vorher: „Der Provinzialisierung hat sich Bayern immer und mit allen Mitteln widersetzt, und jede Dynastie, die an die Spitze des Staates trat, mochte sie, wie die Luitpoldinger, einheimisch sein oder ein Zweig der kaiserlichen, wie es zur Zeit der Sachsenkaiser der Fall war, mußte sich diesem zwingenden Selbsterhaltungsgebot unterwerfen, als Ausdruck des überdynastischen Willens des Landes, das nie an die Quellen seiner Kraft greifen ließ."

„Wir wollen ein freiwilliges, kein verstimmtes Bayern im Bunde", war Bismarcks Weisheit in dieser Sache! Halten sich die Männer von heute wirklich für so viel stärker und klüger, als Bismarck war? Angesichts der Fragestellung: „Wollen wir wieder ein starker Staat werden, der Deutschland dient mit der Kraft unseres bayrischen Volkstumes, oder wollen wir die vernachlässigte, immer mit hundert läppischen Vorurteilen betrachtete Provinz eines schwachen Reiches bleiben, dessen Führung von der bayrischen Seele nichts ahnt?" gibt es allerdings keinen geborenen wirklichen Bayern — und wenn er dem Reiche noch so viel geopfert und über See und daheim dafür gestritten hätte — der die zweite bejahen könnte!

Die Schrift von Aretin mag sehr viel Unbequemes aussprechen und manchen Einzelirrtum enthalten, aber als Ganzes ist sie einfach der Widerhall der wahren politisch-geographischen Empfindungen der überwältigenden Mehrheit des bayrischen Stammes, und deshalb ein wichtiges Erkenntnismittel der politischen Geographie, wie der große Bau von Maull und die Vision von Colin Roß, würdig, in der „Deutschen Rundschau“ zusammen mit ihnen genannt zu werden.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des großen Krieges

XVI.

Bei Beginn des Jahres 1916 war die Kriegslage der Mittelmächte, verglichen mit derjenigen vom Januar 1915 erheblich gebessert. Damals waren die Verhältnisse auf allen Fronten recht unsicher und wenig gefestigt. Im Westen hatten die Schlachten an der Yser zwar den auf Umfassung der deutschen Nordfont gerichteten Angriffswillen der Entente endgültig gebrochen. Wie sich aber etwaige Durchbruchsabsichten der überlegenen gegnerischen Massen vereiteln ließen, Absichten die sich schon im Januar 1915 deutlich abhoben, war noch ganz ungewiß. Erfahrungen, wie sich solche Kämpfe abspielten, fehlten noch, der Ausbau der deutschen Stellungen stand noch nicht auf der Höhe einer späteren Zeit, über die Abwehrmöglichkeiten waren die Ansichten keineswegs einig. Aber das Jahr 1915 bewies, daß der Wagemut, mit dem die zweite deutsche Oberste Heeresleitung starke Kräfte nach dem Osten verschob, auf richtigen Voraussetzungen beruhte. Allerdings entstand im Herbst an der Westfront dem überlegenen Masseneinsatz des Feindes gegenüber eine schwere Krisis, die nur dadurch beschworen werden konnte, daß Falkenhayn weitgehende Umfassungsgedanken im Osten abgelehnt, und das rechtzeitige Eintreffen von Verstärkungen in der Champagneschlacht ermöglicht hatte. Die Westfront der Deutschen stand beim Jahresende fest. —

Im Osten machte zu Anfang 1915 die Lage der Österreicher an der Karpathenfront es allmählig dringlicher einen größeren Schlag zu führen und gleichzeitig an der deutschen Nordfront die von den Russen wieder besetzten Teile Ostpreußens zu befreien. Die Heerführer an der Ostfront, sowohl das österreichische Armee-Oberkommando wie der Oberbefehlshaber Ost befürworteten dringend gleichzeitige Angriffe aus den Karpathen und aus Ostpreußen. Die deutsche Oberste Heeresleitung teilte zwar nicht die großen Hoffnungen, die an eine solche auf 600 km Entfernung angesetzte Doppeloffensive geknüpft wurden, gab aber Alles was an frischen Kräften — es waren vier neugebildete und gut ausgerüstete Armeekorps — her, um einen Umschwung in der Lage hervorzubringen. Die Deutschen erzielten auch in Ostpreußen und weiter nach Rußland sehr achtbare Erfolge, aber die österreichische Offensive an der Karpathenfront verpuffte wirkungslos. Eine strategische Ausnutzung blieb der Operation versagt. Deshalb, und weil ausgiebige frische Kräfte für einen großen Schlag im Westen fehlten, mußte Falkenhayn im Frühjahr 1915 sobald es die Wegeverhältnisse gestatteten auf eine wirkliche Entlastung der österreichischen Front Bedacht nehmen, wollte man dort einem plötzlichen Zusammenbruch mit unberechenbaren Folgen vorbeugen. Das wurde durch die große Durchbruchsschlacht bei Gorlice-Tarnow und die anschließende Bezwingung der Narewfront auch erreicht. Ob durch weite Umfassungen über Kowno und Wilna noch größere Erfolge hätten erzielt werden können, wird eine in der militärischen Kritik dauernd umstrittene Frage bleiben. Aber das eigentliche Ziel Falkenhayns den schwachen Bundesgenossen, aber auch die deutsche Front für längere Zeit von dem russischen Druck zu befreien war erreicht, obschon in einem entscheidenden Augenblick die Italiener ihre Treulosigkeit durch den Anschluß an die Entente krönten. Doch hatte dieser Treubruch die Lage nicht un-

mittelbar beeinflußt, weil die Österreicher an der Isonzofront kräftig die italienischen Angriffe abwehrten, mittelbar allerdings insofern als die russische Front der Monarchie einzelne örtliche Einbrüche erlitt. Widerstandsfähige Verbände hatten den Italienern entgegengestellt werden müssen. —

Glänzend war der Jahresabschluß durch die Vernichtung des serbischen Heeres auf dem Balkan. Nicht allein der Weg zur Türkei war geöffnet, auch der Druck der Gegner am Bosporus für die ganze Kriegsdauer ausgeschaltet. —

Zur See hatte der U-Bootkrieg zwar einige beachtenswerte Erfolge errungen, aber vor den Drohungen Amerikas wurde er nach einigen Schwankungen in einer Form angeordnet, die seiner Ausschaltung annähernd gleich kam.

Die deutschen Kolonien, abgesehen von Deutschostafrika, wo der Kampf heldenhaft fortgeführt wurde, waren verloren. —

Hatte somit das Jahr 1915 auch keine den Mittelmächten günstige Endentscheidung gebracht, war im Gegenteil der Vernichtungswille der Gegner noch ungebrochen, wie die Anspannung aller Kräfte bewies, so zeigte doch der Rückblick auf das Jahr 1915 große Erfolge. Die Hoffnung war durchaus begründet, daß eine günstige Durchführung des Krieges für Deutschland im Bereich der Möglichkeit lag, um so mehr als die Welle nationaler Begeisterung in der Heimat noch nicht im Abflauen begriffen war. Gegen die Kriegskredite hatten nur Einzelne vom äußersten linken Flügel des Radikalismus gestimmt, in der Heimat fehlte es zwar schon an verschiedenen Rohstoffen, auch begann die Zwangswirtschaft der Nahrungsmittel usw. sich drückend fühlbar zu machen, bittere Not war indessen noch nicht eingezogen und der Rückblick auf das verflossene Jahr berechtigte zu guten Hoffnungen für das beginnende. —

General v. Zwehl.

Weihnachtsrundschau

III.

Deutsche Literatur

In sehr guter Ausstattung mit einem an alte Handschriften erinnernden Titelblatt ist der Heliand, die altsächsische Evangelien-Dichtung mit den Bruchstücken der altsächsischen Schöpfungsgeschichte, der „Genesis“, in denen germanischer Geist mit der neuen wesensfremden Christenlehre einen aussichtslosen Kampf führt, erschienen (Freiburg, Herder). O. Kunze hat den — durchaus geglückten — Versuch gemacht, den Urtext, versehen mit gründlichen Anmerkungen, im alten Versmaß in die Sprache unserer Tage zu übertragen.

Von Bertholds von Regensburg „Deutschen Predigten“, dieses eifervollen und eindringlichen Mahners zur Besserung des deutschen Volkes, ist in guter Übersetzung und kenntnisreicher Einleitung von O. H. Brandt (Jena, Diederichs) eine sehr brauchbare Ausgabe erschienen. — Unter dem Titel „Germanisches Wesen der Frühzeit“ gibt G. Neckel eine Auswahl aus der großen Sammlung Thule mit Einführung heraus, die diese wertvollen Schätze an weitere Kreise heranbringt (ebenda). — Ein Buch eindringlicher Klarheit und sicherer Führung ist die Schrift von Lothar Schreyer „Die Lehre des Jakob Böhme“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt), die wir als Einführung in diese dunkle Tiefe besonders empfehlen müßten. Ein „Jakob Böhme-Lesebuch“ gab P. Haukamer heraus (Berlin, Bühnenvolksbund). — Eine Gabe von höchstem Werte sind „J. G. Winckelmanns Kleine Schriften und Briefe“, die H. Uhde-Bernays in 2 Bänden herausgibt (Leipzig, Inselverlag). Vorangestellt sind Goethes Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns, die von vornherein in ihrer Eindringlichkeit die überragende Bedeutung Winckelmanns für seine Zeit — und wir können ruhig sagen auch für die unsere — so lebendig machen, daß wir mit großer Dankbarkeit dieses Buch begrüßen. Des Herausgebers kluges Nachwort steigert sich im 2. Bande, der die Briefe umfaßt, zu einem eindrucksvollen Bekenntnis zu Winckelmann. —

Von ganz besonderem Werte ist der zweibändige Briefwechsel Fichtes, den H. Schulz herausgibt, und der in seiner Vollzähligkeit das Bild dieses präceptor Germaniae in höchst wünschenswerter Weise abrundet. (Leipzig, Haessel.) — H. Amelung hat eine Sammlung herausgegeben „Deutsche Reden aus fünf Jahrhunderten“ (Berlin, Wegweiser-Verlag), die Reden umfassen von Luther bis Rudolf Herzog, was freilich eine Spanne und einen Unterschied nicht nur in der Zeit, sondern auch in den Graden bedeutet. Bei eindringlicher Lektüre dürfte sich viel Lehrreiches aus ihr ergeben. — „W. v. Humboldts Briefe an eine Freundin“ (Leipzig, Brockhaus), dieses viel beredete Buch, liegt in 15. Auflage neu bearbeitet und eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von H. Meisner vor. Die Freundin, Charlotte Diede, können wir, da Meisner das Geheimnis, das über ihrem Verhältnis zu Humboldt lag, fast gelöst haben dürfte, wohl nur als die Großsiegelbewahrerin der drängenden Gedankenfülle des seltenen Mannes ansehen, bei der er alles das gut verwahrt wußte, was er andern nicht geben konnte, wenn auch freilich eine geistige Spannung zwischen ihm und der Adressatin nicht bestanden hat. — Fast ganz Goethe gewidmet und seinen Beziehungen zu ihnen ist das Hausjahrbuch des Verlages Breitkopf und Haertel „Der Bär 1925“, das auch sehr hübsche Bilderbeigaben bringt.

Kunst

Der Furche-Verlag, dessen zielbewußte, von einheitlichem Willen gelenkte Tätigkeit wir hier mit großer Regelmäßigkeit begleitet haben, hat wiederum zwei besonders gute Bücher herausgebracht: „Caspar David Friedrich in seinen Meisterwerken“ mit einer tiefgründigen, auch ins Allgemeine der romantischen Landschaftsmalerei gehenden Einleitung von K. K. Eberlein, mit 21 beigegebenen Abbildungen, deren Wiedergabe von der Vollendetheit ist, an die uns der Verlag seit langem gewöhnt hat. Daß das Schaffen des Furche-Verlages auf Verständnis in weiten Kreisen stößt, beweist die Tatsache, daß das Buch „Albert Welti, Gemälde und Radierungen“, das Hermann Hesse einleitet, schon im 21. bis 25. Tausend vorliegt. Aufgenommen sind 24 mehr- und einfarbige Blätter dieses echt deutschschweizerischen Meisters in hervorragender Reproduktion. — Als Gabe zum 60. Geburtstage des allen Deutschen und vor allen Dingen allen Berlinern besonders vertrauten Tiermalers Wilhelm Kuhnert ist ein monumentales Werk erschienen „Meine Tiere“, das neben einer kurzen Einführung vom Leiter des Zoologischen Gartens, Prof. Heck, Kuhnerts persönliche Einstellung zu den geliebten Objekten seiner Kunst, die er in ihrer Heimat aufsuchte, durch F. Meyer-Schönbrunn sehr lebendig darlegt (Berlin, Hobbing). Das Werk enthält 123 Bildtafeln und ist auch dadurch als umfassende Würdigung dieses reichen Schaffens anzusprechen, weil eine Beschreibung und ein Gesamtverzeichnis der Radierungen Kuhnerts von H. Hirzel beigefügt ist.

Ein Buch, über das sonderbarerweise auch heute noch ein Streit entstehen konnte, sind Heinrich Zilles „Berliner Geschichten und Bilder“, sehr warm von Max Liebermann eingeleitet und mit einem Lebenslauf Zilles (Dresden, C. Reisner). Daß sich bestimmte Kreise gegen Zilles Aufnahme in die Akademie gewehrt haben, bedeutet denn doch eine falsche Weichenstellung. Seine Blätter (163 Bilder sind aufgenommen) aus dem Winkel der Großstadt, belichtet durch eine sehr scharfe Kamera, die freilich eine eigenwillige Linse hat, sind im Grunde nicht lustig, sondern sind, weil eben Naturaufnahmen in den Tiefen des menschlichen Lebens, von Tragik erfüllt, allerdings ohne große Fallhöhe. Trotzdem können wir lachen, weil eben ein Meister die Blätter schuf, und im Gegensatz z. B. zu Kaethe Kollwitz er uns doch aus dem Elend und dem Schmutz heraushebt durch Darstellung der Unentwegtheit dieser Neben-dem-Leben-Stehenden, einer Unentwegtheit, die schon jenseits des Leidens wieder ein — vielleicht oft krampfhaftes — Lachen findet. Die Textierungen zu den Bildern, die von Zille selber stammen, sind wahre Fundgruben für den Folkloristen. Über Kaethe Kollwitz ist übrigens ein sehr warm geschriebenes Buch von A. Bonus mit 153 Bildtafeln nach ihren Werken „Das Kaethe Kollwitz-Werk“ erschienen (Dresden, C. Reißner) mit einer Einführung, in der Bonus ihr gesamtes Schaffen auf den Nenner „religiöse Kunst“ zu bringen sucht. Ein kluger Brief von Kaethe Kollwitz an den Herausgeber und biographische Daten sind angefügt. — Von der berühmten Sammlung „Deutsche Meister“ (Leipzig, Insel-Verlag) sind zwei neue Bände erschienen: „Die Bildhauer des 13. Jahrhunderts“ von H. Jantzen mit 147 Abbildungen, und „Peter Vischer

der Aeltere und seine Werkstatt" von S. Meller mit 145 Abbildungen. Jantzen gibt in seinen Darstellungen den überzeugenden Nachweis, daß diese Bildwerke Schöpfungen christlicher Kunst und deutschen Geistes sind. Da wir von den Künstlern als Persönlichkeiten überhaupt nichts wissen, begreifen wir diese klassisch-heroische Phase der deutschen Gotik in den Namen der Städte Straßburg, Bamberg, Naumburg. Das Werk von Meller ist in drei Bücher gegliedert: Die Rotgießerfamilie Vischer in Nürnberg; Peter Vischer der Ältere; die Söhne des Peter Vischer des Aelteren. Im Anhang sind die Rechnungen Fürers und Imhofs über Einnahmen und Ausgaben zum Sebaldusgrab beigegeben. Im Gegensatz zu Dürer ist Peter Vischers Tätigkeit im gewissen Sinne anonym, da durch die Gemein samkeit der Werkstatt mit den Söhnen klares Unterscheiden seiner persönlichen Werke bislang unmöglich erschien. Das Bild seiner geistigen und künstlerischen Persönlichkeit war daher schwankend. Meller gelang es, einen Stammbaum der echten Arbeiten aufzustellen, und er begründet überzeugend die überkommene Tatsache, daß man Peter Vischers Namen stets neben dem Dürers nannte. — Bescheiden bezeichnet R. Hampe sein Buch „Der Zinnsoldat", ein deutsches Spielzeug, das in der „Kleinen Volksbundlichen Bücherei" als erster Band erschienen ist (Berlin, Stubenrauch) (186 Abbildungen) als einen Versuch. Aber in Rücksicht darauf, daß er in unbetretenes Gebiet vorstieß, ist die Leistung ganz hervorragend. Wer bedenkt, wie stark der Einfluß dieses Zweiges des Kunsthandwerkes auf die Kinder ungezählter Generationen gewesen ist, wird einen solchen Versuch und seine Ergebnisse dankbar begrüßen. Hampe hat es verstanden, den Zinnsoldaten als Spielzeug und volkskundliche Erscheinung vor dem wechselnden Hintergrund von Zeiten und Menschen zu stellen und einen klaren Begriff von seinem Auftreten, der Herstellung, der Verwendung und der Verbreitung zu geben. — Der Verfasser des Buches „Bildwerke Ost- und Südasiens" aus der Sammlung Yi Yuang, K. With, (Basel, B. Schwabe) geht aus von dem kunst- und religionsgeschichtlichen Verhältnis der Bilder dieser bekannten Sammlung zueinander. Die Betrachtung wächst sich aus zu einer Unterscheidung Chinas und Indiens selbst, wie die Nationalität Chinas aus engster Verbundenheit zum Heimatboden und völkischer Einheit sich zu einer geschlossenen Weltkultur entfaltet, während Indiens Ungeschichtlichkeit von der üppig wuchernden tropischen Umwelt eine beherrschende, oft fesselnde Bindung erfährt. — Ein Buch stärkster Eigenart ist Josef Pontens 2-bändiges Werk „Architektur, die nicht gebaut wurde" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), gegliedert in einen Text- und einen Bilderband. Ponten ist überzeugt, daß die schönste Architektur sich nur auf dem Papier, also im reinen Plan des Künstlers befindet, der das Ideal verkörpert im Gegensatz zur Stein gewordenen Wirklichkeit. Die vielen Widerstände: Sinnesänderung oder Tod des Bauherrn, seine Schrullen und Eigenwilligkeiten, Geldmangel, bestehende Rechte und zu beachtende Sitten, Umtriebe der lieben Kollegen, schnell wechselnde Moden und Stilart, Selbstüberleben des Kunstwerkes durch geschichtliche Katastrophen sind die Faktoren, die zum großen Teil die reine Gestaltung des Ideals verhinderten. Ponten versucht, die Baugeschichte von der allzumenschlichen Seite zu schreiben und erstmalig die Geschichte der Architektur umzugestalten aus der Sachgeschichte zur Künstlergeschichte. Die Ergebnisse vermitteln in ihrer Zusammenfassung von den ältesten Zeiten bis jetzt wesentliche Erkenntnis, ja zum Teil innere Erschütterung. Denn gerade auf diesem Gebiet sind Verbrechen geschehen. Das alles in Pontens eigenstem Stil, im unverzagten Anpacken von Dingen, mit denen er noch nicht siegreich bis zum Ende rang, auch da — und vielleicht besonders da — fesselnd und anregend, wo beim Leser offener Widerstand sich meldet. Sein Werk umgreift die Zeit vom Kloster auf Athos bis zu den Städten der Zukunft. Rom steht auch weiter im Brennpunkt des Interesses. Eine Mappe von geradezu glänzend ausgeführten Kupfertiefdruckblättern ist unter dem Titel „Roma Ruinae" erschienen (Stuttgart, Roma-Kunstverlag) unter Leitung von Adolf Lazi, die wirklich einen vollendeten Eindruck von dem unsterblichen Zauber des alten Roms zu geben geeignet ist. — Einen hohen Wert dürfen wir auch dem Werke „Dreitausend Jahre Rom" von E. L. D. von Kalckreuth zumessen (Leipzig, Quelle & Meyer), das an der Hand eines wahrhaft kundigen und im Innersten fein- und kunstsinnigen Führers den Leser Wanderungen durch die ewige Stadt von heute und im Ablauf von 3000 Jahren unternehmen läßt, die mit großer persönlicher Bereicherung an Wissen und

Erkenntnis abschließen. 22 gute Bildtafeln sind beigefügt.

Geschichte und Politik

Die deutschen Forschungen über die Wikinger-Fahrten, diese Ausbrüche eines starken Überschusses an Vitalität, Abenteuermut, Waghalsigkeit und gewaltiger Willenskraft, sind nicht sehr zahlreich. Aus dem Grunde können wir begrüßen, daß eine Übersetzung des schwedischen Werkes „Die Züge der Wikinger" von R. Nordenstreng in der Übersetzung von L. Meyn (Leipzig, Quelle u. Meyer) erschienen ist. Hier werden mit einer gewissen blutsverwandten Frische die gewaltigen Taten der Nordmänner lebendig. — Eine Erleichterung zum Verständnis des zum großen Teil immer noch unbegriffenen Werdens im jetzigen Rußland bedeutet das Erscheinen von W. Kliutschewskijs „Geschichte Rußlands" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), von der bisher der 1. Band vorliegt in deutscher Übersetzung, nachdem der Verfasser im Jahre 1911 verstorben ist. Bei der hohen Schätzung, die ihm seine Landsleute angedeihen ließen, die ihm den Rang des klassischen Geschichtschreibers zumaßen, wird dieser Band willkommen sein. — Von den Ergebnissen der Lebensarbeit Robert Davidsohns ist hier verschiedentlich ausführlich die Rede gewesen. Jetzt ist von dem gewaltigen Bau seines Werkes „Geschichte von Florenz" (Berlin, Mittler u. Sohn) der 2. Teil des 4. Bandes, „Die Frühzeit der florentiner Kultur": Gewerbe, Zünfte, Welthandel und Bankwesen" erschienen, der wieder in seinem fest gezimmerten Bau und seiner eindringlichen Übersicht zur höchsten Achtung vor dieser umfassenden Leistung zwingt. — Oskar Fritschs Buch „Friedrich der Große, unser Held und Führer" (München, J. F. Lehmann) ist ein Buch, das dadurch besonders bemerkenswert ist, daß er als Bayer den großen Preußen als Führer und Vorbereiter des künftigen Deutschland kennzeichnet. — Das Buch „Metternich, der Staatsmann und der Mensch" von Heinrich von Srbik (München, Bruckmann) ist der Versuch einer Rettung dieses viel gelästerten und als Urbild aller Reaktionäre vor allem von der modernen Demokratie verschrienen Staatsmannes. Das ausgezeichnet ausgestattete und sehr gut geschriebene, zum großen Teil auf unbekanntem Aktenmaterial beruhende 2-bändige Werk erreicht seinen Zweck mit doppelten Mitteln: einmal wird durch die unstreitige menschliche Bedeutung dieser feingebildeten, geistvollen und sehr klugen Persönlichkeit das im Bewußtsein abstoßend erscheinende überkommene Bild des Staatsmannes zu einem sympathischen Ganzen angerundet, und andererseits erscheint der Staatsmann durch die Distanz fast eines Jahrhunderts in seinem ganzen Handeln, bedingt in seiner Zeit und von ihren Gesetzen abhängig, als ein Werkzeug einer Idee, der niemand die Größe wird abstreiten können. — Seinem Zeitgenossen Varnhagen von Ense hat C. Misch einen ähnlichen Dienst erwiesen, indem er durch die Doppelschilderung der schillernden Persönlichkeit im Beruf und in der Politik gleichfalls wohl ein endgültiges Bild des umstrittenen Mannes gab (Gotha, F. A. Perthes). — Conrad Bornhaks Buch „Preußen unter der Fremdherrschaft 1807—1813" (Leipzig, Frankenstein u. Wagner) kommt just zur rechten Zeit. Das ganze Buch ist von dem Geist durchdrungen, der aus dem damaligen Verhalten Preußens im Vertrauen auf seine alte Kraft den Glauben schöpft, daß es auch jetzt den Weg aus dunkler Nacht ins Licht herauf wieder finden wird. — In die jüngst vergangene Zeit führen die „Aufzeichnungen und Erinnerungen des Botschafters Josef Maria von Radowitz", herausgegeben von H. Holborn in 2 Bänden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), die wesentliches Material zu der politischen Geschichte von 1839 — 1890 beibringen, und in denen wir ihn als aufmerksamen Beobachter während seiner politischen Laufbahn im fernen Osten, im Paris des zweiten Kaiserreichs, in München, auf dem Balkan und in Konstantinopel und als treuen Gehilfen Bismarcks kennen lernen. — General E. von Liebert konnte mit Recht seine Lebenserinnerungen nennen „Aus einem bewegten Leben" (München, J. F. Lehmann). Man verfolgt mit Interesse seine militärische Laufbahn bis zur Stellung des Gouverneurs in Deutsch-Ost, seinen Sturz durch die Bürokratie und dann seinen Kampf gegen die Sozialdemokratie und endlich sein Wirken im Felde und nach der Revolution. — Das Buch „Geschichte und Gegenwart" von Erich Marcks (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) faßt fünf Reden des bekannten Historikers zusammen, der aus dem Ablauf der Geschichte Trost und Lichtpunkte für das deutsche Volk in seiner tiefsten Erniedrigung zu gewinnen weiß. — Zur Zeit des Dolchstoßprozesses darf das

Buch von E. O. Volkmann, „Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege" auf besondere Beachtung rechnen, da hier der Verfasser, der im Münchener Prozeß auch als Sachverständiger vernommen wurde, auf Grund aktenmäßigen Materials in ruhiger, vorurteilsfreier Darstellung die Tatsachen und Bewegungen schildert, welche die Revolution herbeiführen mußten (Berlin, Hobbing). Wir empfehlen in diesem Zusammenhang die eben erschienene Schrift „Der Dolchstoß-Prozeß", nach den Berichten von E. Beckmann mit Bildern von P. Trumm (München, Süddeutsche Monatshefte) der eingehendsten Beachtung, da versucht wird, die Ergebnisse dieses Prozesses und die erschütternden Feststellungen der Sachverständigen von interessierter Seite umzufälschen. — Der bayerische Staatsminister a. D. Schweyer versucht auf Grund seiner ihm in amtlicher Tätigkeit gewordenen Kenntnisse „die politischen Geheimverbände" zu schildern (Freiburg, Herder). Ausgehend von den Geheimverbänden und Geheimbewegungen alter Zeit, versucht er eine Übersicht zu geben über Geheimverbände von den Freimaurern bis zu den national-politischen Verbänden der Gegenwart. Im Grunde verneint Schweyer überhaupt jede produktive Möglichkeit solcher Verbände. Es will uns jedoch recht einseitig erscheinen, daß Schweyer nicht gesehen hat oder nicht sehen will, daß in der Zeit unserer tiefsten Not für viele und unter ihenn vielleicht für die Besten unseres Volkes in diesen Verbänden die einzige Möglichkeit war, den unbeugsamen Willen zur Freiheit unseres Volkes und ein hohes ideales Streben — trotz naturgegebener bösester Auswüchse — zu entfalten.

Verschiedenes

In der für die Allgemeinheit des Volkes bestimmten guten Naturhistorischen Bücherei der Franckhschen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, sind als neue Bände erschienen: „Tierseele und Menschenseele" von W. Bölsche, ferner der interessante Versuch von R. Lämmel, „Sozialphysik", Naturkraft, Mensch und Wirtschaft unter dem von ihm selbst geprägten neuen Worte in ihren Zusammenhängen und ihren Verbindungen aufzufassen, und „Die Kunst, geistig vorteilhaft zu arbeiten" von Dr Janert. — Ein nützliches Büchlein ist J. Weigerts Versuch „Des Volkes Denken und Reden" (Freiburg, Herder), die seelische Art des Volkes, die Entwicklung seines Denkens im allgemeinen und die geistige Anlage und Betätigung des Volkes in ihrer Eigentümlichkeit und das volkstümliche Reden in einer Fülle von Beispielen festzuhalten. — Allen Feldzugsteilnehmern werden zwei Bücher besondere Freude machen: „Schwere Brocken", „3000 Worte Frontdeutsch", herausgegeben von S. Graff und W. Bormann (Magdeburg, Stahlhelm-Verlag) und „Meine Fresse", „Eine Ladung Frontwitze", gleichfalls herausgegeben von S. Graff (Magdeburg, Eulenspiegel-Verlag). Über den dem Herausgeber vorschwebenden Zweck hinaus, durch die Aufzeichnung der „rauhen, aber herzlichen" Sprache, an die wir uns in der Front gewöhnt hatten, das Band um die alten Frontsoldaten fester zu knüpfen, wird ein weiterer Zweck erreicht: hier liegt wertvolles Material vor für den künftigen Sprachforscher. Denn manche Worte sind neu geschaffen und anderen eine veränderte Bedeutung unterlegt. Beide Bücher sind wirklich geeignet, die harte, aber durchaus gesunde Luft der Front uns wieder lebendig zum Erlebnis zu bringen. — Ein stilles, feines Büchlein ist die historische Erzählung von Lilli von Brandis, „Der schwarze Herzog" (Bad Harzburg, P. Rosdorff), in der sie es mit lebendiger Gestalterkraft verstanden hat, den tragischen Weg des Braunschweigers, gestützt auf sehr genaue lokale und kulturelle Kenntnisse an uns vorüberziehen zu lassen, so daß wir das Walten des Schicksals in jener Zeit schauend mitzuerleben vermeinen.

Ein sehr hübscher Beitrag zur Goethe-Literatur ist das Buch von Adolf Müller „Johann Jakob von Willemer" (Frankfurt, Englert & Schlosser) mit mehreren Bildern. Im allgemeinen pflegen seit Menelaos die Männer berühmter Frauen eine recht klägliche Rolle im Urteil der Zeitgenossen und in der Geschichte zu spielen, vor allem, wenn die berühmte Frau in irgendwelchen Liebesbeziehungen zu einem der Großen des Geistes oder der Geschichte verbunden ist: Der Gatte Mariannens von Willemer, Suleikas bürgerlicher Vertreter, hingegen machte auch sonst schon gute Figur. Adolf Müller ist es gelungen, sein Bild als Mensch und Bürger der Reichsstadt Frankfurt in flüssiger Darstellung so abzurunden, daß das Buch eine wertvolle Ergänzung der wissenschaftlichen Arbeit zur Goethezeit bedeutet. — Von den hier angezeigten „Wanderungen

durch die Mark Brandenburg" liegt als vierter Teil vor „Spreeland", der diese von den Söhnen Fontanes besorgte Ausgabe, deren Vorzüge wir lebhaft anerkannt haben, zu einem schönen Ganzen abrundet. — Als illustrierte Liebhaberbändchen liegen vor die beiden musikalischen Novellen E. T. A. Hoffmanns „Ritter Gluck" und „Don Juan" mit 4 Lithographien von Hugo Steiner-Prag, sowie zwei weitere Musikererzählungen „Schubert, Hendl und der Birnbaum" von unserem Freunde J. F. Perkonig mit Lithographien von W. Klemm und eine Mozartnovelle „Das Requiem" von Grete Massé, mit Lithographien von Paul Jordan (Leipzig, Fr. Kistner & C. F. Siegel). — Als ein neues Unternehmen führt sich die „Dreiturm-Bücherei" nicht schlecht ein (München, R. Oldenbourg), die von J. Brummer und L. Hasenclever geleitet wird, und wohl den Zweck verfolgt, Wissen und Dinge der Kunst, der Geistigkeit im allgemeinen, der Literatur usw. zu verbreiten. Bisher sind erschienen: „Immanuel Kant", „Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller", „Der Kaufmannsgeist", „Aus der alten Geschichte", „Herder, 2 Bände", „Ernst Moritz Arndt", „Eichendorff und die Romantik", „Grillparzer", Der Bühnenvolksbund gibt neuerdings auch Kunst- und Kinderbücher heraus „Rudolf Schiestl" von L. Weismantel und ein Bilderbuch „Das Kinderparadies" ohne Text von E. Bäumer. Die Bilder sind an sich nicht ohne Reiz, aber durch die doch wenig sorgfältige Wiedergabe wird die Freude beeinträchtigt, wie auch in dem Schiestl-Band die Reproduktionen fast an Öldrucke gemahnen.

Von dem sehr handlichen und brauchbaren Konversationslexikon „Der kleine Herder", dem Nachschlagebuch über alles für alle, ist der 2. Halbband erschienen, von L—Z (Freiburg, Herder & Co.).

Berliner Theater

Nach einer vom „Verband deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten" veröffentlichten Zusammenstellung haben im Gegensatz zum Reich, wo die überwiegende Mehrheit der Aufführungen Werke lebender deutscher Dichter berücksichtigte, im September an 18 Berliner Bühnen 270 Aufführungen ausländischer gegenüber 128 moderner deutscher Stücke, im Oktober an 20 Berliner Bühnen 388 Aufführungen ausländischer gegenüber 162 moderner deutscher Stücke stattgefunden. Im September haben 9, im Oktober 8 der angeführten Bühnen überhaupt an keinem Abend ein deutsches Stück gespielt. Bisher ist in Berlin nur eine einzige Uraufführung eines deutschen Stückes gewesen („Trieschübel" im Central-Theater). Auch bis heute hat sich Wesentliches hierin nicht geändert.

Das ist ein glatter Skandal, und kein gutes Zeugnis für das Verantwortlichkeitsgefühl der Berliner Bühnenleiter. Hier mit schärfster Mahnung einzusetzen, ist uns selbstverständliche Pflicht. Ihr dürfen wir uns umso lieber unterziehen, als gerade in diesen Heften schon seit langem der Versuch gemacht ist, trotz der noch bestehenden politischen Hemmungen auf die bedeutenden künstlerischen Ereignisse des Auslandes unsere Leser hinzuweisen. Aber es geht doch einfach nicht an, daß Deutschlands fähigste Theaterdirektoren und beste Schauspieler ihre Kräfte verbrauchen, um dem geistigen oder angeblich amüsanten Kehricht des Auslandes Leben zu geben, und zwar meist ein höheres Leben als er im Ursprungsland erlangte, und die deutschen Dramatiker durch Versagen der Licht und neue Ziele gebenden Bühnenprobe verdorren zu lassen.

Freilich möchten wir gleich bemerken, daß, wenn zu den deutschen Aufführungen Stücke gewählt werden wie Edgard Dietzenschmidts älteres Stück „Kleine Sklavin" (Trianon-Theater), in der mit allen Mitteln eines überalterten Naturalismus die Verkuppelung eines kleinen Mädels durch Mutter und Zuhälterin geschildert wird, ohne daß der peinliche Eindruck einer verdrängten Lüsternheit und verborgener Sentimentalität vermieden wird, wir es denn doch vorziehen, in französische Harmlosigkeiten zu gehen, die gut gespielt werden.

Auf diese Belanglosigkeiten einzugehen, wollen wir uns im Interesse unserer Leser ruhig versagen.

Wir ersparen ihnen auch ein Eingehen auf „den befreiten Don Quichote“ des Herrn Lunatscharski, des russischen Kultusministers. Ein Stück, das durchaus unter der Maske Kehricht abzulegen ist, reine Propagandaliteratur mit spanischem Etikett mit der verfälschten Gestalt aus der Werkstatt des großen Spaniers als einzig dichterischem Einfall (Volksbühne). Schließlich muß es doch nicht so schwer sein, in Rußland Revolution zu machen und an der Herrschaft zu bleiben, wenn es um so Arme im Geist geht, daß sie dieses Machwerk ihres Kultusministers als Kunst sich gefallen lassen.

Der russische Kultusminister freilich „dichtet“ nur, wenigstens soweit er sich in Deutschland betätigt, der preußische hingegen ließ leider seine Referenten und andere Bürokraten seines Ministeriums in böseren Dingen gewähren. Dem im Musikbericht geäußerten Widerspruch gegen diesen Versuch der Bürokratie, auf künstlerische Dinge Einfluß zu nehmen, schließen wir uns unbeschadet gewisser berechtigter Vorbehalte an und können endlich einmal Herrn Jessner loben, der aus dem Anlaß des unverantwortlichen Vorgehens gegen Schillings als Protest seine Demission gab. Dies tun wir freilich in der Hoffnung, daß er auf bejahender Erledigung seines Abschiedsbesuches bestehen wird, das bisher abgelehnt wurde.

Wenn wir aus diesem Unerfreulichen zur Bühne zurückkehren, bleibt als stärkster nachhaltiger Eindruck freilich wieder ein Ausländer: Bernard Shaw. Denn Barnowsky hat sein Versprechen sehr schnell wahrgemacht, die drei letzten Teile von „Zurück zu Methusalem“ zu bringen (Theater in der Königgrätzer Straße).

In dem dritten Teil „Das Ereignis tritt ein“, der im Jahre 2170 n. Chr. spielt, also ungefähr 250 Jahre nach dem „Evangelium der Brüder Barnabas“, treten zwei Personen auf aus diesem letzteren Stück: der Schwiegersohn des älteren Barnabas und das Dienstmädchen, denen eines Tages klar wurde, daß sie wüßten, man müsse 300 Jahre alt werden bis zur Reife, und die darum weiter lebten. Die Zeit ist inzwischen zivilisatorisch gewaltig fortgeschritten, seelisch und geistig aber noch blöder geworden, zum mindesten in England. Chinesen und Negerinnen besorgen die politischen Geschäfte der erwachsenen Kinder, während die Engländer sich noch mehr als bisher der ungetrübten Freude eines sportlichen Daseins hingeben. Hier ist Shaw nächst dem Anfang dichterisch am stärksten. Es ist von eindrucksvollster Wirkung, wie durch die bloße Tatsache des Da-Seins der Wissenden, deren Blick die anderen einfach nicht ertragen können, die Grundlagen ihres harmlosen Seins zusammenstürzen und die Schutzwände ihrer Existenz eingerissen werden, und sie unter einer neuen Linse ihre eigene Kleinheit und Zerbrechlichkeit sehen, und wie eine panische Angst alle ergreift, ob der Erbärmlichkeit des armen eigenen Lebens, die sich fürchterlich steigert, als die beiden Wissenden beschließen, zu heiraten. Auch hier, wie vor allem im nächsten Stück, kann Shaw es nicht unterlassen, seine grandiosen politischen Bosheiten, allerdings in etwas ermüdender Länge, anzubringen. Im nächsten Teil „Die Tragödie eines ältlichen Herrn“, das im Jahre 3000 n. Chr. spielt, ist die Hauptstadt des britischen Weltreiches Bagdad, während in Irland die von den anderen längst getrennt wohnenden Langleber hausen. Zu ihnen, welche die Kurzleber grenzenlos verachten und ihnen Kinderwärter und Kinderwärterinnen bei ihren Besuchen beigeben, kommt in Begleitung seines Schwiegervaters der Premier des englischen Reiches, um das bewußt als Komödie aufgezogene Orakel der Langleber zu befragen über parlamentarisch-taktische Fragen. Er erhält die Antwort, die wahrhaft erfrischend ist: „Geh nach Hause, alter Esel!“ Der ältere Herr, der Schwiegervater bricht zusammen, unentschieden, ob über die Lüge seines Schwiegersohns, der beschließt, das Orakel umzufälschen, oder weil er erkennt, daß auch die Langleber mit und von der Lüge ihr Dasein fristen. Aus Mitleid tötet ihn eine Langleberin durch ihren Blick. Leider fand Shaw kein anderes Mittel, die geistige Hochentwicklung der Langleber zu zeigen als durch viele Wiederholungen von ewigen Wort- und Begriffsmißverständnissen, die geistige Unreife der Kurzleber darzutun, und durch die Abkanzelung des wiedergekehrten Napoleon durch das Orakel. Und trotzdem — er hat so viel zu sagen, zwar nicht „Bis an des Gedankens Grenze“, wie das letzte Stück heißt, das im Jahre 31920 n. Chr. spielt, aber wohl bis an seines Gedankens Grenze. In diesem Stück sind die Menschen aus allem Körperlichen — sie werden aus großen Glaseiern geboren, schon leidlich erwachsen und haben nur wenige Jahre für Spiel, Tanz

und Liebe, um sich dann ganz der Betrachtung zu widmen — ins rein Geistige oder doch in das, was Shaw darunter versteht, gewachsen. Hier können wir nur noch herausnehmen, daß seiner bitteren Altersweisheit Schluß der ist: Auch mit dieser Erscheinungsform der Ebenbilder Gottes ist es nach ewigem menschlichem Artgesetz im Grunde genau so übel bestellt wie mit uns armen Kurzlebern. Ist das Ganze nun wirklich ein Spiegel des Menschengeschlechtes? Sicherlich nicht, aber es ist ein Zerrspiegel, in dem zwar das Wesentliche gerade in der Verzerrung klarer herauskommt, in dem aber nebenbei auch bewiesen wird, daß es auch für den Gedanken so etwas gibt wie heute die Grenzen des britischen Empire. Und doch sind wir dankbar, unendlich dankbar für diese Unterhaltung mit einem reinen und klaren europäischen Geiste, weil wir zweifelnd fragen, ob überhaupt einer mehr sagen kann als dieser fast weise gewordene, bittere, alte Mann, auch wenn der stärker gestalten könnte, als es Shaw vergönnt ist.

Der Versuch, das Urteil über Pirandello zu revidieren durch die Aufführung seines „Heinrich IV.", ist gescheitert, trotzdem Moissi die Kräfte seines alternden Tenors der Titelrolle widmete (Tribüne). Die sich allmählich langsam und langweilig ergebende Vorgeschichte besagt: Ein Mann liebt eine Frau, ein bedenkenloser Rivale verwundet bei einem Kostümfestzug aus Eifersucht sein Pferd, das den Reiter abwirft. Die Folge ist eine Gehirnerschütterung des Helden und 12 Jahre Irresein, in denen er die von ihm beim Festzug gewählte Rolle als Heinrich IV. weiterspielt. Dem Erwachenden — oder Pirandello — erscheint er richtig, aus Ekel vor den Menschen, um sie von sich fernzuhalten, fernere 8 Jahre als geistig Gesunder die Rolle des Geisteskranken weiterzuspielen (zweifellos das einfachste und nächstliegende Mittel). Umgeben von einer Reihe — gleichfalls Rollen der Zeit Heinrichs IV. — spielender Männer verbringt er diese 8 Jahre. Ein junger Verwandter unternimmt den Versuch, ihn zu retten, gemeinsam mit der einst geliebten Frau und dem glücklichen Nebenbuhler. Heinrich IV. der Irre, blufft diese Klugen aus, also der Irre oder vermeintlich Irre ist klüger als die sogenannten geistig Gesunden. Wahrlich ein Einfall von Pirandelloscher Tiefe! Allerdings sind wir über die Fragwürdigkeit aller menschlicher Dinge doch schon etwas früher und etwas wirkungsvoller unterrichtet worden. Eines knalligen Schlusses halber muß dann der arme Heinrich IV. nach 20 Jahren in einem Anfall von echtem Irrsein oder normalem Gefühl den Nebenbuhler erstechen. Man sieht, daß auch diese überkonstruierten Spitzfindigkeiten im Kern, wie sonst bei dem Italiener, nichts anderes als langweiliger Edelkitsch sind.

Auch Rostands „Der junge Aar" (Lessing-Theater) in Klabundscher Verfälschung können wir nicht mehr gut ertragen. Der Herzog von Reichstadt, der Napoleonsohn, versucht aus der geistig engen und polizeilichen Hut der Österreicher, die alle Erinnerungen an den Vater in ihm ertöten wollen, während er, umgeben von französischen Legitimisten mit und ohne Verkleidung, dem Ruhm entgegenträumt, die Flucht, erweist sich aber auf dem Schlachtfeld von Wagram, unter dem Eindruck eines pazifistischen Totenchors endgültig als zu schwach für seine Aufgabe, um dann endlich in Schönbrunn zwischen der Büste seines Vaters und der Wiege, in der er einst als König von Rom lag, wunderschön melodramatisch zu sterben. Diese Mischung von Phrasen, Sentimentalität, französisch-patriotischem Maulheldentum, mit sehr wirksamen Theaterspannungen und ein paar prächtigen Episodenfiguren, mag in der Ursprache und in französischer Luft noch zu genießen sein, wir jedoch können da einfach nicht mehr mit.

Bleibt noch das Schauspiel „Regen", für das gleich zwei Amerikaner verantwortlich zeichnen: W. Sommerset Maugham und Clemence Randolph im Theater am Kurfürstendamm, in der Saltenburg-Bühne, auf der, um die Besitzverhältnisse der Berliner Bühnen noch verwickelter zu gestalten, Max Reinhardt gastierte. Auf der Insel Pagai-Pagai, auf der außer Eingeborenen der amerikanische Gouverneur, eine kleine Marinestation und ein wundervoll in der Erschlaffung der Tropen bis auf den grandiosen Einfall verkommener Händler lebt, daß die Arbeit ein Zeichen von Degeneration sei, muß ein Dampfer wegen eines an Bord vorgekommenen Cholerafalles einige Tage in Quarantäne bleiben. Von den Passagieren gehen ein Missionarpaar, ein Arztpaar und ein bildhübsches Mädchen unzweideutigen Berufes an Land, das als Liebchen für die Fahrt vom Quartermeister des Schiffes mitgenommen war und nun ihrem Berufe mit den Marinesoldaten nachzugehen beginnt. Aber der Missionar ist einer von den Fanatikern, der glaubte, zur Ehre Gottes alle gesunden und starken Triebe in sich unterdrücken zu sollen, um seiner großen Aufgabe

erst recht dienen zu können, der mit seiner Frau in einer von allem Körperlichen befreiten Ehe lebt. In ihm rächte sich die Unterdrückung der Triebe wie immer dahin, daß er fanatisch alles bekehren zu müssen sich für berufen hält, ja, wenn es nicht anders geht, den schuldlosen Kindern der Schöpfung den Begriff der Sünde überhaupt erst beibringt, um sie dann zu „retten". Er teilt sich selber die Aufgabe zu, das kleine Dirnchen zu ihrem Gott zurückzubringen, und mit dem satanischen Spürsinn des Inquisitors findet er sofort den Punkt, von dem aus er die Festung nehmen kann. Sie hat etwas auf dem Kerbholz, das ihr bei einer zwangsweisen Zurücktransportierung nach San Francisco, die er ohne weiteres beim Gouverneur durchsetzt, einige Jahre Zuchthaus einbringen muß. Und nun beginnt ein Kampf zwischen ihm und ihr, den sie zunächst mit frecher Dirnensicherheit und unflätigen Worten durchficht, aber in dem sie bald der suggestiven Kraft des fanatischen Priesters unterliegt, und endlich ihr einziges Heil, trotz verlockendem Angebot zur Flucht in die Freiheit mit einem der Marinesoldaten, nur noch in der Buße und der Sühne ihrer Schuld sieht. Während der Tage, in denen sie nun mit ihm betet, Tag und Nacht, hat der Tropenregen eingesetzt, dieses gewaltige elementare Ereignis, unter dessen schwüler Glut ein ungeheures Empfangen und Gebären in der Natur sich entfaltet, das auch den widerstrebendsten und innerlich wachen Menschen in seinen schwülen Bann zwingt. Und da strandet nun auch der Missionar. In der letzten Nacht vor dem Abtransport des Mädels schleicht er zu ihr, nicht mehr um zu beten, sondern um das zu tun, was noch alle Männer mit ihr taten. Dem Dirnchen geht der letzte Rest von Glauben und Wollen zum Guten verloren, dem gefallenen Priester aber mehr. Er geht hin und schneidet sich den Hals ab. Eine Szene mit grandiosen Gegensätzen — das Dirnchen wieder in alter Form mit schmetterndem Grammophon, und die Missionarsfrau mit der Leiche des Unglücklichen — schließt mit vagen Redensarten der Witwe, daß alle Menschen doch mehr Nachsicht miteinander haben sollten. Trotz dem inneren Protest, sich durch die sehr handgreiflichen Mittel der Spannung und die recht abgeleierte Dirnensentimentalität und Priesterlüsternheit vergewaltigt zu fühlen, ging man auch an diesem Abend mit. Denn es spielten Eugen Klöpfer den Priester, die Höflich seine Frau, Brausewetter den Marineliebhaber, Homolka den Händler, Hedwig Wangel seine eingeborene Frau — und Käthe Dorsch die Dirne. Klöpfer war, abgesehen von einigen zu reichlichen Gesten, von einer unheimlichen Besessenheit, so daß man ihm die Kraft suggestiver Bekehrung und seinen Entschluß wohl glauben konnte, während Käthe Dorsch in ihrem himmlischen Reichtum alle Register vom frechsten Dirnenlachen bis zum seelischen Bruch und dem mediumhaften Nachbeten der öligen Phrasen aus der Gebetsmühle zog. Auch hier war Max Reinhardt wieder stärker als die Dichter. Denn er machte den Tropenregen zum wahren „Helden" des Stückes und lullte schon durch das gleichmäßige Fallen der Tropfen, der sich von Zeit zu Zeit zum Eimerguß des Wolkenbruchs steigerte, jeden Widerspruch des Verstandes und die Rebellion des Gefühls gegen die Handfertigkeit der Verfasser ein und ververstrickte jeden in die willenlähmende, geile Atmosphäre, in der es ein Entrinnen vor den eigenen Trieben nicht gibt. R. P.

* * *

Noch einmal wurde kühn mit der Tradition der Berliner Theater gebrochen: man hat es gewagt, auch in den Kammerspielen einen deutschen Autor mit etwas neuem, eigenem zu Worte kommen zu lassen, nicht als Übersetzer, nein, als Verfasser selbst!

Max Mohrs „Ramper" fällt auf den ersten Blick durch Dreierlei auf. Er ist reinlich, tendenzlos, frei von Effekthascherei — seltene Tugenden auf den Berliner Brettern. Unbescheidene könnten fragen, was bleibt dann? Diese Vorzüge allein machen noch kein Kunstwerk. Und man muß zugeben, der warme Herzschlag eines Dichters pulst nur selten durch die Handlung. Aber ist es nicht schon erfreulich und ein seltener Genuß, eines redlichen Menschen ernsthaftes Bemühen zu sehen? Denn eines ist zu spüren: geht Mohr seinen Weg weiter, nur etwas sicherer noch, gläubiger, dann erreicht er das, wonach wir alle hungern: das lebendige Drama unserer Tage.

Was Mohr sagen will, ist nicht neu. Wie er es sagt, verdient wegen seines Ernstes Beachtung. Das gute Tier Mensch im Kampf mit den liebearmen Zivilisationsmaschinchen, die sich auch Menschen nennen, ist der Untergrund zu diesem Drama. „Und hätte der Liebe nicht" ist das große Thema, das Mohr, freilich recht primitiv verarbeitet und einfältig variiert, dafür aber die üblichen Dissonenzen und atonalen Stammeleien vermeidet.

Der Flieger Ramper, dem vor der gewaltigen Größe des ewigen Eises Grönlands

sein bischen Menschentum in jahrzehntelanger Einsamkeit zerbröckelt, daß nur das große Urtier in ihm weiterlebt, kommt durch einige romanhafte Ereignisse wieder mit den Menschen in Verbindung. Und diesen Menschen gibt Mohr nun nicht einfach verlogene Scheusalsfratzen, wie es wohl sonst die „Jungen“ zur Verherrlichung ihrer „Idee“ so gerne tun, sondern läßt jedem sein freundliches Teilchen, das aber doch zu gering ist, um sie aus ihrem engen dumpfen Alltag herauszulösen. Von diesen Liebeleeren wehevoll aus seinem tierhaft glücklichen Traumzustand aufgeweckt, treibt es ihn in die friedvolle Eiswelt Grönlands zurück. Als ihm endlich dorthin die Passage freigegeben wird, wird ihm in qualvollem Ringen plötzlich bewußt, daß er nicht mehr frei ist — gebunden durch die Liebe der Menschen, die er fliehen wollte.

Viel verdankt das Stück der Hingabe Paul Wegeners, der als Ramper urmenschliches herausholte. Franziska Kinz als die unbedingt hingegebene Frau war zu blond und zu kühl, und die Bühnenbilder dämpften in ihrer ordentlichen Nüchternheit den schon an sich nicht gerade rauschhaften Eindruck des Ganzen. Und doch, wenn Mohr nicht noch auf die Sandbänke einer „neuen Sachlichkeit“ geraten sollte, dürfte er auf der Bühne der Zukunft eine beachtliche Rolle spielen.

W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Oper

Die Intendantenkrise der Staatsoper hat ihren Abschluß noch nicht gefunden; auch die Aussprache im preußischen Landtag hat keine Klärung gebracht, da die Schwierigkeit, zwei verschiedene Persönlichkeiten, nämlich den Künstler und den Beamten Schillings, vollkommen mit einander zu verschmelzen, nicht zu lösen ist. Mag aber auch Schillings als Beamter sich Fehler haben zu Schulden kommen lassen — was dem Ministerium gern zugestanden sei — und mußte also eine Maßregelung des Beamten erfolgen, so hätte unbedingt zu gleicher Zeit eine Untersuchung der Vorfälle stattfinden müssen, die den Beamten ebenso wie den Künstler Schillings vermutlich in eine obstinate Verzweiflung getrieben haben. Der klassische Ausspruch des Ministers: „Geheimrat Winter ist unabsetzbar“ beleuchtet, im Gegensatz zur fristlosen Entlassung des Intendanten, ein Gebiet, von dem jetzt merkwürdig wenig die Rede ist, das aber allem Anschein nach der üppigste Nährboden für alle möglichen administrativen Quertreibereien bildet; ihre Fäden spinnen sich hemmend um künstlerische Individualitäten. Wenn die Frage — was unbedingt richtig ist — ganz ohne Rücksicht auf letzte musikalische Qualitäten behandelt werden soll, so muß ebenso, wie das Verhalten des Beamten Schillings untersucht wird, das Benehmen der Gegenpartei genau geprüft werden. Bevor dies nicht geschehen ist, wird Klarheit nicht zu erzielen sein.

Unbehindert von den Unerquicklichkeiten der Krise hat die Staatsoper mit der Aufführung von Alban Bergs „Wozzek“ eine Tat höchsten künstlerischen Wertes vollbracht. Allerdings bedeutet die Musik des Werkes keinen Anfang, sondern ein Ende, wenn auch ein gewaltiges; sie ist die letzte Konsequenz der von Wagner (Tristan) über Strauß (Elektra) und Schönberg (Pierrot Lunaire) führenden Entwickelung, die ein weiteres Ausbauen der inneren Spannungen und äußeren Mittel ebenso unmöglich erscheinen läßt, wie etwa ein inneres Weiterführen der Kunst Michelangelos denkbar gewesen wäre. Es müßte zur Karikatur werden. Wir könnten also in diesem Sinne die Oper Alban Bergs als nicht modern bezeichnen; und in der Tat trägt sie alle Anzeichen des klassischen Werkes an sich. Die — gelegentlich überflüssigen — Kakophonien sprechen nicht dagegen; es ist Methode der Schule, anstatt Octaven lieber Nonen zu schreiben, und das Auftreten eines reinen Dreiklanges genau so sorgfällig vorzubereiten, wie früher den Gebrauch einer Disharmonie, so daß grade diese Dinge in ihrer strengen Durchführung recht eigentlich den festen Rahmen zur Entfaltung des großen Reichtumes geben, mit dem der Komponist die Partitur erfüllt hat. Eine Menge Themen von großer Erfindungs- und Gestaltungskraft beleben das Werk, von denen besonders die übersinnlich-dämonischen dem fast wörtlich komponierten Werke Büchners (einige Szenen sind gestrichen, einiges wenige hinzugefügt) in Sinn und Stimmung den so häufig verzweiflungsvollen Ausbrüchen gerecht werden.

Man könnte einwenden, daß der mit letzter Expansionskraft arbeitenden Musik die Darstellung solcher Gefühle allein möglich sei, was sich auch im Mangel an Humor der kontrastierenden Szenen des Doktors und Hauptmanns zeige — wenn nicht die hinreißende Szene des Wiegenliedes beweisen würde, welch sanfte Zartheit der Komponist in seine Weisen zu legen im Stande ist: eine einfache 6/8-Takt-Melodie von unendlicher Schwermut zeigt, daß ihm die leisen Klänge subtilster Seelenregung nicht fremd sind. Die nächtlichen Tanzszenen, die Düsternisse des Mordes sind von unheimlichsten Leben erfüllt; verblüffend der Orchestereffekt des Unisonocrescendo (auf einem Ton), der mit den tieferen Streichern anfangend, nach und nach das ganze Orchester in seinen Bann zieht. Die Zwischenspiele der einzelnen Szenen sind besonders bemerkenswert, und von streng symphonischem Bau. Das Werk hält uns vom ersten bis zum letzten Takt vollkommen gefesselt; die Aufführung, unter Kleibers Leitung, mit Leo Schützendorf (Wozzek), der auch schauspielerisch vorzüglich war, und Sigrid Johanson (Marie), die nach diesem Debut sehr vieles und Gutes erwarten läßt, durchaus erfreulich. Aravantinos' Bühnenbilder machen den Inhalt von Dichtung und Musik in vollster Kongruenz mit ihrem Geiste sichtbar; am stärksten das zweite Bild (Feld) mit seinem Übergang von Dämmerung zur Nacht.

Die Städtische Oper brachte in einer Neuinszenierung Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen" fast ungekürzt heraus. Da sämtliche Striche im Vorspiel und im zweiten Akt aufgemacht waren, ist es verwunderlich, daß im dritten Akt das fast stets gestrichene Terzett „Di spasimo d'orror" (in der alten schlechten Übersetzung „Angst schaudervoll gelangt"), das von großer musikalischer Schönheit ist, auch hier fortblieb. Das Bühnenbild des Olympiaaktes war durch die gespenstische Stimmung, die venetianische Szene durch das Fehlen der üblichen realistischen Venedig-Dekoration anziehend; sehr gut im letzten Akt der Effekt des singenden, nach vorn schwebenden Bildes. Gutmann war darstellerisch und stimmlich als Darsteller der drei dämonischen Rollen auf gleicher Höhe.

Konzerte

Oscar Fried hat in kurzer Zeit das Berliner Symphonie-Orchester zu einem sehr beachtlichen Klangkörper gemacht. Seine Sonntagskonzerte, in denen er unter Mitwirkung von guten Solisten häufig recht interessante Programme abwickelt, verdienen mehr Beachtung, als ihnen das konzertgehetzte musikalische Publikum bisher schenkte. Nichts ist lebhafter zu begrüßen, als Programme mit modernen Werken, die in unser stagnierendes, auf den Lorbeeren alter deutscher Musik ausruhendes Musikleben ein wenig Bewegung bringen. Leider ist Debussy, dessen „Iberia" Fried spielte, bei uns immer noch modern, anstatt schon überwunden zu sein; es ist also gut, wenn er mehr als bisher aufgeführt wird, damit er auch in Deutschland die richtige Schätzung findet: daß er uns, mit Ausnahme weniger Werke, nicht mehr allzuviel zu sagen hat, etwa wie der zerflatternde Impressionismus Sisleys oder Pissarros, an dem allerdings die Mache bewunderungswürdig bleibt. Ein lustig-parodistischer Marsch Prokovieffs aus den „3 Orangen" erweckte infolge seines großen Schwunges und sehr keck gewollter Banalität im gleichen Konzert Begeisterung; als dritte Novität hörte man Respighis „Variationen" für Cello, ein melodiöses, aber ein wenig zahmes Werk, von Zeelander mit schönstem Ton vorgetragen.

Auch der Pianist Borowski zeichnet sich durch abwechselungsreiche und amusante Programme ebenso aus, wie durch sein gigantisches Spiel. Er brachte ebenfalls Debussy und Prokovieff. Debussys Klavierstücke stehen uns näher, als die Orchestersachen; sie bilden fraglos eine Bereicherung der Literatur und der technischen Möglichkeiten des Instrumentes. Prokovieffs „Toccata" ist in Borowskis Wiedergabe gleich anziehend als Musikstück, wie als technische Wunderleistung, gegen die selbst die 6 großen Paganini-Studien Liszts ein wenig an Glanz verloren. Die Geigerin Ibolyka Gyarfas zeigte in ihrem Vormittagskonzert in der Singakademie eine neue Violinsonate Stefan Radnais, die sich manchmal ein wenig „modern" gibt, ohne es zu sein; der Komponist fühlt sich am wohlsten, wenn er sich, wie bei einem Ungarn selbstverständlich, im nationalen Rhythmus und den Harmonien seines Landes bewegt, wobei sich dann hübsche Themen, wie das zweite des ersten Satzes, und das ganz ins Czardashafte übergehende Hauptthema des letzten Satzes finden. Nun würden wir gerne Bar-

tock und Kodaly von einer so berufenen landsmännischen Interpretin hören!

Die menschliche Stimme bewahrt ihre alte Anziehungskraft: Maria Ivogün und Karl Erb waren vom Beifall ihrer Bewunderer umbrandet. Es ist nicht das sympathischste Publikum, das die Konzerte der Gesangskoryphäen füllt; die hingebungsvoll lächelnden Gesichter der Damen bei besonders schmalzigen hohen Tönen der vortragenden Männerbrust, der wahllos gespendete Beifall — all das läßt eine wenig angenehme Atmosphäre in solchen Konzerten vorherrschen. Über die Kunst der Ivogün ist nichts mehr zu sagen; sie ist vollendet. Karl Erb ist ein glänzender Techniker, der leicht in die Gefahr gerät, sich ins allzu weiblichzierliche zu verlieren. Das Programm des Vormittagskonzerts (Schubert) wies neben bekannten einige reichlich langweilige unbekanntere Lieder auf; es hat nicht viel Sinn, Dinge auszugraben, die der Staub mit Recht bedeckt. Von den 4 Konzerten der beiden Künstler ist nur eins der Moderne geweiht. Ist denn wirklich Brahms immer noch so notwendig, um ihm einen ganzen Vormittag zu widmen?

Im Rahmen einer Beethoven-Festwoche führte das Londoner Streichquartett chronologisch alle Quartette auf — wozu auch kein dringendes Bedürfnis vorläge, wenn die Londoner nicht geradezu vorbildlich spielten. Was für wunderbare Instrumente sie haben! Sie verbinden die Klassizität des Rosé-Quartettes mit dem Feuer und der Vitalität der Böhmen — aber auch an sie die Bitte: beim nächsten Besuch, der hoffentlich bald stattfinden wird, etwas aus der eigenen Literatur — Vaughan Williams, Bax, oder vor allen Dingen Bernhard van Dieren, den hier bekannt zu machen eine hohe Aufgabe für die englische Vereinigung bilden würde. Anton Mayer.

Politische Rundschau

Der Geschichtsunterricht unserer Schulen hat die Eigentümlichkeit, die Entwicklung der einzelnen Völker in der Form darzustellen, daß abschnittsweise von Kriegen, Schlachten, Siegen und darauffolgenden Friedensschlüssen gesprochen wird. Der Durchschnittsschüler ist froh, wenn er die vielen Jahreszahlen behält, die inneren Zusammenhänge erfaßt er kaum. Da für politische Schulung eines Volkes der Geschichtsunterricht aber von entscheidender Bedeutung ist, sollte man, meine ich, prüfen, ob es nicht nützlich wäre, die übliche Darstellungsweise dadurch eindringlicher zu gestalten, daß man dem Schüler die Entwicklung der Völker durch Aufzeichnung von Entwicklungslinien, Diagrammen, verständlich macht. Wenn man z. B. sieht, in welcher regelmäßig ansteigenden Linie die englische Machtentwicklung vorwärts geht, wie ähnlich die Entfaltung der französischen Machtpolitik darzustellen ist, wie es hingegen bei uns in großen Wellenlinien auf- und abwärts geht, so wird man m. E. mehr kritischen Sinn auch für die Geschichte der Gegenwart, also die Außenpolitik, wecken. Mit der Kritik kommt auch das Verständnis, schließlich auch ein gewisser Sinn für Außenpolitik. Haben wir den erst in weiteren Kreisen, so wird es leichter sein, sie mit mehr Aussicht auf Erfolg zu führen.

Wenden wir das System der Liniendarstellung z. B. auf die Nachkriegspolitik an, so werden wir auch die Locarnopolitik mit anderen Augen sehen. Der übliche Kritiker, der nur von Abschnitt zu Abschnitt sieht, das dazwischen Liegende kaum beachtet, der weist auf Versailles, den Ruhrkampf und Locarno hin. Er spricht immer nur — vom Ende, vom Untergang des Reiches. Nun, daß wir uns in blühendem Aufstieg befinden, kann auch der verwegenste Optimist nicht behaupten. Aber eins kann man doch auch bei gänzlich objektiver Einstellung zu unserer Außenpolitik sagen, daß im Januar 1923 unsere Entwicklungslinie zu steigen angefangen hat, und zwar just in dem Augenblick, wo die französische nach unten umbog. Ich sage absichtlich Januar 1923. Denn der Widerstand hat gezeigt, welche Kräfte in uns schlummern. Die Kraftentfaltung aber bedeutet in der Entwicklungslinie einen Faktor für die Aufwärtsführung. Sie ist bei uns trotz allem ganz leicht weiter gestiegen, in demselben Maße, wie die Frankreichs gefallen ist. Als vorläufigen Endpunkt müssen wir nun Locarno einzeichnen. Wie es weitergehen soll, hängt von uns ab.

Wir sehen in Locarno nur einen Anfang. Was müßte jetzt geschehen, um diese Politik zu einer erfolgreichen Auswirkung zu führen?

Wir müssen uns finanziell, wirtschaftlich und innerpolitisch konsolidieren. Fangen wir beim letzten an, es ist die Grundlage für die ersten beiden.

Innerpolitische Festigung heißt zunächst: Abstoßen aller Fremdkörper, Hinwegräumen des moralischen Schuttes, der sich nach dem Krieg bei uns angesammelt hat. Alle die unsauberen Elemente, die im feindlichen Nachrichtendienst gestanden haben und stehen, müssen mit aller Energie bestraft und ausgerottet werden. Wir wollen den Frieden und haben abgerüstet. Diese beiden Tatsachen können durch keine Spionageintriguen verdunkelt werden. Solche Verdunklungsversuche dürfen wir nicht dulden und, wenn man Vertreter fremder Staaten bei dieser sauberen Arbeit ertappt, so hat man ihnen die Pässe zuzustellen! Zur inneren Festigung gehört ferner ein ganz rücksichtsloses Vorgehen gegen die bezahlten Agenten fremder Staaten, die auf den Umsturz hinarbeiten. Wenn die Länderpolizei nicht stark genug ist oder sein will, so muß das Reich die Initiative ergreifen. Deutschland hat immer betont, daß es freundschaftliche Beziehungen zu Rußland pflegen will. Haben wir uns aber je erlaubt, durch bezahlte Agenten auf den Sturz der Sowjetregierung in Rußland selbst hinzuarbeiten und dadurch etwa unserem guetn Willen Ausdruck verliehen? Wenn Moskau glaubt, im umgekehrten Falle so vorgehen zu sollen, wird ihm klar gemacht werden müssen, daß es in Deutschland noch feste Begriffe für politische Moral gibt.

Ein fester Kurs der Innenpolitik ist die Voraussetzung für die wirtschaftliche und finanzielle Gesundungspolitik. Hierzu brauchen wir fremdes Kapital. Das wird uns sofort meiden, wenn wir in Unruhen stecken. Wir brauchen ferner Vertrauen. Das ist aber nur bei ruhiger, friedlicher Arbeit im Innern zu erlangen. Außenpolitisch haben wir es durch die Locarnopolitik erlangt. Man sollte es nun im Ausland praktisch verwirklichen und uns zeigen, daß auch wir vertrauen können. Den ersten Schritt dazu kann man in der Form tun, daß man dem politischen Frieden den finanziellen folgen läßt. Den Politikern müssen so bald wie möglich die Finanzleute folgen und sich am Konferenztisch über die endgültige Regelung der deutschen Zahlungen einigen. Wir haben Unsummen an die früheren Alliierten bezahlt, Provinzen, Kolonien, Guthaben, Faktoreien und tausenderlei andere Vermögenswerte abgegeben, angeblich weil wir den Krieg verschuldet haben. Lassen wir die Kriegsschuldfrage bei der Kadaververwertungshistorie und anderen Geschichten beruhen, die nicht mehr in den Frieden passen. Der Kampf ist aus, man lasse nun aber auch endlich die Erhebung von Tributzahlungen, die nicht berechtigt sind und in ihren Auswirkungen weiter die Märkte Europas zerstören. Wenn Europa aber überhaupt sich lebend erhalten und in langer, mühevoller, friedlicher Arbeit wieder gesunden will, so muß in allen Ländern dafür gesorgt werden, daß Friedensgesinnung herrscht und die Kriegspsychose verschwindet. Hierzu gehört in erster Linie mit die Bereinigung der finanziellen Fragen.

Wir sind immer guten Willens gewesen, wenn es auch von Frankreich ständig bestritten worden ist. Dort rächt sich jetzt die falsche Nachkriegspolitik, die ohne Berücksichtigung des Möglichen in wildem Haß unserer Vernichtung galt. Die finanziellen Kräfte Frankreichs sind nicht unbegrenzt, wenn es auch ein außergewöhnlich reiches Land ist. Es hat noch die Möglichkeit, sich zu konsolidieren, aber unter zwei Bedingungen: es muß erstens die Armee radikal verkleinern und seiner Industrie den Weg zu den Friedensmärkten zeigen, wenn es auch bequemer sein mag, immer neue Aufträge für Heereslieferungen zu schlucken; es muß zweitens alle politischen Abenteuer schleunigst liquidieren, die seine letzte innere Kraft sonst aufbrauchen und seinen Zusammenbruch herbeiführen, von dem sich Frankreich so rasch nicht wieder erholen wird.

Die Abrüstungsprobleme sind bekannt. Bei den politischen Abenteuern wollen wir aber ein wenig verweilen. Da ist zunächst die Einkreisungspolitik gegen Deutschland, die in dem Gefühl nach Sicherheit begründet sein sollte. Da durch die Locarnoverträge aber die Sicherheitsfrage gelöst ist, hat diese Politik ihren inneren Sinn, ihren Zweck verloren, ist unnatürlich. Je rascher sie liquidiert wird, desto besser für die Beteiligten, die Vasallenstaaten selbst in erster Linie. Polen hat als Hauptleidtragender dieser Politik seine Kräfte in einer Weise verbraucht, daß es gebrochen an innerer Spannkraft dahinsiecht. Dabei drohen ihm von Deutschland her keine Gefahren für seine Existenz. Es sind lediglich einige Punkte zu klären. Je rascher sich Polen von selbst entschließt, sie großzügig anzupacken, desto besser. Denn die Korridorfrage ist ebenso wie das oberschlesische Problem spruchreif geworden. Kann sich Polen nicht dazu verstehen, seine Grenzen mit Deutschland in realpolitischer Einsicht endgültig zu regeln, so wird es mit Erstaunen

feststellen müssen, daß die Weißrussen, Ukrainer, Litauer und schließlich die Moskowiter, wenn sie in nicht ferner Zeit vor den Toren Warschaus stehen, einen Staat radikal ausrotten, der sich ihrem Expansionsbedürfnis entgegenstellt. Denn darüber muß sich das einsichtige Polen doch klar sein, daß es nur solange selbständig bleiben und in seiner jetzigen Form bestehen kann, als Rußland noch mit anderen Fragen beschäftigt ist. Wäre es da nicht besser, sich rasch mit Deutschland zu verständigen und sich auf seine natürliche Existenzbasis zurückzuziehen? Kann sich Polen, nur so innerlich gefestigt, dann mit einem starken Europa hinter sich vor die Pforten Rußlands stellen, so wird es eine wirtschaftliche Rolle spielen, kulturelle Werte vermitteln und in seiner Eigenart Zukunftswerte darstellen. Aber nur so wird es sich erhalten.

Ähnlich liegen die Dinge in der Tschechoslowakei. Das Tschechenvolk hat sich übernommen und steht, schon halb isoliert, innerlich schwach, am Rande des Abgrundes. Daß man noch rüstig nach deutscheu Gütern und Schulen greift, beweist nicht die Lebensfähigkeit, im Gegenteil: die Schwäche. Nur wer innerlich schwach ist, sucht sich durch Herumfuchteln Kraft vorzutäuschen. Man hat mit finanzieller Unterstützung Frankreichs allerlei Machtflitter in Kasernenhöfe gesteckt. Es sollte wohl dazu bestimmt sein, Berlin zu erobern, da das waffenstarrende Frankreich allein nicht glaubte, mit Preußen fertig zu werden. Nun hat Locarno aber auch der tschechischen Soldateska den — wenn auch nur scheinbaren — Existenzgrund entzogen. Herr Benesch, der an dem lieblichen blauen See in der Schweiz sicher gemerkt hat, wieviel es geschlagen hat, wird hoffentlich einsichtig genug sein, seine Politik dem gesamten Deutschtum gegenüber radikal zu ändern. Wir sind immerhin einige sechzig Millionen Menschen, die man durch die schönsten Karten — siehe „Unser Staat und der Weltfrieden" — durch Schulgründungen und irredentistische Wendenpolitik nicht beseitigt. Haß trübt den klaren Blick, führt also letzten Endes ins Verderben. Man sollte annehmen, daß man dies auch in Prag einsieht und sich mit uns über die erst von tschechischen Truppen besetzten und dann zwangsweise okkupiert gehaltenen deutschen Gebiete verständigen wird. Der enorme Zuwachs der kommunistischen Stimmen sollte dem so unsicheren Staatswesen doch als Warnung dienen. Hoffnungen auf Frankreich sind eitel, denn es wird bald mit seinen eigenen Geschäften überlastet sein.

Die finanzielle Misere schreitet in Frankreich munter fort. Durch drei große Löcher rinnen die Noten, ihr Knistern wird dem Rentner bald unheimlich in den Ohren klingen. Marokko kostet viel Geld, Syrien kostet noch mehr Geld und Indochina wird wohl bald am meisten Geld kosten. Man kann wohl damit rechnen, daß das Abenteuer in Marokko im Frühjahr liquidiert wird. Es wäre schade um den Helden Abd el Krim und seine braven Leute. Sie haben sich als Männer der Freiheit erwiesen. Wie kläglich muß man sich doch vorkommen, gegen solche Männer mit Gasbomben, Tanks und modernen Mordmaschinen zu kämpfen, immer noch kämpfen zu müssen! Man wird sie vielleicht schließlich besiegen, nicht aber den Geist! Der grüßt in frischem Kampfesmut immer von neuem Frankreich in Syrien. Nach Pressemeldungen sollen zwei mutige Abgeordnete den Antrag gestellt haben, die französische Regierung möge beim Völkerbund vorschlagen, es von dem Mandat in Syrien zu entbinden. Diese beiden Leute haben offenbar noch Schamgefühl. Denn es ist in der Tat deprimierend, wenn die grande nation im angeblichen Interesse der europäischen Zivilisation eine heilige Stadt wie Damaskus mit Schnellfeuerkanonen bombardiert. Tröstet Euch, Syrier! Französische Besatzung bringt Unglück! Wir wissen es aus Erfahrung. Aber so etwas geht vorüber.

Als unheimlichste Gewitterwolke schwebt über Frankreich die chinesische Unabhängigkeitsbewegung. Indochina ist groß und wertvoll, wenn der asiatische Brand dorthin überspringt, wird es Frankreich auch noch in anderen Gegenden zu spüren bekommen.

Bisher hat sich die Unabhängigkeitsbewegung in China hauptsächlich gegen England und Japan gewendet. Während England auf der ganzen Linie zurückwich, hatte es Japan bekanntlich verstanden, durch vermutliche Zusammenarbeit mit Chang tso lin seine Interessen zu wahren. Er war der mächtigste General, beherrschte vor allem mit der südmandschurischen Bahn und den bedeutenden, zu ihr gehörenden wirtschaftlichen Unternehmungen das wertvollste Gebiet Chinas, wo allerdings auch sehr starke japanische Interessen liegen. Der große General wurde plötzlich geschlagen. Offenbar hat lange Minierarbeit seine Truppen zersetzt. Die Arbeit sieht verteufelt nach Moskauer Herkunft aus. Vorläufig sind die Auswirkungen der Chang tso lin'schen Niederlage noch nicht zu übersehen. Eines

kann man aber wohl jetzt schon feststellen, daß nämlich bisher in China nur Moskau Fortschritte gemacht hat. Wir können nur wünschen und hoffen, daß die gewaltigen Kräfte, die durch Rußland in China, überhaupt in Asien, in Bewegung gebracht wurden, noch solange durch innere Reibungen paralysiert werden, bis Europa und vor allem wir wieder so weit befriedigt sind, daß wir äußeren Einflüssen aus Asien die Stirn bieten können.

Es ist bei dieser Lage allerdings sehr bedauerlich, daß im alten Europa immer wieder Zündstoff angehäuft wird. So tritt durch den Mossulkonflikt das Mittelmeerbecken wieder stark in den Vordergrund.

Wie man sich mit der Türkei einigen wird, ist heute noch nicht bekannt. England wird sich wohl bei einer Lösung so oder so klar werden, daß die neue Türkei nicht mehr der kranke Mann vom Bosporus ist. Angora ist in das politische Kalkül ebenso wieder einzustellen wie Persien, wo plötzlich ein neues Regime die Macht in die Hand genommen hat. Man kann dahinter wohl auch moskowitischen Einfluß vermuten. Die persische Position ist für England wichtig, denn es ist direktes Vorland von Indien und hat reiche Ölvorkommen, die von der Flotte gebraucht werden.

So fühlt man bei all den Fragen immer wieder die großen Kraftlinien hier des expandierenden Bolschewismus, dort des englischen Imperialismus heraus. Ein großes Spiel wird da gespielt, es wird einen hohen Einsatz auf beiden Seiten kosten.

Betrachtet man dieses gigantische Ringen zweier Weltanschauungen, so kommt es einem kläglich vor, wenn man sieht, wie sich die Schwarzhemden in nationalistischen Gewaltmethoden überall förmlich überschlagen. Ein kleiner Geist, in noch kleineren Rittern von der traurigen Gestalt, die der sacro egoismo im Kriege meistens zur Rückwärtsbewegung veranlaßte, tobt sich gegen wehrlose Deutsche, Südslawen und neuerdings auch Griechen aus. Italien kann Mussolini auf den Knien danken. Denn er hat aus den Lazzaronis wieder Menschen gemacht, die bei vernünftiger Beschränkung auf das Mögliche Italien vorwärts bringen können. Er hat mit der Tradition des „dolce far niente Schluß gemacht. Darum verdient er Anerkennung.

Was aber seine Leute dem Deutschtum in Südtirol antun, ist eine Schmach für Italien. Ganz Tirol ist deutsches Land und wird es ewig bleiben. Es steht unserem Herzen ebenso nahe wie irgendein bedrohtes Gebiet, wo seit Jahrhunderten die deutsche Sprache, die deutsche Kultur herrschen. Wer einen unserer Brüder trifft, der trifft uns alle. Das mag Italien sich gesagt sein lassen. Wenn man dies ausspricht, treibt man keine Stimmungspolitik. Denn die Dinge liegen doch so, daß eines Tages das ganze deutsche Volk die Entscheidung wird treffen müssen, ob ihm die Donau-Drau-Save-Isonzo-Adria-Linie mit allen Nebenfragen wertvoller ist als die Po-Adria-Linie. Mit anderen Worten: wir werden uns für ein Zusammengehen mit Jugoslawien oder mit Italien entscheiden müssen, wenn wir die politischen Beziehungen zur Nachbarschaft neu regeln. Jugoslawien wird sich konsolidieren, das steht heute schon fest. Wir haben mit der aufstrebenden Macht keine ernstlichen Differenzen. Wir legen im Gegenteil Wert auf gute Beziehungen, die ohne Schwierigkeiten zu pflegen sein werden. Wir tauschen gern mit dem aufstrebenden Staat Güter aus und erkennen gern an, was die Südslawen aus eigener Kraft schaffen. Über unsere Minderheiten wird sich ein Übereinkommen unschwer treffen lassen, denn Serbien wird, wenn die Haßpropaganda überwunden ist, sehr bald merken, was ihm das Deutschtum bedeutet. Verbinden uns aber einmal gutnachbarliche Beziehungen zu der führenden Balkanmacht, was bietet uns Rom, wenn wir uns bei der Neuregelung unserer Beziehungen zum Süden entscheiden sollen? Die Trümmer des Denkmals Walthers von der Vogelweide sind sicher keine geeigneten Ausschmückungen für eine in Berlin abzugebende italienische Visitenkarte. All das sollte man in Rom doch einmal ruhig überdenken.

Martellus.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr Hermann Stehr, Bad Warmbrunn. — Königl. ungar. Minister für Kultus und Unterricht Graf. v. Klebelsberg, Budapest, — Adolf Eichler, Berlin. — Staatsarchivrat Dr Dehio, Berlin. — Korvettenkapitän a. D. Waldemar Koelle, Berlin. — Professor Edouard Dujardin, Paris. — Generalmajor a. D. Professor Dr Haushofer München. — General a. D. v. Zwehl, Berlin.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Die amerikanische Außenpolitik

Von

Gouverneur z. D. Dr. Heinrich Schnee, M. d. R.

Wer, wie das bei mir gelegentlich der Teilnahme an der Interparlamentarischen Konferenz in Washington im Oktober 1925 der Fall war, nach einer langen Pause von einer Reihe von Jahren wieder in die Vereinigten Staaten von Amerika kommt, gewinnt den Eindruck, daß die Außenpolitik und insbesondere die Europa betreffende Politik jetzt eine weit größere Rolle für Amerika spielt, als das in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege der Fall war. Das tritt schon äußerlich hervor. Auswärtige Probleme werden nicht nur in den gesetzgebenden Körperschaften, in dem Senat und Repräsentantenhaus in stärkerem Maße erörtert als damals, sondern treten auch sonst in der Öffentlichkeit mehr hervor. Die größten amerikanischen Zeitungen verfügen über einen so großen auswärtigen Nachrichtendienst und bringen täglich eine solche Fülle von Tatsachenmateriel aus fremden Erdteilen, daß sie darin höchstens noch in den größten englischen Organen einen gleichwertigen Konkurrenten haben. Auch sonst werden auswärtige Angelegenheiten vielfach erörtert, sei es, daß bekannte Staatsmänner bei geeigneten Gelegenheiten in Reden ihre Ansichten und Vorschläge der Öffentlichkeit unterbreiten, sei es, daß stark besuchte öffentliche Vorträge mit Diskussion darüber stattfinden. sei es, daß bekannte Politiker oder Gelehrte in weit verbreiteten Zeitschriften oder in Zeitungsartikeln ihre Ansichten über die auswärtige Politik auseinandersetzen. Man begegnet hier und da Vorschlägen, die auf eine aktivere Beteiligung der Vereinigten Staaten an der Weltpolitik und insbesondere der europäischen Politik hinauslaufen. Für einen Eintritt Amerikas in den Völkerbund machen sich zwar nur schwache und vereinzelte Stimmen geltend. Wohl aber begegnet man Vorschlägen, die auf Ernennung von dauernden Beobachtern oder beratenden amerikanischen Vertretern beim Völkerbund hinauslaufen. Der Gedanke eines Weltgerichtshofes unter amerikanischer Beteiligung ist neuerdings wieder sehr stark von dem früheren Staatssekretär Hughes betont und der amerikanischen Öffentlichkeit vor die Augen geführt worden. Andererseits sind die Bemühungen des Präsidenten Coolidge bekannt, durch eine erneute Abrüstungskonferenz die Verminderung der Rüstungen herbeizuführen und dadurch die Herstellung des Weltfriedens zu fördern. In die europäische Politik sind die Vereinigten Staaten in gewissem Umfange durch den Dawesplan und dessen Aus-

führung hineingezogen. Die Beteiligung amerikanischer Sachverständiger an der Ausarbeitung dieses Plans und amerikanischer Banken an den Anleihen zur Durchführung, alles unter amtlicher Genehmigung, stellen eine aktive Teilnahme der Vereinigten Staaten an europäischen Angelegenheiten dar.

Trotzdem muß man, im großen gesehen, sagen, daß die amerikanische Außenpolitik heute wieder ebenso wie vor dem Weltkriege in den Bahnen wandelt, die der erste amerikanische Präsident George Washington vor mehr als 100 Jahren seinem Volk empfohlen hatte und die dann von anderen großen Staatsleuten jener längst vergangenen Zeiten näher umschrieben wurden. Washington ermahnte in seiner berühmten „Farewell Address" das amerikanische Volk, sich von dauernden Bündnissen mit europäischen Nationen frei zu halten. Thomas Jefferson hat dann jenes in den Schatz amerikanischer politischer Weisheit endgültig aufgenommene Wort geprägt: Amerika solle sich nicht auf „entangling alliances" einlassen, es solle sich nicht in die Streitigkeiten des alten Europa hineinverwickeln lassen. Später, 1823, verkündete Präsident Monroe die nach ihm benannte Doktrin, welche den Grundsatz „Amerika den Amerikanern" proklamierte und Eingriffe europäischer Nationen in die Verhältnisse des amerikanischen Kontinents ausschloß. Damit war der Kreis geschlossen. Ein selbständiges, von europäischer Bevormundung befreites Amerika stand da, das sich seinerseits von irgendwelchen Eingriffen in die Verhältnisse der Alten Welt fernhielt.

Der Weltkrieg kam und führte eine Änderung in dieser Haltung herbei. Die Vereinigten Staaten blieben zwar zunächst als solche neutral, aber das amerikanische Volk nahm zum größten Teil bereits damals für die Alliierten und gegen Deutschland Partei. Die Sympathien ihrer politisch herrschenden angelsächsischen Volksteile waren an sich auf Seiten Englands und seiner Verbündeten. Dazu kam, daß durch die besonders von England und Frankreich aus betriebene Kriegspropaganda der Eindruck erzeugt wurde, als ständen die Freiheit und die westliche Zivilisation auf dem Spiele, die durch ruchlosen Angriff der deutschen Barbaren bedroht seien. Die Alliierten erhielten wirksame Kriegshilfe durch Lieferung von Waffen, Munition und sonstigen für die Kriegführung notwendigen Dingen aus Amerika. Dann kam der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg. Die gewaltigen Kräfte, welche Amerika an Truppen, an Kriegswerkzeugen aller Art, an Geldmitteln in den Krieg hineinwerfen konnte, brachten die Entscheidung gegen Deutschland. Amerika, das sich über 100 Jahre lang, seit dem Kriege mit England 1812, aus den europäischen Verwicklungen herausgehalten hatte, hatte sich mitten in die Wirren Europas hineinbegeben und mit dem Gewicht seiner gewaltigen Volkskräfte und Hilfsmittel die Wagschale zugunsten der Alliierten zum Sinken gebracht.

Der Präsident Wilson verfolgte das Ideal, durch die Gründung eines Völkerbundes unter Beteiligung der Vereinigten Staaten die Wiederkehr europäischer Kriege zu verhindern und den Weltfrieden zu sichern. Das war ein Ideal, das der bis zum Kriege verfolgten amerikanischen Politik diametral gegenüberstand. Wie konnten die Vereinigten Staaten sich aus den Verwicklungen Europas fernhalten, wenn sie Mitglied des Völkerbundes wurden, als welches sie unter Umständen gegen europäische Länder mit Exekutionen vorgehen mußten? Wie konnten sie die Monroedoktrin aufrechterhalten, wenn sie die isolierte Selbständigkeit Amerikas aufgaben, auf der doch jene beruhte? Wilson brachte nicht nur den

Vertrag von Versailles nach Hause, sondern auch einen Garantievertrag, durch den die Vereinigten Staaten und England sich zur Verteidigung Frankreichs im Falle eines deutschen Angriffs verpflichteten. Das war gerade ein solcher Vertrag, vor dessen Abschluß die großen Staatsmänner des vorhergehenden Jahrhunderts das amerikanische Volk gewarnt hatten und von dem sich dieses bisher stets fern gehalten hatte. Im übrigen war der Versailler Vertrag nebst Völkerbundsatzung, wie ihn Präsident Wilson dem Senat in Washington vorlegte, nur ein Zerrbild dessen, was er selbst angestrebt hatte. Die schlauen, skrupellosen französischen und englischen Staatsmänner, mit denen Wilson in Paris zu tun hatte, hielten ihm als Köder die Zustimmung zu seinen Völkerbundsplänen hin und erreichten dadurch, daß er seinerseits als Preis dafür in materieller Beziehung nahezu alles zugestand, was sie wünschten. Damit wurde der Versailler Vertrag, der doch nur eine Ausführung der 14 Punkte des Präsidenten Wilson darstellen sollte, das schmähliche Gegenteil der darin proklamierten Grundsätze und gegebenen Zusagen.

Wilson begegnete in Amerika dem scharfen Widerspruch derer, welche Anhänger der altbewährten Grundsätze amerikanischer Außenpolitik waren. Im Senat wurde von der Republikanischen Mehrheit, welche inzwischen durch teilweise Neuwahlen zu dieser Körperschaft zustande gekommen war, unter Leitung des Senators Lodge dem Versailler Vertrag eine Anzahl von Reservationen angehängt. Sie bezogen sich, abgesehen von dem Spezialpunkt, daß Kiautschou und die deutschen Rechte in Shantung nicht an Japan, sondern an China zurückgegeben werden sollten, in der Hauptsache einerseits auf die Sicherung der Vereinigten Staaten gegen Einbeziehung in europäische Verwicklungen, andererseits auf die Aufrechterhaltung der Monroedoktrin. Sie waren so einschneidender Natur, daß Wilson seinen Völkerbund damit als praktisch vernichtet ansah und sich selbst gegen die Annahme des Versailler Vertrags mit diesen Reservationen aussprach. Die Mehrzahl der Republikaner stimmte für die Annahme des so gestalteten Vertrages. Den Ausschlag gab die zu den Republikanern gehörige Gruppe der Irreconciliables, der Unversöhnlichen, die unter allen Umständen gegen den Vertrag waren, indem sie mit den von Wilson beeinflußten demokratischen Senatoren gegen die Annahme stimmten. Die Neuwahl des Präsidenten brachte dann die Niederlage Wilsons und die Wahl des republikanischen Präsidenten Harding. Damit war der Völkerbund endgültig für Amerika erledigt.

Die alten Grundsätze der amerikanischen Außenpolitik, die tatsächlich durch den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg und durch das Auftreten des Präsidenten Wilson bei den Friedensverhandlungen verlassen waren, hatten den Sieg davongetragen. Sie sind auch heute noch herrschend. Bisher ist die republikanische Mehrheit erhalten geblieben, die den Nachfolger Hardings nach dessen Tode, Coolidge, bei der letzten Wahl erneut mit der Präsidentenwürde bekleidete. Aber es muß selbst für den Fall, daß künftig einmal wieder eine demokratische Mehrheit ans Ruder gelangen sollte, bezweifelt werden, daß außer vielleicht bei Eintritt weltbewegender Ereignisse oder völliger Änderung der Lage der Vereinigten Staaten eine grundsätzliche Wandlung in der außenpolitischen Einstellung Amerikas erfolgen würde. Schon zu Wilsons Zeiten war bei den Demokraten die Stimmung keine einheitliche. Verschiedene demokratische Senatoren haben bei den erwähnten, über das Schicksal des Versailler Friedens entscheidenden

Senatsverhandlungen in den jene Grundsätze betreffenden Fragen gegen Wilson gestimmt. In der Lage, in der sich die Vereinigten Staaten gegenwärtig und voraussichtlich noch auf längere Zeit befinden, ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß sich eine Majorität im amerikanischen Volk für eine gänzliche Abkehr von den alten Grundsätzen finden wird.

Die Vereinigten Staaten von Amerika befinden sich in glänzender wirtschaftlicher Entwicklung. Das Land verfügt noch über reichliche Hilfsquellen, sowohl was Grund und Boden, wie Mineralschätze und Sonstiges anbetrifft. Es bietet ausreichenden Raum und Unterhalt für seine Bevölkerung und noch große Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft. Es liegt kein notwendiger Anlaß vor, sich in die komplizierten und schwierigen Verhältnisse Europas hineinziehen zu lassen. Wenn für Amerika ein Anlaß zu evtl. außenpolitischem Eingreifen vorhanden ist, so liegt er auf der anderen Seite des Kontinents, nach Asien hin. Dort kann es sich aber der Natur der Dinge nach nur darum handeln, daß Amerika sich die ostasiatischen Märkte sichert. Es ist die Politik der Offenen Tür, welche Amerika im Fernen Osten von jeher betrieben hat, eine Politik, die für die Unabhängigkeit Chinas eintritt und damit wiederholt japanischen Aspirationen in den Weg getreten ist. Was Europa anbelangt, so haben die Vereinigten Staaten sicherlich ein — hauptsächlich wirtschaftliches — Interesse daran, daß der alte Kontinent wieder zu friedlichen Zuständen gelangt, ein Interesse, das sich bei der Teilnahme am Dawesplan gezeigt hat und das in letzter Zeit beim Zustandekommen des Locarnopaktes zu Tage getreten ist. Aber um der Ordnung der europäischen Zustände willen werden die Vereinigten Staaten nichts von ihrer Selbständigkeit gegenüber Europa aufgeben, weder nach der Seite des Fernbleibens Amerikas von europäischen Verwicklungen hin, noch nach der Seite der Fernhaltung europäischer Einmischung von amerikanischem Boden.

Diese Haltung der amerikanischen Außenpolitik beruht aber nicht nur auf der glücklichen Lage des großen Landes, das der Möglichkeit der Autarkie, der Selbstversorgung so nahe kommt, wie dies in modernen Zeiten überhaupt denkbar ist, es hat auch tiefere, mit der inneren Struktur der amerikanischen Bevölkerung zusammenhängende Gründe. Amerika ist der große Schmelztiegel genannt worden, in dem alle die verschiedenartigen Volksangehörigen, welche dorthin eingewandert sind und einwandern und ihre Nachkommen zu einer einheitlichen Nation zusammengeschmolzen werden. Sie alle bringen die Anschauungen und Empfindungen ihrer Heimat mit. Wenn die Vereinigten Staaten sich in eine Politik einlassen würden, welche sie dauernd in eine enge Verbindung mit europäischen Nationen bringen würde, so würden die Streitfragen zwischen den letzteren auch zum wiederkehrenden Gegenstand der amerikanischen Politik und damit auch der Abstimmung durch das Volk bei den Wahlen werden. Es bestände die Gefahr, wie dies ein hervorragender amerikanischer Politiker, der bereits erwähnte Senator Lodge, in seiner großen Senatsrede, mit der er Wilsons Pläne im Senat zu Fall brachte, ausgesprochen hat, daß ein großer Teil des amerikanischen Volkes in Spaltungen geraten würde über Angelegenheiten, die nicht die Vereinigten Staaten, sondern fremde Länder betreffen. Es würde der Verschmelzungsprozeß der Amerikanisierung der Einwanderer und ihrer Nachkommen verlangsamt, unter Umständen gefährdet werden.

Wenn die Lage des amerikanischen Volkes sich weiter so entwickelt wie seit

dem Kriege, so ist Derartiges nicht anzunehmen. Gewaltig stehen die Vereinigten Staaten in der Welt da. Aus dem Schuldner anderer Länder, der sie vor dem Kriege waren, sind sie der Gläubiger der Welt geworden. Alles Gold strömte nach Wall-Street zusammen. Deputationen europäischer Länder wechseln einander in Washington ab, um über die Regelung der Schulden ihrer Länder an die Vereinigten Staaten zu unterhandeln. Ungeheuer ist die Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte Amerikas, unübersehbar dehnen sich noch die Möglichkeiten der Zukunft. Ein junger Riese schreitet der amerikanische Bundesstaat durch die Welt, unbekümmert, selbstbewußt, im Glauben an die eigene Mission. „Vergleicht die Vereinigten Staaten mit irgendeinem Lande auf der Erde" — so klingt es aus dem Munde eines berufenen Vertreters des amerikanischen Volkes — „und fragt euch selbst, ob die Lage der Vereinigten Staaten nicht die beste ist, die gefunden werden kann. Ich will soweit als irgendeiner im Dienste der Welt gehen, aber der erste Schritt, der Welt zu dienen, ist die Erhaltung der Vereinigten Staaten. ... wenn wir (die Vereinigten Staaten) straucheln und fallen, dann werden Freiheit und Zivilisation in Zerstörung untergehen."

Der junge Riese will sich nicht an die Nationen des alten Europa anketten lassen, die ihm als abgelebte Greise erscheinen, er will frei und selbständig seines Weges gehen und in Frieden seine Gaben und Güter entwickeln.

Die Vereinigten Staaten wünschen den Frieden. Die große Nation, welche so Gewaltiges in Wirtschaft und Technik geschaffen hat und auch in der Wissenschaft zu stetig wachsenden Leistungen gelangt, welche sich in ständig zunehmendem Wohlstand befindet, ist in ihrer Denkart nicht auf Krieg gerichtet. Sie hat auch in der gegenwärtigen Lage keine Ziele, die zu erlangen sie sich versucht fühlen könnte, einen Krieg zu beginnen. Nur wenn ihr die Wege nach Westen hin, im Stillen Ozean, in China, verlegt werden sollten oder wenn sonst amerikanische Lebensinteressen verletzt werden sollten, würde sie voraussichtlich zum kriegerischen Austrag schreiten.

Die Vereinigten Staaten haben nicht nur ein Interesse an der Erhaltung des Friedens für sie selbst, sondern auch an der Wiederherstellung des Friedens zwischen den europäischen Nationen. In gewissem Umfange wird die wirtschaftliche Entwicklung Amerikas durch die fehlende Kaufkraft der Völker jenseits des Wassers in Mitleidenschaft gezogen. Allerdings fällt dies bei dem gewaltigen Innenmarkt nicht derart ins Gewicht, wie dies bei England, Deutschland und anderen, wesentlich auf Außenhandel angewiesenen Nationen der Fall ist. Vor allem aber wünscht Amerika, die sehr großen Beträge verzinst und zurückgezahlt zu erhalten, welche es als Anleihe im Kriege oder nach dem Kriege an fremde Nationen gegeben hat, sowie die gleichfalls sehr großen Beträge, welche amerikanische Staatsangehörige in dieser oder jener Form in den fremden Ländern angelegt haben. Die Interessen der Wall-Street, in der sich die Hauptfinanzkräfte Amerikas konzentrieren, müssen bei der Beurteilung der amerikanischen auswärtigen Politik in weitgehendem Maße in Ansatz gebracht werden.

Die Schuldenfrage zwischen den Vereinigten Staaten und den Nationen, welche ihre Kriegsgefährten waren, ist auf eine einfache Formel gebracht worden: „Wir haben euch Geld geborgt, also müßt ihr bezahlen. Wir sind dabei geneigt, eure Leistungsfähigkeit zu berücksichtigen, setzen aber voraus, daß ihr das euch geliehene Geld nicht in Rüstungen oder in kriegerischen Unternehmungen gegen

afrikanische oder asiatische Völker verschleudert" . . . so ungefähr klingt es von Washington den sich abwechselnden Delegationen europäischer Schuldnernationen entgegen, welche mit mehr oder weniger Erfolg bemüht sind, zu einer beiderseitig annehmbaren Schuldenregelung zu kommen. Groß-Britannien ist mit gutem Beispiel vorangegangen, indem es ein Abkommen geschlossen hat, durch welches die englische Nation auf etwa zwei Generationen hinaus mit jährlich wiederkehrenden beträchtlichen Zahlungen an die Vereinigten Staaten belastet ist. Die anderen Schuldnerstaaten haben zum Teil Abkommen über die Schuldenregelung abgeschlossen, zum Teil stehen sie in Verhandlungen darüber. Ob die Sache auch in Zukunft sich mit der Schuldenbezahlung so einfach gestalten wird? Schon erheben sich die Stimmen bedeutender Finanzsachverständiger, welche erklären, daß der Transfer, die Übertragung großer Summen von einer Nation auf die andere auf die Dauer nur durch Erzeugung und Export eines Überschusses an Gütern möglich ist und zwar nur dann, wenn die Gläubigernationen auch willens und imstande sind, einen derartigen Exportüberschuß aufzunehmen und zu absorbieren. Diese Fragen sind aus Anlaß des Dawesplans eingehend behandelt worden. Dabei stand allerdings nur das Verhältnis zwischen Deutschland und seinen Reparationsgläubigern zur Erörterung. Amerika hat es bisher immer abgelehnt, daß seine Forderungen an andere Nationen irgendwie mit den Reparationsforderungen jener Nationen verknüpft wurden. Aber doch finden sich schon Hinweise in Gutachten, wie etwa in dem des „Committee on economic restoration", das der internationalen Handelskammer im Juni d. J. in Brüssel vorgelegt wurde, daß das, was von dem Transfer beim Dawesplan gesagt ist, auch von dem Schuldverhältnis zwischen anderen Nationen gelte. Es taucht die wirtschaftliche Frage auf: wird es bei den hohen Schutzzöllen Amerikas auf die Dauer möglich sein, die Zahlung so großer jährlicher Summen an die Vereinigten Staaten zu bewirken? Es können aber auch im Zusammenhange mit einer derartigen gewaltigen, fortdauernden Verschuldung großer Nationen, die zu Zahlungsverpflichtungen nicht nur der lebenden Generation, sondern bis ins zweite und dritte Glied hinausführen sollen, in Zukunft leicht politische Fragen von schwerwiegender Bedeutung entstehen.

Besonders stark hat sich die Lage Englands zu Amerika gegenüber der Zeit vor dem Kriege verschoben. Damals war England unbestritten die erste Seemacht und stand ebenso in der Finanzkraft und im Handel bei weitem an erster Stelle. Nach den Festsetzungen der Konferenz in Washington von 1921/22, durch welche dem drohenden Wettrüsten der Hauptseemächte wenigstens in bezug auf Großkampfschiffe Halt geboten wurde, kann England nur noch eine Flotte von Schlachtschiffen in gleicher Stärke wie die Vereinigten Staaten von Amerika halten. Was die Finanzen anbetrifft, so hat durch die Rolle, welche der amerikanischen Industrie und Finanz in und nach dem Kriege zufiel, und infolge der Verschuldung fast aller Länder an Amerika Wallstreet einen überragenden Einfluß erlangt. Auch der amerikanische Außenhandel hat in jenen Zeiten manche Märkte, u. a. in Südamerika, erobert, die früher hauptsächlich englische Domäne waren. In letzterer Beziehung hat es sich allerdings keineswegs immer um dauernde Eroberungen gehandelt, vielmehr tritt auf manchen jener Märkte der englische Handel mehr und mehr in seine alten Rechte wieder ein zum Nachteil des vorübergehend an seine Stelle getretenen amerikanischen Handels. In der Handels-

schiffahrt drohte gleichfalls eine Zeitlang die während des Krieges ungemein angewachsene amerikanische Handelsflotte sich zu einer schweren Konkurrenz für England auszuwachsen, doch hat sich ein beträchtlicher Teil dieser Flotte, der vom Staat gebaut und betrieben wurde, als nicht rentabel erwiesen und ist aus der Konkurrenz ausgeschieden. Endlich machte sich der Wettbewerb um die Petroleumvorkommen der Welt für das Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und dem Britischen Reich unangenehm bemerkbar und drohte zeitweise zu Verwicklungen zu führen. Es ist aber gelungen, durch Kombinationen verschiedener Art, insbesondere durch Beteiligung der amerikanischen Standard Oil Co. an von England kontrollierten Ölfeldern in Persien und anderwärts den Gegensätzen ihre Schärfe zu nehmen.

In jener Zeit der Washingtoner Konferenz oder vielmehr schon unmittelbar vor dieser hatte England seine Entscheidung zugunsten eines Zusammengehens mit den Vereinigten Staaten getroffen. Es verzichtete, um dies zu ermöglichen, auf Verlängerung des 20 Jahre in Kraft gewesenen Bündnisses mit Japan und schloß in Washington mit Amerika und den sonst beteiligten Staaten jene auf die Seeabrüstung und auf den Fernen Osten bezüglichen Verträge. Damals hallte die Presse aller Länder wieder von den weltbewegenden Folgen, die sich aus dem Zusammengehen der beiden angelsächsischen Nationen ergeben würden. Hoffnungen wurden laut, daß diese vereinigten beiden Weltreiche durch ihr Schwergewicht an politischer, wirtschaftlicher und finanzieller Macht die aus den Fugen geratene Zeit wieder einrenken würden. Die Welt hat jedoch nichts Derartiges gesehen. Die Vereinigten Staaten haben ihre oben umschriebenen Grundsätze von der Unzuträglichkeit sie verstrickender Abmachungen genau so auf Großbritannien angewandt wie auf die anderen europäischen Nationen. Sie machen ihre eigene Politik in der traditionellen Fernhaltung von europäischen Verwicklungen und gehen mit England nur dann in einzelnen Fragen zusammen — wie mit irgendeiner anderen Nation auch —, wenn und soweit es ihren eigenen Interessen entspricht und im Rahmen jener Grundsätze bleibt. Es ist unzweifelhaft, daß der englischen Politik dank den kulturellen Zusammenhängen, dank der gemeinsamen Sprache und dank dem hohen Stande englisch-politischen Denkens auch heut noch eine große Bedeutung für die Gestaltung der politischen Ansichten in Amerika zukommt. Aber die Einschätzung Englands hat sich doch gegen früher geändert. Im Vollgefühl der eigenen Macht und Wirtschaftskraft und der stetig vorwärts schreitenden Entwicklung ist man in Amerika geneigt, auf England ebenso wie auf das alte Europa überhaupt als auf etwas Überholtes zu schauen. Die dauernde Arbeitslosigkeit in England, die schwere Krise, aus der die englische Regierung den Kohlenbergbau nur durch die Gewährung staatlicher Subsidien retten konnte, haben einen ungünstigen Eindruck von der Gesamtlage Englands hervorgerufen, der bisweilen in drastischer Weise in öffentlichen Äußerungen hervortritt. Das junge Amerika mit seiner riesigen Entwicklung und seinen noch vorhandenen gewaltigen Zukunftsmöglichkeiten ist geneigt, das alte Europa selbst in seiner politisch, wirtschaftlich und finanziell am meisten entwickelten Macht, England, schon als rückständig, wenn nicht gar als abgetan anzusehen.

In viel weitergehendem Maße gilt das natürlich von den anderen europäischen Nationen, besonders von solchen, deren Valuta gesunken ist und die ihre Schulden an die Vereinigten Staaten nicht bezahlen können. Die in dieser Hinsicht bei

Frankreich hervorgetretenen Mängel haben ihre Wirkung auf die amerikanische Einschätzung dieses Landes nicht verfehlt. Frankreich hat sich seit den Tagen, in denen Lafayette für die Befreiung der Neu-England-Kolonien gefochten hat, seit den Zeiten, da es der einzige Bundesgenosse im Kampf gegen England gewesen ist, immer einer guten Stellung in Amerika erfreut. Auch durch das Verhalten Frankreichs nach dem Kriege ist sie nicht wesentlich beeinträchtigt worden. Selbst die widerrechtliche Ruhrbesetzung mit der schwarzen Schmach und allem, was drum und dran hing, hat keinen nachhaltigen Eindruck auf die öffentliche Meinung in Amerika hervorgerufen. Erst seitdem sich die Franzosen in der Schuldenfrage renitent gezeigt haben, ist ein Wandel in der Stimmung bemerkt worden. Seitdem der Versuch des früheren französischen Finanzministers Caillaux, eine Schuldenregelung herbeizuführen, gescheitert ist, sind lebhafte Stimmen in der amerikanischen Öffentlichkeit hervorgetreten, welche die französischen Methoden verurteilen. Ein Brief des Senators Borah, des Leiters der Senatskommission für auswärtige Beziehungen, ist vor einiger Zeit veröffentlicht worden, in dem er darauf hinwies, daß Frankreich sich durch Rüstungsausgaben und kostspielige Kriege in Syrien und Marokko selbst außerstand setze, seine Schulden zu bezahlen. Das syrische und marokkanische Abenteuer Frankreichs wurden wiederholt in führenden amerikanischen Blättern in einer für die französische Politik wenig schmeichelhaften Weise erörtert.

Was das Verhältnis zu Rußland anbetrifft, so haben die Vereinigten Staaten es bisher vermieden, die Anerkennung der Sowjetrepublik auszusprechen. Zugrunde liegt die Tatsache, daß die Bolschewisten nach wie vor versuchen, die Keime zur Weltrevolution auszustreuen, und daß die Sowjetrepublik weder die früheren russischen Schulden noch Ersatzansprüche für die Zerstörung oder Entziehung des früheren Eigentums Fremder anerkennt. Weder Kommunismus noch Sozialismus haben in den Vereinigten Staaten bisher eine starke Verbreitung erlangt. Weder die im allgemeinen günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter noch die sonstigen Zustände in der amerikanischen Demokratie haben dafür einen geeigneten Nährboden abgegeben. Immerhin könnte eine bolschewistische Propaganda in einem Lande, in dem viele Millionen noch nicht zu einer Einheit verschmolzener Menschen aus den verschiedensten europäischen Ländern leben, zu unbequemen Folgen führen. Im übrigen sind in Amerika die Anschauungen über die Haltung Rußland gegenüber nicht einheitlich. Während Präsident Coolidge und die hinter ihm stehende Mehrheit die Politik der Ablehnung verfolgen, wird von anderen Kreisen, wie sie insbesondere der erwähnte Senator Borah vertritt, die Anerkennung Rußlands befürwortet, aus der Erwägung heraus, daß es nicht den Interessen Amerikas entspricht, die europäisch-asiatische Großmacht dauernd aus dem Bereich des politischen und wirtschaftlichen Zusammenwirkens auszuschalten und daß im übrigen die Verhältnisse in Rußland in einer Konsolidierung begriffen sind, die eine Änderung in der amerikanischen Haltung als unbedenklich erscheinen lassen.

Um das Verhältnis Amerikas zu Deutschland richtig zu würdigen, bedarf es eines Zurückgehens auf die Kriegszeit. Deutschland ist im Kriege zum Zusammenbruch gekommen durch den Eintritt der Vereinigten Staaten. Es hatte dem Übermaß an Kräften, militärischen, technischen, finanziellen, wirtschaftlichen, das Amerika seinen Feinden zuführte, nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen.

Deutschland hat den Waffenstillstand abgeschlossen im Vertrauen auf die 14 Punkte Wilsons, die nach der Note des amerikanischen Staatssekretärs Lansing vom 5. November 1918 die auch von den Alliierten gebilligte Grundlage des Friedens bilden sollten. Dieses Vertrauen ist nicht gerechtfertigt worden. Der durch den Notenwechsel zustandegekommene Vertrag über den abzuschließenden Frieden ist nicht gehalten worden. Das Friedensdiktat von Versailles stellt alles andere dar als die Ausführung dieses Vorfriedensvertrages. Wie weit sich der unter Mitwirkung des Präsidenten Wilson zustandegekommene und von ihm mitunterzeichnete Vertrag von den 14 Punkten Wilsons unterscheidet, das mag ein jeder in dem Buche des früheren französischen Generalkonsuls M. Ebray „La paix malpropre“ (Der unsaubere Frieden) nachlesen, in dem Punkt für Punkt Versprechen und Ausführung, d. h.: Bruch des Versprechens durch die Friedensbedingungen einander gegenübergestellt sind.

Es ist von Freunden Wilsons gesagt worden, er habe diese Zugeständnisse, welche seine 14 Punkte zum größten Teil in das Gegenteil verwandelten, von Clémenceau und Lloyd George sich abringen lassen, in der Hoffnung, der von diesen dagegen zugestandene Völkerbund werde, wenn er nur erst einmal unter amerikanischer Mitwirkung ins Leben trete, zu einer wirklichen friedlichen Regelung führen. Ob irgendwie eine derartige Hoffnung sich auch nur teilweise erfüllt hätte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber war die amerikanische auswärtige Politik, wie sie sich tatsächlich gestaltete, wiederum das Ungünstigste, was für Deutschland geschehen konnte. Die Ablehnung des Versailler Vertrages und des Völkerbundes, die doch unter stärkster amerikanischer Beteiligung in der Person Wilsons zustande gekommen waren, durch den Senat und dann bei den Präsidentenwahlen durch das amerikanische Volk, ließ Deutschland allein den Alliierten gegenüber, von denen insbesondere Frankreich unter Poicaré die Lage ausnutzte und durch die Gewaltpolitik der Sanktionen und anderer Mittel die Vernichtung Deutschlands herbeizuführen suchte. Sie ließ aber auch den Völkerbund, das Produkt Wilsonscher Bemühungen, lediglich als das Werkzeug der Alliierten übrig, mit zunächst überragendem französischem Einfluß. Es fragt sich, ob eine so ungeheuerliche, der Gerechtigkeit und dem Versailler Vertrag selbst widersprechende Entscheidung wie die des Völkerbundes über die Abtrennung Ostoberschlesiens von Deutschland möglich gewesen wäre, wenn die Vereinigten Staaten dem Völkerbund mit Sitz im Rat angehört hätten.

Die Vereinigten Staaten haben sich dann jahrelang um das europäische Chaos, welches das amerikanische Volk mitgeholfen hatte, herbeizuführen, nicht gekümmert. Eine Mitverantwortlichkeit für die Entwicklung der Dinge in Europa wird anscheinend nur von vereinzelten amerikanischen Politikern empfunden. „Das amerikanische Volk hat den Präsidenten Wilson desavouiert, also gehen es jene Dinge nichts mehr an.“ So ungefähr ist der Gedankengang aus dem heraus wohl der größte Teil der Amerikaner die Sache ansieht. Es ist über moralische Verpflichtungen in der Politik viel geredet und geschrieben worden. Das Zweckmäßigste für die deutsche Politik wird aber sein im Hinblick auf den bisherigen tatsächlichen Gang der amerikanischen auswärtigen Politik in bezug auf diese nicht mit solchen Gesichtspunkten zu rechnen. Sollten sie sich doch zu irgendeinem Zeitpunkt maßgeblich bemerkbar machen, so wird man dies dankbar begrüßen können. Einstweilen ist es besser, sich an die Tatsachen zu halten.

Dem amerikanischen Interesse entspricht die Herstellung friedlicher, die Entwicklung der Wirtschaft begünstigender Zustände in Europa. Dementsprechend wird vom amerikanischen Standpunkt aus im allgemeinen dasjenige, was den Frieden in Europa zu fördern geeignet erscheint, gebilligt, das, was ihn stören kann, verdammt. Die nähere Kenntnis der europäischen Verhältnisse ist in Amerika nur wenigen eigen. Die antideutsche Hetzpropaganda hat seinerzeit ein leichtes Spiel gehabt. Der Durchschnittsamerikaner sah naiv die beiden Kriegsparteien etwa so an, wie die Charaktere in den englischen Romanen der Dickenszeit gemalt wurden, entweder als lichte Engel oder schwarze Unholde. Die ahnungslosen, ungerüsteten, friedliebenden Engel waren die Alliierten, die ruchlosen, Komplotte schmiedenden, die anderen überfallenden, Greueltaten verübenden Hunnen die Deutschen. Viel davon ist in den amerikanischen Gemütern haften geblieben und sitzt darin fest, trotz der ausgezeichneten Aufklärungsarbeit, die von einigen bedeutenden amerikanischen Historikern geleistet ist, und trotz der Aufsehen erregenden Rede des Senators Owen über die Kriegsursachen Ende 1923. Doch allmählich verblaßt die Erinnerung. Die Vereinigten Staaten haben Frieden mit Deutschland geschlossen und einen Handelsvertrag auf der Grundlage der Gleichberechtigung. Die wirtschaftlichen Beziehungen haben wieder eingesetzt, ebenso die persönlichen Beziehungen zwischen beiderseitigen Staatsangehörigen.

Der Dawesplan hat viel dazu beigetragen, eine andere Stimmung gegenüber Deutschland und den Deutschen in Amerika hervorzurufen. Der gute Wille Deutschlands, im Rahmen des Möglichen Reparationen zu bewirken, tritt klar zutage und wird allgemein in Amerika anerkannt. Das Vertrauen auf die deutsche Leistungsfähigkeit ist gewachsen, seitdem man das Wunder der Stabilisierung der deutschen Mark erlebt hat. Das deutsche Volk wird allgemein — das tritt einem in den Vereinigten Staaten auf Schritt und Tritt entgegen — als auf dem aufwärtsführenden Wege zur Wiederherstellung befindlich angesehen, und es wird als im Interesse Amerikas liegend betrachtet, daß Deutschland wieder auf eine gesunde finanzielle und wirtschaftliche Basis gelangt.

Bei diesem Gange der Entwicklung ist dem Dawesplan, der die Regelung der Reparationsfrage von dem politischen Gebiet auf das wirtschaftliche überführt hat, eine wichtige Rolle zugefallen. Ganz besonders groß ist diese Rolle in der Vorstellung vieler Amerikaner, die ohne vermutlich immer seinen näheren Inhalt zu kennen, in ihm eine Art Allheilmittel zu erblicken scheinen. Über die Schwierigkeiten, die seiner Ausführung entgegenstehen, insbesondere über deren Abhängigkeit davon, daß die Gläubigernationen einen etwaigen deutschen Exportüberschuß aufnehmen und absorbieren, zerbrechen sich diese Leute nicht den Kopf, ebensowenig wird in den Tageszeitungen davon gehandelt. Es war auffällig, wie bei der Interparlamentarischen Konferenz in Washington und Veranstaltungen außerhalb derselben diejenigen Redner, welche die große Bedeutung des Dawesplans hervorhoben, damit regelmäßig starken Beifall auslösten, dagegen wurden Ausführungen über die der Ausführung entgegenstehenden Schwierigkeiten, wie u. a. ich selbst sie auf der Konferenz und bei anderer Gelegenheit machte, zwar von den Anwesenden mit Interesse, und von solchen, die die Dinge übersehen, auch mit Zustimmung entgegengenommen, aber in der Presse werden derartige Ausführungen entweder verschwiegen oder nur ganz kurz erwähnt. Der Glaube an den Dawesplan gehört zu den Dingen, an denen vorläufig in der amerikanischen

Öffentlichkeit nicht gerüttelt werden darf. Daß sich die großen Bankiers und sonstigen Finanzleute über jene wirtschaftlichen Zusammenhänge klar sind, ist aber unzweifelhaft.

Der Dawesplan bezieht sich nur auf die wirtschaftliche Seite der Dinge. Die Sicherheitsfrage wurde durch ihn unberührt gelassen. Dem Durchschnittsamerikaner, auch demjenigen, der die Vorgänge des von Wilson unterschriebenen englisch-amerikanischen Garantievertrages nicht kennt, erscheint das Verlangen Frankreichs nach Sicherheit als berechtigt. Er sieht die Dinge von fern, er weiß nicht genug über den wirklichen Stand der Rüstungen; hat er doch, wenn er sich überhaupt damit beschäftigt hat, in amerikanischen Zeitungen aus französischen oder sonstigen Quellen stammende Nachrichten über angebliche deutsche Rüstungen lesen können. Zwar beschäftigt sich die amerikanische Presse, wie erwähnt, neuerdings ausgiebig mit dem französischen kriegerischen Vorgehen in Marokko und Syrien und knüpft häufig genug daran abfällige Kommentare über diese französische Tätigkeit. Aber im Großen gesehen ist für den Durchschnittsamerikaner Frankreich das schwächere Land, das seiner Meinung nach von dem stärkeren Deutschland zu Unrecht angegriffen war. Es ist das Land, das am meisten seinerzeit den Amerikanern geholfen hat, als sie sich von England lossagten. Es ist das Land mit zurückbleibender Geburtenzahl, das einem wachsenden deutschen Volk gegenübersteht, dessen Volkszahl schon jetzt viel größer ist als die französische.

So wird das französische Verlangen nach Sicherheit als berechtigt, der in Locarno vereinbarte Sicherheitspakt als eine angemessene Lösung der Frage angesehen. Wo immer auf der Konferenz oder bei sonstigen Gelegenheiten das Wort Locarno ausgesprochen wurde, ertönte amerikanischer Beifall. Der Pakt ist nach nahezu allgemeiner Auffassung ein weiterer Schritt zum wirklichen Frieden. Nur ganz vereinzelt trat demgegenüber die Meinung auf, daß in dem Locarnovertrag der Beginn einer Einigung der europäischen Nationen gegen die Vereinigten Staaten von Amerika zu erblicken sei, mit dem Ziele, sich der Schuldenzahlung an diese zu entziehen. Die öffentliche Meinung Amerikas erwartete die Ratifizierung durch Deutschland wie durch die anderen beteiligten Staaten. Das trat in mündlichen Erörterungen wie in der Presse klar zutage. In den Besprechungen der Vorgänge in Deutschland nach dem Abschluß der Locarnoverhandlungen durch große Zeitungen trat hier und da wieder jener frühere feindliche Ton hervor, wenn von dem Widerstand der „Nationalisten" gegen den Sicherheitspakt die Rede war (darunter werden in der amerikanischen Presse die Deutschnationalen ebenso verstanden wie die Völkischen). Nach der Unterzeichnung fand dann im Dezember in New York in der St. Johns-Kathedrale unter starker Beteiligung ein Dankgottesdienst statt, der von dem Bund für Internationale Zusammenarbeit zur Verhinderung des Krieges veranstaltet war.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Fall der Ablehnung der Ratifizierung durch den Reichstag die Stellung Deutschlands in der amerikanischen öffentlichen Meinung eine schwere Schädigung erfahren hätte, eine Schädigung, die nicht bloß in bezug auf die Kreditgewährung und sonstige wirtschaftliche Dinge Nachteile mit sich gebracht hätte, sondern auch auf die gesamten, in günstiger Wiederanbahnung begriffenen Beziehungen zwischen den beiden Ländern und deren Angehörigen lähmend gewirkt hätte. Die jetzt in den Hintergrund getretenen Anschauungen von dem imperialistischen deutschen Volk, das keinen Frieden wolle,

sondern heimlich für einen neuen Krieg rüste, würden wieder Boden gewinnen. Sehr viel von dem, was in der amerikanischen Haltung Deutschland gegenüber sich gerade in der letzten Zeit gebessert hat, würde wieder verloren gehen. Es ist unzweifelhaft, daß durch die Ratifizierung des Locarnopaktes das deutsche Volk in der öffentlichen Meinung Amerikas einen weiteren Schritt vorwärts getan hat zur Wiedergewinnung seiner früheren Stellung.

Überhaupt läßt sich im allgemeinen sagen, daß die Lage Deutschlands gegenüber den Vereinigten Staaten eine Besserung erfahren hat. Durch die Gewährung der Anleihe aus Anlaß der Durchführung des Dawesplans, durch die Kreditgewährung an deutsche Städte und deutsche Privatfirmen haben die Amerikaner ihre Bereitwilligkeit zur wirtschaftlichen Betätigung in und mit Deutschland zu erkennen gegeben. Die Beschlagnahme deutschen Privateigentums ist zwar bisher nur für die kleineren Vermögen rückgängig gemacht worden, aber auch im übrigen geht die Frage einer Lösung entgegen. Der Schatzsekretär Mellon hat einen Plan ausgearbeitet, nach dem mit Hilfe einer Anleihe das beschlagnahmte deutsche Eigentum oder deren wirklicher Gegenwert zurückgegeben werden soll, während gleichzeitig die amerikanischen privaten Gegenansprüche befriedigt werden sollen. Die Vorlage bedarf noch der Annahme durch den amerikanischen Kongreß.

Wenn auch ein Abgehen der amerikanischen Außenpolitik von den alten Maximen der Fernhaltung von europäischen Verwicklungen nicht zu erwarten sein wird, so ist doch auch das Maß der Wirksamkeit, das unter Wahrung jener Grundsätze von amerikanischen Staatsleuten, Bankiers und sonstigen Geschäftsleuten in bezug auf die europäischen Verhältnisse getätigt wird, von größter Bedeutung für Deutschland. Dasselbe gilt von der Haltung der amerikanischen öffentlichen Meinung. Sie ist nicht nur für die Stellung der Amerikaner selbst von Wichtigkeit, sondern entfaltet eine Rückwirkung auch auf andere Länder. Die deutsche Politik muß bei ihren Erwägungen und Maßnahmen unter Vermeidung der Illusion, als sei von Amerika ein entscheidendes Eingreifen in die europäischen Verhältnisse zu erwarten, die Stellungnahme der Vereinigten Staaten und die Haltung ihrer öffentlichen Meinung als wichtigen Faktor in Rechnung stellen.

Im übrigen zeigt sich in der letzten Zeit auf seiten der Vereinigten Staaten von Amerika das Bestreben, bei der Ordnung der europäischen Verhältnisse mitzuwirken, soweit dies irgend mit den oben umschriebenen Grundsätzen amerikanischer Politik vereinbar ist. Der Präsident Coolidge hat in seiner Jahresbotschaft an den Kongreß vom Dezember 1925 wieder die Abrüstungsfrage in den Vordergrund gestellt und die Bereitwilligkeit der Vereinigten Staaten zur Mitwirkung bei jedem vernünftigen und praktischen Plan der Abrüstung erklärt — alles unter Wahrung des Grundsatzes der amerikanischen Politik, sich nicht in europäische Angelegenheiten einzumischen, es sei denn, daß die europäischen Mächte nicht in der Lage sind, zu einem Einvernehmen zu gelangen und die amerikanische Unterstützung nachsuchen. In Verfolg dieser Stellungnahme wird die amerikanische Regierung sich auf der durch den Völkerbundsrat für Mitte Februar nach Genf einberufenen vorbereitenden Kommission für die bevorstehende Abrüstungskonferenz vertreten lassen.

Auch in der Angelegenheit des Weltgerichtshofes tritt dieses Bestreben zutage unter gleichzeitigem Festhalten der Regierung an der traditionellen amerikanischen Politik. Der Präsident Coolidge hat auch neuerdings den schon früher

vertretenen Standpunkt zur Geltung gebracht, daß ein Beitritt der Vereinigten Staaten zum Haager Gerichtshof nur erfolgen könne, wenn Amerika dadurch in keiner Weise an den Völkerbund gebunden würde, und wenn die Vereinigten Staaten dadurch nicht verpflichtet würden, dem Gerichtshof solche Fälle zu unterbreiten, die Amerikas Interessen entscheidend berühren könnten.

Schiller über seinen „Wilhelm Tell“

Mit unbekannten Dokumenten

Von

Friedrich Schnapp

Am 7. April 1804 schrieb der Direktor des Berliner Kgl. Nationaltheaters, A. W. Iffland, an Schiller[1]):

Berlin d. 7 Aprill.

Einige Stellen im Tell, sind mir in betreff der Vorstellungsart, nicht deutlich. Einige Stellen geben mir politische Bedencklichkeit. Ueber die letzteren, kann ich hier nicht nachfragen und nachfragen wollen! Es bleibt alles mir überlaßen. Ich schicke daher mit meinen Ideen darüber, den Sekretair des Theaters Herrn Pauli, einen Mann von Sinn und Gefühl, meinen Freund, an Sie. Es soll hier Niemand wißen, daß und weshalb er geht. Es muß, dünckt mich in Weimar Niemand wißen weshalb er dort ist. Meine Fragen und Wünsche, so wie wenn Sie die lezteren zu erfüllen für recht achten sollen, dürfen dort und hier nicht be annt werden. Ich glaube man machte damit für Sie, mich und die Tendenz des Tell, ein Aufheben ohne Noth. Ich sage also hier, Herr Pauli, hat ein Engagementsgeschäfft in Leipzig, besucht Verwannte in Naumburg und Herr Bethmann[2]), der zu seinem Vergnügen ihn begleitet, bringt und dringt ihn nach Weimar, wohin ich an H. v. Göthe ihm Briefe zur Erlangung des Götz von Berlichingen mitgegeben und einen Brief an Sie, der Ihre Bekanntschafft ihm erwerben soll, dabei — wie es denn wircklich der Fall ist — sollen zwischen Ihnen und der Direction Beredungen für mehrere Puncte auf Zukunft getroffen werden. Genehmigen Sie das und da sein Auffenthalt nur zwei Tage sein kann, sprechen Sie ihn gleich. Könnte er dort Tell geben sehen: so wäre es ein großer Gewinn für die hiesige Vorstellung. Ich bitte nichts, versage mir die Hoffnung nicht und verehre Sie und den Tell von ganzem Herzen. Das Uebrige was sich nicht schreiben läßt, durch Herrn Pauli mündlich.

Ihr

Iffland.

Laßen Sie mich noch das zum Ueberfluß hinzusetzen, was Ihre Menschenkunde dem Mann auf den ersten Blick ansehen wird, daß H. Pauli ein durchaus ehrlicher und vester Mann ist. Ich habe ihn beaufragt, über mehrere Gegenstände, die sich

1) Briefe an Schiller, herausgegeben von L. Urlichs, Stuttgart 1877. Nr. 411.
2) Heinrich Eduard Bethmann, berühmter Schauspieler (1774—1857). Er spielte bei der ersten Berliner Tellaufführung den Rudenz.

nicht oder nur schwierig schreiben laßen, ausführlich mit Ihnen zu reden. Schenken Sie ihm Ihr Vertrauen ohne Rückhalt, so wie er von mir zu ihnen ohne allen Rückhalt reden wird.

Bald darauf reiste Pauly nach Weimar ab, wo er etwa am 10. April 1804 die Unterredung mit Schiller gehabt haben muß. Iffland, der Vorsichtig-Ängstliche, hatte seinem Sekretär nicht nur mündliche Instruktionen gegeben, sondern auch noch — was bisher unbekannt war — einen schriftlichen „Fragebogen" entworfen, welchen Pauly dem Dichter vorlegte.

Schiller antwortete darauf in der Weise, daß er seine Ansichten gleich neben den Fragen aufzeichnete.

Nicht auf alle Punkte geht er ein — augenscheinlich hält er das nur bei den wichtigsten für nötig, während er sich im übrigen mündlich mit Pauly verständigt und noch einen ausführlichen Brief an Iffland, den ich unten zitiere, folgen läßt.

Der Fragebogen, dies interessante Dokument, gewährt uns einen Einblick nicht nur in Regiefragen des „Tell", die noch heute Bedeutung beanspruchen können, in die Theatergeschichte wie in die politische Atmosphäre jener Zeit, sondern auch in künstlerische Probleme (Tells Monolog, Parricida-Episode!). Überall leuchtet Schillers klarer und scharfer Blick, seine Meisterschaft im Entwickeln seiner poetischen Prinzipien. So wenig er geneigt ist, Konzessionen zu machen, wo er seine Intentionen mißverstanden sieht, so wenig bleibt er hartnäckig, wo er einen einigermaßen triftigen Grund zur Änderung findet: „Hier kann etwas abgekürzt werden" — ja, er versteht sich sogar dazu in dem erwähnten späteren Briefe an Iffland die drei „politisch bedenklichen" Stellen in Akt II, III und IV umzuarbeiten.

Der Fragebogen, den Pauly seinem Direktor ausgefüllt nach Berlin zurückbrachte, befindet sich heute in den Iffland-Akten der Staatstheater zu Berlin. Ich veröffentliche das wichtige Stück mit Genehmigung der Generalverwaltung der Staatstheater hiermit zum ersten Male. Das Original besteht aus 16 Seiten groß-Oktav, sämtlich links zur Hälfte beschrieben. Es handelt sich um eine säuberliche Reinschrift eines Sekretärs (Pauly selbst?) nach dem eigenen Konzept Ifflands (gleichfalls in den Akten). Nur die Unterschrift ist von Iffland persönlich „hingewühlt". Rechts finden sich Schillers Bemerkungen, eigenhändig mit Bleistift.

Iffland:	Schiller:
Act 1. Decoration.	
Die Veste Zwing-Uri muß durch alle Akte hinten aufgebaut bleiben und die andern Decorationen davor.	
Muß Stauffachers Haus sichtbar seyn? Ein großes Haus herausgeschoben, ist nicht gut.	Es ist hier auf eine ganz neue Gardine gerechnet. Das Haus wird darauf gemahlt.
Ein Fels, der es vorher deckte, geht übel weg.	
Sc. 3. Kann der offne Platz Waldung, oder muß er Stadt[3]) seyn?	— Der Flecken Altdorf umgiebt die Veste.

3) Von Schiller unterstrichen.

Iffland:	Schiller:
Sc. 4. Walthers Wohnung. Ist es das Innere der Wohnung, oder das Aeußere?	Das innere
Spielende Personen.	
1.) Fischerknabe — etwa Chorist.	
2.) Hirte — desgl.	
3.) Alpenjäger — desgl.	Schauspieler
4.) Ruodi der Fischer.	
5.) Schäfer.	Knabe
6.) Werni, der Jäger.[4])	Alpenjäger
NB. Kann 4, 5, 6. dieselben seyn, welche 1. 2. 3. singen?	
7.) Kuoni[5]) der Hirte	ist eine Person mit Attinghausens Knecht.
8.) Bube.[4])	ist nro 5
9.) Baumgarten	
10.) Tell.	
11.) Stauffacher.	
12.) Pfeiffer.[4])	NB.
13.) Gertrud	
14.) Frohnvogt.[4])	ist Frießhardt
15.) Handlanger	
16.) Alter Mann — Chorist.	
17.) Gesell.	
18.) Zweiter Gesell	
19.) Steinmetz	
20.) Ausrufer[4])	ist Leuthold
21.) Bertha.	
22.) Meister[4])	Steinmetz
23.) Walther Fürst. (Ist er Bürger? Bauer?)	wohlhabender Bauer
24.) Melchthal.	
Sind hier nicht unter den Arbeitern die Reden auf Einzelne zu vertheilen, um Personen zu sparen?	
Act: II. Decoration	
In der 2ten Scene ist Nacht. Auch schon in der ersten?	In der ersten Tag.
Spielende Personen.	
25.) Attinghausen.	
26.) Knecht — Chorist.	ist der Hirte Kuoni
27.) Rudenz.	
28.) Winkelrad.	
29.) Claus v. d. Flüe.	
30.) Meier v. Sarnen.	
6 Landleute — Choristen.	
31.) Reding.	
32.) Hans auf der Mauer.	

4) Von Schiller durchgestrichen.
5) Von Schiller aus: Ruoni.

Iffland:	Schiller:

33.) Rößelmann.
34.) Petermann.

Können der redenden Personen nicht weniger werden? Berlin duldet ungern doppelte Besetzung, die auch offenbar entkräftet, und was Berlin in der Zahl nicht leisten kann, kann eine andre deutsche Bühne gar nicht.

Die Rede des Stauffacher:
„Nein, eine Grenze hat Tirannenmacht pp
„Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!"
wünsche ich |: nur ich :| geändert.

Die Berliner Regierung verstattet alles, was man in keiner Monarchie verstattet. Diese philosophisch-freie Regierung kann es auch verstatten. Aber diese im hohen, schönen Schwunge dargestellten Menschenrechte, mahnen an eine mißverstandene, die Europa leiden machten. Will der Dichter einen Pöbel — wie jede so große Volcksmaße ihn hat, zu einem tumultuarischen Aufjauchzen reizen?? Dieses — mit dem, was nachkommt — könnte einen Effect machen, den der Dichter nicht will und den ich nicht wünschen kann. Dem reinen Menschen ist diese Stelle ehrwürdig; ich möchte nicht der Menge Gelegenheit zum Mißbrauch geben. Ich möchte aber auch, daß das Genie uns entschädigte.

Actus III

Decoration.

1.) Hof vor Tells Wohnung.
2.) Wilde Waldgegend.
3.) Wiese bei Altdorff, im Vorgrund Bäume, tief der Hut auf der Stange, Prospect begrenzt durch den Bannberg, über welchem eine Schneegebirg raget.

Die Stange mit dem Hut wird gleich hinter der Gardine von der vorhergehenden Scene aufgerichtet.

Knabe steht an einer Linde an der Couliße ganz im fond.

Spielende Personen.

35.) Hedwig
36.) Walther.
37.) Wilhelm.
38.) Frießhardt.
39.) Leuthold.
40.) Geßler.
41.) Rudolph der Harras.
Leibeigne Buben — Chorist.
Landleute — desgl.

Iffland:	Schiller:
Die Stelle: Tell „Das Land ist schön und gütig, wie der Himmel pp“ bis Walther. „Da wohn ich lieber unter den Lawinen“ mahnt etwas stark an die Accise u. s. w. Ich wage hier meine vorige Bemerkung.	
Actus IV. Decoration. 1.) Ufer des Vierwaldstädter-Sees. NB. Kann dies nicht die 1ste Decorat. des 1. Acts seyn?	Es kann ganz füglich die alte decoration seyn — Zum Ueberfluß könnte sie durch einige vorgeschobene Felsen ein wenig abgeändert werden.
2.) Edelhof zu Attinghausen.	
3.) Hohle Gaße bei Küßnacht. Man steigt zwischen Felsen herunter pp Diese Decoration verstehe ich nicht. Davon weiter unten.	Da das Hinabreiten wegbleibt, so ist der Decorateur hier ganz seiner Erfindung überlaßen.
Personen. 42.) Kunz v. Gersau [6])	
43.) Fischerknabe NB. denn der Fischer war ja wohl schon da?	Derselbe welcher im Anfang des Stücks singt.
44.) Stüßi.	Der Fischer ist Ruodi
45.) Armgart.	
46.) Rüßling. [6]) Könnte etwa Leuthold seyn?	Frieszhardt.
Dürften nicht die Zeilen: „Hat sich der Landmann solcher That erwogen“ bis „Und neues Leben blüht aus den Ruinen pp“ ohne daß die Zeilen „Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag, „Wird auch die neue beßre Freiheit grünen.“ wegbleiben oder eine minder kritische Wendung erhalten?	Diese Rede im Munde eines wüdigen Edelmanns scheint mir vor dem strengsten Tribunal unverfänglich, und wenn sie mit Würde gesprochen wird, so ist nicht zu fürchten, daß die roh gesinnten unter dem publicum dadurch ermuthiget werden.
Auch die Stelle: „Die Fürsten seh ich und die edlen Herren pp bis: „Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne!“	

6) Von Schiller durchgestrichen.

Iffland: | **Schiller:**

kann einen andern Effect machen, als Schiller will, wenn sie den Effect macht, den die Dichtung will.

Die Stelle

Stüßi

„Wagt es, Herr! Euer Wollen hat ein „Ende. Der Tirann des Landes ist ge-„fallen. Wir erdulden keine Gewalt mehr. „Wir sind freie Menschen!"

Alle

„Das Land ist frei" |: wollte ich, wäre ungefähr so :| „Wagt es pp gefallen. „Grausamkeit dulden wir nicht mehr."

Alle

„Das Land ist frei!"

Geht der Ausruf:

„Das Land ist frei"

nach dem Tutti: „wir sind freie Menschen!" — voran, so erfolgt bei lezterm ein Wiehern der ausschweifenden Parthei.

Actus V.

Decoration.

1.) Platz bei Altdorff. Im Grunde rechts die Veste Zwing-Uri |: also nicht mehr die Veste, wie man Act. 1. sie sah? :| Denn dort war nicht die Rede, daß sie rechts läge und man links viele Berge sähe, sondern es hieß, sie läge im Fond. Hierüber erbitte ich Auskunft.

> Schiller: Die Veste Zwinguri kann hier wegbleiben und in der Nähe der Scene gedacht werden, daß man bloß das Stürzen des Gebälks vernimt.

2.) Tells Hausflur; Feuer auf dem Heerd, offenstehende Thüre, zeigt ins Freie.

3.) Thalgrund vor Tells Wohnung, nebst den Anhöhen, die ihn einschließen. In der 2ten Decorat. sollte der Heerd, auf dem das Feuer brennt, bedeutend seyn und in der Mitte liegen. Dann kann er nur aus einer Versenkung heraufkommen. Dies hat aber etwas Zauberansehen und streitet gegen die Würde der Ganzen. Wird aber der Heerd nur aus einer Coulisse herauf-geschoben, indem verwandelt wird, so wird der poetische Gedanke etwas ver-kleinert.

> Schiller: Der Heerd kann, wie hier, bloß gemahlt seyn.

Spielende Personen.

47.) Mönch, Parricida.

Iffland:

48.) Stier von Uri.[7]

Das Theater besteht nur aus 28 Männern, Frauen und Mädchen.

Soll also zu Berlin dem Tell gut begegnet werden, so müßen die handelnden Personen an diese Zahl vertheilt werden.

Die Kinder rennen mit Trümmern über die Bühne und rufen: „Freiheit! Freiheit!"

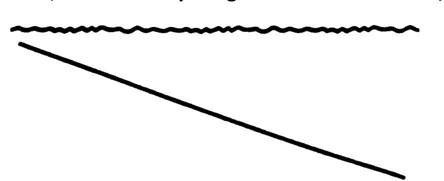
Ich weiß nicht, was mehr zur Sache gehört als dieser Ruf. Doch möchte ich wünschen, sie riefen etwas, das mehr den Haß gegen Geßler verkündete, als den Jubel über das Ende der monarchischen Regierung.

Schiller:

Rettung und Erlösung!

Iffland:

Zieht der Hohlweg im 4ten Act sich



schräg herab an der Anhöhe, so ist das Reiten von der Höhe herab auf großem Theater gefährlich. Zieht er sich

an der Anhöhe horizontal hin, so müßte Geßler queer über die Bühne reiten und zur Coulisse wieder herein in die Ebene kommen. Was heißt es, wenn bei Geßlers Auftritt in dieser Scene die Bemerkung geschrieben steht:

„bleibt in der Tiefe"

Schiller:

Gegen das Reiten des Landvogts und seines Begleiters sind richtige Einwürfe, daher es rathsamer ihn zu Fuße auftreten zu laßen. Die Stelle im IVten Act. die sich auf das Pferd bezieht wird geändert.

Iffland:

Als ich im Lesen an den Monolog Tells kam, ward ich sehr gespannt, als ich auf die zweite Seite gerieth, verlor sich diese Spannung; und da der Monolog zu Ende war, bemeisterte sich meiner eine wunderbare Empfindung. Das Bildnis Tells hatte den lieblichen Schimmer verloren, die Vernunft konnte den langsamen, vesten Vorsatz des Mordes begreifen; aber ich weiß nicht, was sich inwendig regte und mir zuflüsterte: so lange sollte Tell vor dem

Schiller:

Gegen Empfindungen läßt sich durch Argumente nicht streiten. Tells Monolog, das beste im ganzen Stück, muß sich also selbst erklären und rechtfertigen. Gerade in dieser Situation, welche der[8]) Monolog ausspricht, liegt das Rührende des Stücks, und es wäre gar nicht gemacht worden, wenn nicht diese Situation und dieser Empfindungszustand, worinn Tell sich in diesem Monolog befindet, dazu bewogen hätten.

7) Von Schiller durchgestrichen.

8) Statt dieser Zeilen standen ursprünglich 6 andere, von Schiller ausradiert.

Iffland:

Morde nicht da stehen und mit sich allein dabei reden. Freilich heißt dies Reden eigentlich dencken, und soll nicht Reden bedeuten; allein diese Bemerkung vergißt sich und Tell verliert darüber.

Als im 5. Act Stauffacher den Mord Kaiser Alberts erzählt, dachte ich, nun werden die Schweizer die That verabscheuen, den Schluß fassen, die Mörder nicht aufzunehmen, und dann wird alles zu Tell sich wenden und in der größten Einigung das Stück enden.

Nun war mir es, als hielte sich alles Volck zu lange bei dieser Katastrophe auf und bei dem Briefe der Königin.

Die Erscheinung des Paricida befremdete mich; was mit ihm vorgeht, gab mir Mißgefühl. Es schien mir, als übe Tell sich zu hart. Es führte mich von der Sache weg.

Überhaupt konnte und kann ich des Gedankens mich nicht erwehren, Parricida sollte gar nicht erscheinen und es sollte überall Tells Wohnung im 5¹ Acte nicht da seyn. Man wird aus dem *Großen gleichsam ins* Detail *geführt*,⁹) und es ist mir, als ginge die Empfindung diesen Gang mit Widerstreben. Meiner nicht gewiß, habe ich den Tell an HE Geh. Rath v. Müller gegeben, und wir sind in einer Empfindung über den Monolog und das Erscheinen des Paricida uns begegnet. Er hat auch darüber Ihnen schreiben wollen.

Ich weiß nicht, ob er es gethan, und meiner Seits glaube ich es thun zu müßen. Ob der Kaiserliche Gesandte über den so tief gedehmüthigten Johann v. Oesterreich etwas sagen zu müßen glauben könnte, weiß ich nicht. Freilich ist der *Kaiser* erschlagen, aber der Unterdrücker und der Mörder sind zwei Schandbilder aus einem Hause.

Das alles gebe ich dem Ermeßen des Dichters anheim, der von mir nicht glauben

Schiller:

Uebrigens ist dieser Monolog bei der Vorstellung von einer sehr hohen und allgemeinen Wirkung gewesen, und kein Theil der Rolle war für den Schauspieler so belohnend.

Hier kann etwas abgekürzt werden.

Parricidas Erscheinung ist der Schlußstein des Ganzen. Tells Mordthat wird durch ihn allein moralisch und poetisch aufgelößt. Neben dem ruchlosen Mord aus Impietaet und Ehrsucht steht nunmehr Tells nothgedrungne That, sie erscheint schuldlos in der Zusam̄enstellung mit einem ihr so ganz unähnlichen Gegenstück, und die Hauptidee des ganzen Stücks wird eben dadurch ausgesprochen, nehmlich:
„Das Nothwendige und Rechtliche der
„Selbsthilfe in einem streng bestimmten
„Fall.

Das poetisch große liegt überal nicht in der Maße, sondern in dem Gehalt der Situationen und in der tragischen Dignität der Charactere. Wenn Tell und seine Familie nicht der intereßanteste Gegenstand im Stücke sind und bleiben, wenn man auf etwas anderes begieriger seyn könnte, als auf ihn, so wäre die Absicht des Werks sehr verfehlt worden.

9) Von Schiller unterstrichen.

Iffland:	Schiller:
kann, daß ich beurtheilen will, sondern richtig übersehen wird, daß die wärmste Verehrung eines großen Werckes aus Zartheit mir Besorgniße giebt, die, wenn der Dichter etwas Gegründetes darin findet, leicht und beßer vor der Vorstellung gehoben werden, als daß man sie aus der Acht ließe. Ich wiederhole, daß weder Hof, noch das eigentliche Publicum mir Aengstlichkeit auferlegen. Ganz ein anderes ist aber ein Schauspiel, wie Tell, in Weimar zu geben, wo das Verhältniß der geringeren Menschenzahl, dem Parterre, was dicht vor den Augen des Hofes ist, gewiße, gleichsam gesellschaftliche Conventionen bildet und stillschweigend versichert. Diese fallen hier, in der großen, vom Hofe entfernten, so verschiedenen Menschenmaße weg. Ein Dutzend politischer Renomisten können Momente der Widrigkeit veranlaßen, die mit falschem Schein den Stempel einer Aeußerung des Publicums tragen. Dies, in der Gegenwart des Hofes, kann einen unangenehmen Moment geben. Um so unangenehmer, da er sicher nur still empfunden würde. Dem möchte ich begegnen, und deshalb wende ich mich mit Gradheit an Sie. Um so unbefangener durch einen mündlichen Ausleger, da alsdann von allen Theilen darüber kein Buchstabe gewechselt worden ist.	
Anfragen. Wie sind die Landleute gekleidet? Wenn und wie sind sie gewaffnet?	Im Rütli und im 5ten Act sind sie gewaffnet, aber bloß mit Schwerdtern, einige mit Streitäxten, auch Morgensternen.

Iffland

* * *

Eine Aufführung des „Tell“ in Weimar während Pauly's Anwesenheit ließ sich leider nicht ermöglichen, wie der Hofkammerrat Kirms am 11. 4. 1804 an Iffland berichtet (unveröffentlicht):

> Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, daß heute Tell gegeben werden möchte, auch war Göthe nicht abgeneigt dazu, wenn er mit Ehren gegeben werden könnte; indeßen war durch den Abgang eines Schauspielers eine Rolle unbesezt, die in so kurzer Zeit nicht so studiert werden konnte, daß das Stück nicht lächerlich geworden wäre, und so kahm gestern der Abend herbey, ohne daß kräftige Anstalten getroffen worden, welches freylich anders gewesen wäre, hätte ich auf den Beinen seyn

können, und wäre ich über die gemeinschaftliche häußliche Noth nicht so pertürbirt gewesen . .

Drei Tage später ließ Schiller einen ausführlichen Brief an Iffland folgen, dem er in einer Anlage die gewünschte Umänderung der bedenklichen Szenen beifügte (es handelt sich um Akt II, 2, III, 3, IV, 2). In diesem Brief heißt es [10]):

Weimar, 14 April 1804.

Hier übersende ich Ihnen, werthester Freund, die veränderte Lesart der drei bedenklich gefundenen Stellen. Möchten sie nun für Ihre Verhältnisse passend seyn! Anders konnt ich mich nicht fassen. ohne dem Geist des ganzen Werkes zu widersprechen, denn wenn man einmal ein solches Sujet, wie der Wilhelm Tell ist, gewählt hat, so muß man nothwendig gewiße Saiten berühren, welche nicht jedem gut ins Ohr klingen. Können die Stellen, wie sie jetzt lauten, auf einem Theater nicht gesprochen werden, so kann auf diesem Theater der Tell überhaupt nicht gespielt werden, denn seine ganze Tendenz so unschuldig und rechtlich sie ist, müßte Anstoß erregen.

Wegen des Uebrigen, worin ich nicht nachgeben konnte, Tell's Monolog und die Einführung des Parricida, berufe ich mich auf das, was ich Hrn. Pauli mündlich sagte. Der Casus gehört vor das poetische Forum und darüber kann ich keinen höheren Richter als mein Gefühl erkennen.

Auch Göthe ist mit mir überzeugt, daß ohne jenen Monolog und ohne die persönliche Erscheinung des Parricida der Tell sich gar nicht hätte denken lassen. . . .

Hrn. Pauli's Bekanntschaft war mir sehr angenehm. Ich habe in ihm einen Mann von Einsicht und Geist und einen braven Mann schätzen lernen. Empfehlen Sie mich ihm aufs Beste.

Ganz der Ihrige

Schiller.

* * *

Vom 1.—17. Mai 1804 war Schiller selbst in Berlin, wo er, vom Publikum umjubelt, einer Aufführung der „Braut von Messina" beiwohnte und er zu Pauly den Wunsch äußerte, dort zu bleiben (vgl. Ifflands bekannten Brief an den Kabinettsrat Beyme vom 16. 5. 1804).

Die Aufführung seines letzten vollendeten dramatischen Werkes fand erst am 4. Juli 1804 im Königlichen Nationaltheater statt. Iffland selbst spielte den Tell.

* * *

Mitten aus der Zeit der Bühnenproben, noch vor Abfassung des Ifflandschen Fragebogens, datiert noch ein eiliges Schreiben Schillers an Iffland, das von mir ebenfalls in den Theakterakten aufgefunden wurde und nach Mitteilung der Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar bisher ungedruckt ist.

W. 12. März 1804

Ich habe rathsam gefunden den 3ten Act mit einem kleinen Liedchen, welches der Knabe singt anzufangen, und den 4ten Act mit einer GesangsStrophe, welche von den barmherzigen Brüdern im unisono gesungen wird, zu beschließen.

10) Schillers Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas, Bd. 7, Stuttgart 1896, Nr. 1966

Beides sende ich Ihnen zu, wenn Sie noch Zeit haben, bei der ersten Vorstellung des Tell davon Gebrauch zu machen. Besonders wünschte ich das Lezte ausgeführt, weil es dem 4ten Akt einen feyerlichen Schluß giebt.

So eben geht die Post.

Leben Sie recht wohl

G.

Haus am Rhein

Von

Wilhelm Schmidtbonn

Zwei Freunde wollten den dritten besuchen, er öffnete nicht. Sie gingen auf die Straße zurück und klopften ans Fenster, da er zu ebener Erde wohnte. Hinter dem Glas erschien sein Gesicht mit merkwürdig fremdem Ausdruck. Er ließ das Fenster geschlossen, hob die Schultern verlegen abweisend, das übrige sagten die Augen. So lernten wir Christinchen kennen. Mehr ahnen, als kennen.

Am nächsten Abend gingen wir mit in die Bar, wo hinter dem Schenktisch nicht die übliche groß und gut gewachsene Dame hantierte, sondern ein winziges Persönchen, kaum sah das Gesicht über die unzähligen Flaschen auf dem Tisch hinweg, zwei blaue Räderaugen, im Halbkreis von riesigen Blondbrauen umbogen, eine stumpfe Puppennase, über gelbem Pudelhaar eine gewaltige Schleife, wie sie halberwachsene Mädchen tragen. Wir wurden Christinchen vorgestellt, sie reichte uns über die Flaschen weg die winzige, warme Hand, wie alten Freunden. Aber später setzte sie sich an unsern Tisch. Statt zu essen, rauchte sie zahllose Zigaretten, statt zu sprechen sang sie englische Lieder (obwohl sie nicht weit vom Rheinufer zu Hause war). Spät in der Nacht holte ihre Mutter sie ab, winzig wie sie selbst, zwei Schwestern mit demselben Haar, derselben Kinderschleife, sie rauchte in derselben Art ihre Zigaretten, die halben Enden hinter sich auf den Boden werfend, sie sang die englischen Lieder in der tieferen Stimme mit.

Mein Freund nahm Christinchen bald zu sich. Nun hatten wir alle eine treue Kameradin. Sie nähte uns die Knöpfe an, schrieb Briefe für uns, nahm an unseren Sorgen teil wie eine Mutter, nie sahen wir sie essen, immer nur rauchen. Wenn wir ihr eine Schachtel jener dicken Zigaretten mit goldenem Ende mitbrachten, die sie am meisten liebte und die sehr teuer waren, sprang sie uns an den Hals und küßte uns über das ganze Gesicht ab, daß wir brennend rot aus dem Feuer wieder herauskamen. Wir lagen alle auf dem Teppich, um die Bodenwärme des Gasofens auszunützen. Christinchen saß mitten zwischen uns, sang ihre hundertmal gehörten, nie genug zu hörenden Lieder. Oft aber reimte sie auch, brachte ein Tagesereignis in Verse, ohne Vorbereitung, sie reimte schneller als andere sprachen, manchmal dauerte das eine halbe Stunde.

Auf Spaziergängen lief sie wie ein Hund uns vor und nach, machte Kreise in die Wiesen, aus denen sie mit Blumensträußen zurückkam, lief in jedes Bauernhaus, wo sie Milch erbat, schloß mit jedem, der vorüberkam, Freundschaft. Jedem,

den sie ansprach, blieb für diesen Tag ein Glück in den Augen zurück, wir aber nahmen zu an Kraft und Lebensfreude wie Gräser unter warmem Frühjahrsregen. Wo blieben die Feindseligkeiten des Lebens? Wo die Furcht um den nächsten Tag, das nächste Jahr? Wir lebten, stolz, daß wir lebten, hörten wie himmlisches Gezirp die englischen Lieder, wurden an die kleine Brust gezogen und durften das winzige Geschöpf so oft an unsere Brust hochheben, wie wir wollten. Zu jeder Stunde, Tag und Nacht durften wir kommen, nie empfing uns ein mißgelauntes Gesicht, immer wurde uns Tee bereitet, nie waren wir göttlich heiterer, als wenn auch der Letzte von uns die letzte Mark ausgegeben hatte. Wir kamen nicht einmal dazu, den Freund zu beneiden, dem Christinchen ganz gehörte. So wenig kam uns der Gedanke, daß sie uns ganz gehören könnte, wie der Wunsch, einen blühenden Kirschbaum, den wir anstaunten, vom Berghang ins Bett mitzunehmen: so unirdisch schwebte Christinchen mit kleinen, kaum hörbaren Schuhen zwischen uns.

Aber Christinchen sollte es schöner auf dieser Erde haben. Der Freund mietete ein Haus, weit vor der Stadt, dicht am Rhein. Blau gestrichen war es, blau gestrichen die Gartenmauer hoch über dem Strom, wie ein Nest angeklebt ans Haus die blaue Terrasse: es war, als ob alles Mauerwerk aus denselben unkörperlichen Steinen errichtet sei wie der Himmelsazur selbst. Am Abend saßen wir alle auf der Terrasse, tranken Wein. Fern der Rauch der Stadt, vom Nachschein der Sonne durchglüht. Nah das treibende Gewelle des Stroms, seit zehn Jahrtausenden schon, wir wurden mit ihm ebenso alt, mit ihm ewig jung, denn die Menschen der Vergangenheit sahen nichts anderes und die Menschen der Zukunft werden nichts anderes sehen, am Ufer sitzend. Wir riefen den Schiffen zu, die Hunde darauf bellten, die Kapitäne winkten mit der Hand, manches Mädchen, vor dem Zubettgehn in der niedern Kajüte, rief zu uns zurück.

Aber wir brauchten kein anderes Mädchen, wir hatten Christinchen unter uns, sie war Hausfrau, ging unablässig ins Haus und kam mit Schüsseln voll herrlicher Brote und Flaschen wunderbaren Weins. Sie trug ein helles Kleid, es war Sommernacht, die Sterne hingen über uns, und wenn sie ins Haus ging, traf das Licht von innen ihr helles Kleid, dann schien sie ein schwirrender Leuchtkäfer zu sein. Wir waren trunken, unsere Bärenstimmen hallten durch die Nacht, die Hunde in den Dörfern am jenseitigen Ufer lärmten, aber Christinchen stieg auf den Tisch, geschickt zwischen Flaschen und Gläsern stand sie, nichts zerbrach, sie sang die entzückendsten ihrer englischen Lieder, die Bären unserer Stimmen legten sich, selbst die Hunde jenseits kamen zur Ruhe, als ob sie zuhörten. Aber so breit war das Wasser, wie hätte Christinchens Engelstimme dorthin dringen können? Fern war die Welt, verloren im Raum und glücklich in sich unser Tisch. Vor dem Schlafengehen standen wir alle an den Fenstern schon halb ausgezogen, beugten uns vor, sprachen noch miteinander, die oben zu denen unten, die rechts zu denen links. Schwer war es, den Tag zu enden, das Leben zu lassen, in das Nichts des Schlafes einzugehen. Einmal zog schwarz ein Schiff den Strom hinauf, man sah nicht den Rauch, man roch ihn nur, man hörte nur das Geräusch der Wellen an der Schraube und am Ufer. Vergebens suchte man in irgendeiner Ferne nach dem Vorschein des Morgens, nur das Wasser hatte noch eine Spur von dämmerndem Licht des Abends behalten, darum sah man das Schiff um so schwärzer herausragen. Warum empfanden wir alle einen solchen Schreck vor dem Schiff? Wir verstummten mitten im Schall unseres Gesprächs, selbst Christinchens

Stimme sank urplötzlich wie ein Vogel vor dem Schatten des Sperbers. Was war mit dem Schiff? Ein Schiff wie andere. Woher die Furcht, mit der wir zu Bett gingen? In unseren Traum schnob das Schiff hinein, schwarz, ungetüm, die Schraube zerschnitt das Element des Wassers, einer von uns schrie auf, wir erwachten, setzten uns auf, vergruben uns aufs neue in die Kissen.

Am Morgen — vorbei die Sorge! Die Vögel lärmten wie nachträglich angesteckt von der Lust der Nacht. Die Sonne brannte in den leeren Gläsern, die noch auf dem Tisch standen. Aber schon hatte Christinchen abgeräumt und stellte die weißen Tassen zum Frühstück auf. Es wird noch etwas dauern, bis wir sitzen und trinken können, inzwischen ein Bad im Rhein! Die Treppe hinunter, die Steinbuhne hinaus, die Kleider ab, schon rauscht das Wasser unter den Schlägen unserer Arme wie unter den Schrauben der Schiffe. Und schon ist es geschehen. Ein Ruf, nicht einmal ein Schrei: was hat der Freund? Scherzt er? Von weißem Schaum ist sein Kopf umsäumt, so wild schlägt er um sich, ist schon unter Wasser. Scherz? Immer treibt er ja seinen Spaß. Aber er kommt nicht wieder. Der erste stößt zu ihm hin, greift mit den Händen unter sich, taucht — kommt herauf, den andern als Reiter auf dem Rücken schrecklich verzerrt sind beide Gesichter, schmerzlich scheint der Ausdruck des einen, der länger unter Wasser war. Wieder versinken beide, erscheinen wieder, versinken zum drittenmal. Blasen steigen auf, Wellen schlagen ans Ufer vom unsichtbaren Kampf unter Wasser, bis das Roß leer auftaucht, der Reiter ist in der Tiefe geblieben. An ganz anderer Stelle, nach langer Zeit, zeigt sich sein Bart noch einmal auf dem Wasser, man zieht ihn daran ans Ufer — aber nicht ins Leben. Wir schleudern seine Arme im Rhythmus auf und nieder, sein Körper wird mit Sand gerieben, man stellt ihn auf den Kopf, reckt ihm die Zunge aus, zieht ihm den Schleim aus dem Schlund. Der auf Motorrad herbeifliegende Arzt stößt eine Nadel durch die Haut: nur Wasser, nicht Blut kommt heraus. Die Kleider des Toten werden in ein Bündel gepackt, die andern, die Lebenden, ziehen sich an. Der schwere Weg steht bevor, zur blauen Mauer zurück, zur kleinen Treppe, zur Terrasse im Sonnenfeuer. So schwer ist der Weg, als gelte es, einen senkrechten Berg zu besteigen.

Da, während die Vögel unbekümmert weiter lärmten, flog uns Christinchens Stimme entgegen. Hinter dickem Efeu versteckt, sah sie nicht unsere Gesichter, sah nicht das Kleiderbündel, das einer von uns trug, hörte nur unsere Schritte, die langsam waren, trieb uns zur Eile an: „Wartet, ihr Jungens! Das Frühstück ist schon kalt! Ich werde euch bei den Ohren nehmen."

Nie ist uns das Herz so still gestanden. Nur einer hatte den Mut, durch die offene Gartentür hinaufzugehn. Er schweigt. Er hilft sich dadurch, daß er auf die verwunderten, geängstigten, entsetzten Fragen keine Antwort gibt, nur mit den Augen spricht er, obwohl er sie niedergeschlagen hat. „Ein Unglück?" „Er ist krank geworden." „Tot?" Der andere senkt den Kopf ganz, so hätte er fast übersehen, daß Christinchen an ihm vorbei zum Fenster wollte, um über den schmalen Weg sich ins Wasser zu stürzen, zum Freund hin. Ein eiserner Arm hält sie. Die andern kommen hinzu. Das Bündel wird auf die Erde gelegt, nicht auf den Tisch, sondern auf die Erde, da sind sie näher dem, dem sie gehörten. Nur Uhr und Geldtasche kommen auf den Tisch, sie behalten noch Wert, sie sind untreu schon im Augenblick des Todes.

Jetzt kommen von allen Wegen die Kaufleute daher, denen der Ertrunkene

schuldig ist. Mit Rechnungen, die in der Eile geschrieben wurden. Der ganze Flur steht voll. Christinchen sitzt auf dem Sofa, vom Arm der Freunde gehalten. Aber es scheint, daß man sie gar nicht mehr zu halten braucht, ihr Gesicht ist ohne Schmerz, nur ein ferner Glanz ist auf ihrer Stirn. Sie begreift noch nicht, fremd sind ihre Augen, in welcher Welt ist sie? Nur die Stirn bereitet sich vor auf die große Trauer. Aber dann zeigt sich, daß alles List war. Wie ein Fisch im Netz, der bewegungslos gelegen, schnellt sie sich plötzlich hoch, entreißt sich dem Arm, reckt sich schon aus dem Fenster, ist aber schon wieder eingefangen, wird auf das Sofa zurückgetragen.

Bald ist die Mutter da. Pudelhaar an Pudelhaar gelehnt, sitzen Mutter und Tochter wie zwei Schwestern da, ohne zu sprechen, ohne zu denken, sie rauchen hundert Zigaretten, das Zimmer liegt voll von den weggeworfenen Resten, man muß Streichhölzer besorgen, denn sie brauchen drei zu einer Zigarette, weil die Hände so sehr zittern. Die Freunde, die zur Stadt zurückgehen, schlagen mit den Stöcken in die Wiesen, ihr Übermut ist kaum zu halten. Wäre es nicht der Leute wegen, so würden sie singen. Am ungestümsten ist der, der mit unter Wasser war und noch kaum glauben kann, daß er wieder lebt. Sie leben! Was bedeutet aller Schreck gegen das schmetternde Gefühl zu leben, zu leben! Übergewalt zersprengt die Brust, nicht genug Luft kann in die gierig arbeitenden Lungen eingenommen werden, nicht genug sehen können die Augen, sie wenden sich den Wolken zu, den Kirchtürmen am Horizont, den nahen Bäumen, dem Gras, den Steinen auf dem Weg. Die Freunde waren daran, sich hinzuwerfen und diese Steine, die in der Sonne strahlen, zu küssen. Und das Gekräh der Hähne! Das Rollen der Karrenräder auf der Landstraße! Selige Leute! Nah ist das Gesicht des Todes gewesen, aber wie wird man doppelt leben, Luft trinken, den Schritt über die Erde setzen. Dem einen aber, der dem Tode am nächsten gewesen, verzerrt sich, als er in der Stadt von den Freunden Abschied nimmt und nach Hause geht, von neuem das Gesicht. Er befreit sich vom Lärm der Straßen, geht in eine leere Gasse, durch die er nie gegangen ist. In dieser Gasse, durch die auch sie nie gegangen ist, begegnet ihm seine Frau. Unruhe hat sie vom Haus getrieben, sie kam in diese Gasse, sie weiß nicht wie, jetzt steht sie, sieht nur das Gesicht des Mannes an. Wie ein Verbrecher, der nicht mit dem Freund starb, geht er neben ihr her, erzählt.

Am zweiten Tag kommt der Vater. Er hat den Verlust des Sohnes in der Zeitung gelesen, als er sie nach dem Mittagmahl im bequemen Sessel, die Zigarre im Mund, auseinanderfaltete. Die Post hat das ungefähr adressierte Telegramm nicht befördert. So gebeugt kommt der alte Mann daher, als trüge er den Toten auf dem Rücken. Aber seinem Gesicht ist nichts anzumerken, er hat viele sterben sehen, es ist nicht der erste Sohn, den er verliert, wie lange wird es dauern, daß er sich selbst auf diesen Weg macht? Stark macht er sich an die kleinen Sorgen des Alltags, zahlt die Rechnungen. Aber mit dem Mißtrauen des Greises, der viel betrogen ist. Er zahlt nur, was ihm bewiesen wird. Er hört wie ein Richter die Forderungen der Gläubiger an, vernimmt Zeugen, prüft mit halberhobenen Augen jedes Gesicht, zahlt oder verweigert, unerbittlich und durch keine Drohung zu schrecken. Das Leben ist teuer, er hat es nicht zu Reichtum gebracht, dieser Sohn war seine Stütze, nun heißt es, mehr noch als bisher das Geld in der Hand herumdrehen, ehe man es von sich gibt. Darum ist er zäh und wird immer zäher, je mehr Gläubiger kommen, so daß er wie die vollendete Figur eines Geizigen

wirkt. Leute, die diesen Mann noch nicht erkannt haben, neigen zu dem Glauben, daß nicht der Tod des Sohnes, sondern nur die Trennung von dem schönen Geld ihm in das Herz schneide. Da erscheint ein neuer großer Schmerz, ungeahnt plötzlich: es wird der schriftliche Wunsch des Toten gefunden, durch Feuer der Ewigkeit übergeben zu werden. Nun ist aber der Sarg für das Grab nicht nur bestellt, sondern (wie ein atemlos gehetzter Gang ergibt) auch schon gesägt, gehobelt, gehämmert, lackiert, beschlagen. Festlich prunkvoll, mit unheimlicher Gier wartend steht er da, teuer. Der Tischler könnte ihn zurücknehmen und für einen nächsten Todesfall aufsparen, er könnte sich mit einer geringen Entschädigung zufrieden geben. Aber, obwohl er mit Tod zu tun hat — und sollte man sagen, also auch mit Himmel — ist er ein sehr irdischer Mensch, er nützt die Lage aus, verlangt sein ganzes Geld, hofft dabei, den unnötig gewordenen Sarg obendrein noch behalten zu können. Der alte Vater beugt sich unter der Last der menschlichen Gemeinheit noch tiefer, als unter der Last des toten Sohnes. Immer noch hat er nicht ausgelernt auf dieser Welt. Sein Gesicht verzerrt sich nun erst zu einer Maske der Wehmut, sein Bart wird, sichtbar vor den Augen aller, weißer als er vorher war. Da er die zu Unrecht geforderte Summe zahlen muß, beschließt er, zugleich dem Sohn und der getöteten Gerechtigkeit ein Denkmal daraus zu schaffen. Schon am Mittag hat er sich die Stelle zeigen lassen, wo sein Sohn vom großen Wasser verschluckt wurde. Obgleich seit jener Stunde die unendliche Flut dahingeströmt und jenes Wasser, das die Kehle des Toten erstickte und seinen letzten Lebensatem in aufsteigenden Luftblasen empfing, längst im Ozean angekommen sein muß, sieht er unverwandt die Stelle an, bemüht, sein Auge von der ewigen Strömung nicht mitreißen zu lassen. Er steht eine halbe Stunde auf der Spitze der Steinbuhne, wie ein Denkmal der Verlassenheit, seine abgetretenen Schuhe sind zwischen die Spalten der Steine geklammert, als fürchte er trotz unbewegter Luft von einem Wind, dessen geheimes Weh er allein spürt, hinweggeblasen zu werden: von dem gleichen verräterischen Wind, der ihm schon mehr Söhne mit plötzlichem Anbraus von der Seite gerissen hat. Jetzt am Abend läßt er den Sarg, den er mit schwerem Seufzer bezahlen muß, auf die Buhne hinausfahren, er hat eine Axt mitbringen lassen, mit eigener Hand zerschlägt er den Sarg, weit fliegen die Splitter. Er sucht alles sorgfältig zusammen, nicht ein Span bleibt unbeachtet, jetzt schichtet er einen Berg auf, geduldig, prüfend, wie ein Kind, das aus Schwefelhölzern ein Haus errichtet und nach jedem Zusammensturz von neuem anfängt. Unterdessen sind die Sterne am Himmel erschienen, er sieht zu ihnen auf, und während der herbeigeeilte Tischler umsonst über das vergeudete schöne Holz jammert, zündet der Vater wortlos den Stoß an, ein Fanal des Sohnes und der Gerechtigkeit. Von beiden Ufern wird es gesehen, eineStunde hinauf und hinab, von einem Dutzend Dörfer, von den vorüberfahrenden Schiffen und mehr als das, von der Sternen. Unbewegt steht er, nimmt den runden steifen Hut vom Kopf, während der Wind, der von der Flamme ausgeht (oder ist es jener andere geheimnisvolle Wind?), die lange Strähne seines weißen Haares bewegt, und der Schreiner, angeleuchtet wie er, gegen ihn anwütet: eine seltsame Szene.

Dann ist der Tag des Begräbnisses da, das heißt der Tag, an dem der geliehene, zum Transport notwendige Metallsarg von der roten Ziegelkapelle zum Bahnhof gefahren wird. Der Vater steht bereit, im schwarzen Frack und halbrundem Hut, bereit steht der Freund, der mit dem Toten zuletzt zusammen war,

in der denkbar innigsten Umschlingung unter Wasser, bereit der Leichenbesorger, der sich eine Zigarre angesteckt hat, um die Luft zu reinigen. Auch Kutscher und Träger zünden sich Zigarren an, nehmen die Decke von den Pferden, zwei kräftigen Schimmeln, der Vater zahlt die Rechnung an den Bestatter, schwer ist seine Hand und zögert bei jedem Geldstück, als gebe er Tage seines Lebens fort. Dann plötzlich setzt sich der Wagen in Bewegung, man hört die Pferdehufe auf dem Kies, das Knirschen der breiten Räder, der Bestatter bleibt zurück, behaglich dem Wagen nachsehend, den er gut besorgt hat, hinter dem Wagen geht nur der Vater und der Freund. Durch den blühenden Park des Krankenhauses bewegt sich der Zug, von den Fenstern sehen Insassen und Schwestern hinab. Dann ist die Landstraße erreicht, in der Ferne, wohl eine Stunde Wegs, dicht vorm Wald liegt der Bahnhof, nur an der Telegraphenstange kenntlich und dem kleinen Turm mit der Uhr. Aber wir werden den Toten nicht allein den Weg machen lassen, allein mit den Männern auf dem Bock, die ihre Zigarren rauchen und unbekümmert von ihren Dingen sprechen. Wir bleiben, mit dem Gesicht vor der schwarzen Tür, dicht hinter dem Wagen, schreiten durch den Staub, der Schweiß beginnt uns unter dem Hutrand herauszurinnen. Aber, ob nun die Männer nicht wußten, daß wir noch hinter dem Wagen schritten, ob sie uns wegbringen wollten oder vor einer nutzlosen Mühe bewahren, ob sie sich einen Spaß erlaubten oder endlich vollkommen gleichgültig waren gegen alles, was ihre Pflicht überstieg: sie ließen die Pferde ausgreifen, die Hufe schlugen in ununterbrochener Folge, die Räder vor uns bekamen Leben, die Kotspuren an ihren Eisenreifen erschienen, kaum oben verschwunden, unten von neuem. Aber wir waren treu, wir ließen nicht nach, nicht ein Meter Zwischenraum entstand zwischen dem Wagen und uns. Als ob unsere Füße zu den Rädern gehörten und mit ihnen dem Befehl des Kutschers gehorchten, schritten sie aus, schnell, immer schneller, wir begannen zu laufen. Bis die Peitsche auf die Erde schlug und der alte Vater schwer keuchend und naß von Schweiß, Halt machen mußte. Ohne daß sich einer von den Kutschern umdrehte, entfernte sich der Wagen von uns, unbeachtet, verlassen standen wir da, zwischen den Bäumen der Landstraße. Der Vater nahm den Hut ab, winkte damit dem Sohn nach, stand, als ob sein Arm erstarrt sei, bis der Wagen hinter der Krümmung der Straße verschwand. Dann setzte er den Hut auf, wir wandten uns zurück, und soeben noch eine Leidensgestalt, die einem die Tränen in die Augen stieß, begann er sogleich von der hohen Rechnung der Leichenbestattung zu reden, ging die einzelnen Posten durch, zählte zusammen, abstrahierte, multiplizierte.

Im Hause des Sohnes saßen wir bei einem Glase Wein zusammen, der Vater neben der Freundin des Sohnes auf dem Sofa. Er war nicht von engen Anschauungen, er vertrug sich gut mit Christinchen, obwohl sie noch nicht die Frau des Sohnes geworden war und ohne Rechtsgültigkeit mit ihm zusammen lebte. Ja, es schien, als ob sich der Alte ein wenig an der zierlichen Blondheit des Mädchens entzünde. Er nutzte sein Vaterrecht aus, legte manchmal den Arm um die kindlichen Hüften, einmal mußte sie ihn küssen; er erschien verliebt, man hätte ihn nicht allein mit ihr lassen mögen, auch in diesem alten Körper forderte das Leben doppelt Recht nach dem Schreck des Todes.

Am vierten Tag fuhren wir mit Christinchen stromauf zu jener vieltürmigen Stadt, wo die Verbrennung stattfinden sollte. Der Vater war nicht bei uns. Er war gegen diese Sitte, aus Gründen der Religion, er nahm nicht teil daran.

Wir sahen aus den Fenstern des Zuges, indem wir nach rechts und links liefen, einmal auf den Strom mit seinen Schiffen, das andere Mal nach den Weinbergen, den Felsen, den zerfallenen Burgmauern. Es war Christinchens erste Reise. Ihr Gesicht war sehr bleich hinter dem schwarzen Schleier, ihr kleiner Körper, den man in der Mitte mit zwei Händen umspannen konnte, sah im Schwarz noch unirdischer aus. Wir, die Weitgereisten, sahen fast mehr als die Landschaft das Gesicht Christinchens an. Sie aber schien unter all dem Neuen ihre Trauer zu vergessen, sie war voll Verwunderung, die Nebenflüsse, Berge, Städte in Wirklichkeit zu finden, die sie bisher nur von der Landkarte kannte. Sie winkte manchmal mit dem Taschentuch, das noch feucht war von den Tränen der Morgenstunde, zu einem Schiff hin, oder zu einem Weinbauer, der mit seinem Gefährt vor der Straßenschranke hielt. Es war die Strecke, die die Hochzeitsreise hätte sein sollen. Wir wurden mit glücklich über das Kinderglück Christinchens, während ihr Gesicht durch seine Blässe (wohl weil alles Blut im Herzen zurückgehalten war) uns unsagbar ergriff. Manchmal stieg eine Art Besitzwahn in uns auf: jetzt, da der Freund aus unserer Mitte genommen war, gehörte sie ja in Wahrheit uns! Wir waren gemein, wir sahen ihre Gestalt mit anderen Augen an als bisher, prüfend, ja, schon verlangend. Wir wurden mißtrauisch aufeinander, eifersüchtig, wir warben schon um sie, wir kauften ihr an den Stationen Schokolade und Apfelsinen, nicht um sie zu erfreuen, sondern um einer den andern auszustechen. Wir erwogen schon die Aussichten der andern und die eigenen. Aber dann schämten wir uns, und Tränen traten uns in die Augen.

Ich blieb im Vorteil, denn ich durfte Christinchen, um sie nicht in der Einsamkeit des blauen Hauses zu lassen, zunächst zu mir aufnehmen. Es schien Güte, war es wohl auch zu einem Teil, aber es war noch mehr Sinnlichkeit darunter, schnell wachsend, ich klage mich heute noch darum an. Als hätte sie Schutzbedürfnis gespürt, brachte Christinchen das Kind einer Freundin mit, ein winziges, fremdartiges Wesen, in Mexiko geboren, noch kaum deutsch verstehend. Das Kind spürte am tiefsten das Unheil, es blieb feindselig gegen mich, das schlimmste Urteil, das über mich zu fällen war.

Aber es kam nicht zum Verbrechen. Ein Freund, den ich mitbrachte, acht Tage nach dem Unglück, und der Christinchen noch nicht kannte, wurde schnell vertraut mit ihr. Es war, als ob sie zu ihm flüchte, um sich vor mir und vielleicht vor sich selbst zu retten. Denn jedem durfte sie gehören, nur nicht den Freunden ihres Freundes, am wenigsten dem, der es nicht vermocht hatte, ihn zu retten. Ich, zum Verbrechen bereit, war nun doppelt schnell bei der Hand, sie anzuklagen. Als ich sie im Arm des Freundes fand, im Dunkel des Zimmers, öffnete ich den Mund zu einem maßlos heftigen Wort. Aber rechtzeitig wandte ich mich noch um, schloß die Tür leise hinter mir, ehe ich gesehen war.

Wollt ihr anklagen? Nur das Leben ist Trost. Nie ist die Versuchung näher als im Übermaß des Schmerzes, niemand bedarf mehr der Aufrichtung als der ganz Niedergedrückte. Mich klagt an und die übrigen Freunde, von denen keiner besser war als die andern. Aber ich spreche frei die, die im Arm eines andern Erinnerung suchte an den einen, der ihr genommen war. Auf dem Bilde des großen Mantegna, dem „Tod des Helden“ geweiht, vereinen sich am Fuß des Bettes zwei nackte Liebende, während oben der Held den letzten Seufzer tut. So ist es. Nicht der Tod, das Leben ist der Herr.

Wilhelm Schmidtbonn

Zum 6. Februar 1926

Von

Oskar Walzel

Die ersten fünf Jahrzehnte von Schmidtbonns Leben haben ihm den Erfolg nicht gebracht, der seinem Wollen und seiner Leistung entspräche. Ich möchte nicht gegen eine bestehende Meinung Sturm laufen. Nichts liegt mir ferner als mehr oder minder willkürliche Umwertungen. Und gar nicht geize ich danach, irgendwem ein günstigeres Urteil über einen Künstler aufzudrängen oder diesem Künstler im Widerspruch zu andern die Palme zu reichen. Wenn etwa Carl Sternheim mir das zumutet, so kann ich ihm zu meinem Bedauern nicht zustimmen. Diesmal vollends schließe ich mich nur den Worten einsichtiger Freunde an, die gleich mir überzeugt sind, Schmidtbonn habe die ihm gebührende Stellung noch nicht vor der Öffentlichkeit gewonnen.

Dreierlei hat ihm im Wege gestanden und steht ihm noch im Wege. Er geht nicht darauf aus, eine einmal erreichte Gestaltungsart in immer neuer Abwandlung weiterzuführen, also seinen Lesern das Behagen zu gewähren, das die Wiederkehr des Vertrauten und Liebgewordenen zu schenken pflegt. Man muß bei Schmidtbonn stets auf Überraschungen gefaßt sein. Ein Stammpublikum ist auf solche Weise kaum zu gewinnen. Vielmehr dürfte die große Mehrzahl in einem neuen Werk Schmidtbonns gerade das vermissen, was an einem ältern ihr liebgeworden war. Zweitens wählt Schmidtbonn seit langem gerne Stoffe, die dem Gefühl vieler gar nicht entgegenkommen. Er scheut nicht den Einwand: Wie kann man so etwas zum Gegenstand einer Dichtung machen? Kurze Inhaltsangaben seiner Werke mögen eher abschrecken. Wenn sein Drama „Die Stadt der Besessenen“ den Wollusttaumel auf die Bühne bringt, der sich zur Zeit der Wiedertäufer in Münster einbürgerte, denkt mancher an Hamerlings „König von Sion“ und verbittet sich, mit diesem Stoff nochmals behelligt zu werden. Drittens aber hat Schmidtbonn sich fast niemals einer herrschenden Zeitrichtung angeschlossen, daher auch fast nie den Zügen, die an seinen Werken den oder jenen befremden, die Rechtfertigung ermöglicht, die der Hinweis auf den gemeinsamen Brauch einer größeren Gruppe gleichzeitiger Künstler gewährt. Die Programmsätze irgendeines „Ismus“ sind auf Schmidtbonn kaum anzuwenden. Sein Verteidiger darf sich auf sie so gut wie gar nicht berufen.

Schmidtbonns Werk ist vielgestaltig. Unter den etwa zwei Dutzend seiner Bücher sind kaum zwei anzutreffen, die wie mehr oder minder verwandte, nach Stoff und Gestaltung gleichmäßig gedachte Leistungen wirken. Nicht einmal in seinen Anfängen, als er 1903 und 1904 die beiden Novellensammlungen „Uferleute“ und „Raben“ aus seiner Umwelt am Rhein brachte, hat er sich wiederholt. Greifbar sind die Unterschiede

der beiden Werke, deutlich der Fortschritt, die Vertiefung, das Reifen auf dem Weg vom ersten und zweiten. Als das erste erschien, wollte man Verwandtschaft mit Clara Viebig verspüren (ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt). Beim zweiten dürfte der Name der Viebig kaum noch genannt worden sein. Wer wagte vollends jetzt die Namen beider zusammen zu nennen? Die Utopie „Der Verzauberte" von 1924 steht meilenfern von dem Schaffen der Viebig. Und was liegt alles zwischen den beiden Novellensammlungen von Schmidtbonns Frühzeit und dem „Verzauberten". Vor allem die großen Dramen. Und unter ihnen Schmidtbonns stärkster Erfolg: „Der Graf von Gleichen" von 1908, eines der wenigen Werke Schmidtbonns, die eine höhere Auflagenziffer erreicht haben. Ein nachhaltiger Bühnenerfolg war es zugleich.

„Der Graf von Gleichen" ist zunächst eins der vielen, zumal in neuerer Zeit zahlreichen Stücke, die einer Legende entgegentreten und zeigen wollen, wie es eigentlich gewesen ist. Schillers „Jungfrau von Orleans" war noch ein kraftvoller Einspruch gegen solches Verfahren. Dem geschichtlich gestimmten, mit den Mitteln der Geschichtskritik prüfenden und entlarvenden 19. Jahrhundert wurde die zweifelsfrohe Widerlegung einer Legende immer lieber. Konnte doch zugleich ein anderes Lieblingshandwerk dieses Jahrhunderts sich dabei betätigen: das Aufspüren der geheimsten Seelenregungen. Hebbels „Judith" zeigt dies Verfahren schon in vollster Blüte, zugleich in seinem unüberbrückbaren Gegensatz zu Schillers bewußt unpsychologischer Dramatik. Daß heute, während inzwischen dem Seelendrama längst wieder der Krieg angesagt worden und das Todesurteil gesprochen ist, Zerstörung der Legende und Darstellung des Vorganges im Sinne der geschichtlich prüfenden Skepsis noch immer stark anlockt, erhärtet der große Erfolg von Bernhard Shaws „Heiliger Johanna".

Einem bürgerlich gestimmten Zeitalter taugt die Legende nicht, wenn anders bürgerlicher Stimmung die Scheu vor allem Schwungvollen, vor jeder Regung eigen ist, die den Eindruck des Überspannten wecken kann; wenn anders es bürgerlich heißen darf, daß man sich aufs Diesseits einengt und den Blick in eine höhere Welt meidet. Vor dem Zweifler, der nur glaubt, was seine Sinne ihm zeigen, schrumpft das hohe Pathos legendenhafter Stimmung zu nichts zusammen. An Shaws „Johanna" ist es bewundernswert, wie trotz aller Skepsis, trotz aller Verdiesseitigung etwas Großes und Überlegenes in der Titelheldin bestehen bleibt. Allein auch das mag man bewundern, daß dies Große und Überlegene lediglich aus dem Diesseitig-Menschlichen geholt wird. Noch im Epilog.

Die Legende vom Grafen von Gleichen und von dessen Doppelehe ist oft in dramatische Form gebracht worden. Und schon vor Schmidtbonn hat sich nicht jeder mit der Tatsache abgefunden, daß der heimgekehrte Kreuzritter fortan sein Leben nicht nur mit einer, nein, mit zwei Frauen teilen werde. Der junge Goethe konnte in „Stella" sich noch auf die alte Legende berufen. Er fühlte in sich genug Schwung, um unter ungewöhnlichen Verhältnissen das Außerordentliche zu gestatten, es für möglich und durchführbar zu halten. Dem 19. Jahrhundert wurde solcher Glaube fremder und fremder. Schon zu Beginn des Jahrhunderts gab Goethe seiner „Stella" einen andern Ausgang, einen tragischen, einen, der nicht länger die alte Lösung des Konflikts zugab. Je bürgerlicher das Jahrhundert wurde, desto unglaubhafter erschien die Legende. Zuletzt konnte sie nur noch zu komischer Wirkung taugen.

Schmidtbonn stellte sich von vornherein auf die Seite des neuen Lebensgefühls. Es sagte ihm, daß keine echte Frau unserer Tage wie die Gräfin der alten Legende die andere neben sich dulden, ihr gleiche oder vielmehr — wie es kommen mußte — höhere Rechte zugestehen würde. Natürlich hieß es aus einer Legende ein Familiendrama machen, wenn das mähliche Erwachen und das jähe Wachsen der Eifersucht auf der Bühne gezeigt werden sollte. Schmidtbonn tat Ungemeines, um diesen Familienvorgang nicht ins Alltägliche geraten zu lassen. Die Persönlichkeit seiner Gräfin hat die großen Ausmaße, die hier allein tragische Wucht verbürgen. Diese Gräfin begnügt sich nicht mit

Klage und Anklage. Sie schreitet, wohl mehr getrieben als in vollem Bewußtsein, zur Tat weiter. Sie mordet die andere. Sie tut es im Wahn, durch die Untat den Gatten ganz für sich zu gewinnen. Groß genug, ihm die Wahrheit zu gestehen, muß sie erkennen, daß sie den Gatten nun erst ganz verloren hat. Doch trotz allem erklärt sie: „Hätt' ich noch einmal dies zu tun — ich tät's noch einmal." Was sonst der Familiendramatik leicht die rechte Kraft nimmt, ist hier von Künstlerhand beseitigt. Hier waltet Tragik mit ungebrochener Kraft.

Künstlerhand tut hier noch anderes, um dem Drama rechte Höhe zu wahren. Auch die Fülle deutsch-mittelalterlicher Stimmung, die über das Stück ausgegossen ist, wirkt mit. Schwerer ins Gewicht fällt, daß Schmidtbonn das Lockere und im strengsten Sinn des Wortes Undramatische des Seelendramas kraftvoll ausschaltet. Er hat einen Ablauf von Seelenvorgängen vorzuführen. Aber er hält nicht gleich der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen die Abzeichnung solchen Ablaufs schlechthin für Erfüllung der Ansprüche einer Tragödie. Schon als sein „Graf von Gleichen" zum erstenmal auf der Bühne erschien, verspürte man die Grenze, die dieses Stück von den Dramen seines Zeitalters trennt. Sie trieben meist bloß Seelenanalyse und wollten nur ungewöhnliche innere Vorgänge begreiflich machen. Sie übersahen gern, was guten Kennern tragischen Gestaltens immer für das Wichtigste gegolten hatte: die Notwendigkeit einer folgerichtig durchgeführten Fabel, einer Handlung, deren Teile wie Ursache und Wirkung in ein unabänderliches, wechselseitiges Verhältnis gebracht sind und daher dem Ganzen den Eindruck des Unvermeidlichen, also eines unüberwindlichen Schicksals leihen. Was Aristoteles, was Lessing, was der reife Schiller, was endlich kurz vor Schmidtbonns erstem Auftreten die Neuklassiker vom Schlage Paul Ernsts oder Wilhelm von Scholz' forderten: Schmidtbonn leistete es im „Grafen von Gleichen". In schlankem Bau ordnen sich die drei Aufzüge zu einem Nacheinander von dringlicher Notwendigkeit: Zuerst nimmt die Gräfin willig eine Last auf sich, die sie leicht abschütteln zu können meint; dann wird ihr das Unerträgliche der Last fühlbar; endlich wagt sie das Äußerste, der Last ledig zu werden, es glückt, aber es vernichtet ihr eigenes Dasein. Wie Thesis, Antithesis und Synthesis ist das klar geordnet. Dem schlichten Adel der Formung entspricht die Verssprache des Dramas. Sie wahrt kunstvolle Höhe und vermag doch das Menschliche unverkümmert auszudrücken.

Den dreiteiligen Bau und mit ihm den Wunsch, eine Handlung von unerläßlicher Folgerichtigkeit zu bieten, teilt das nächste Stück Schmidtbonns mit dem „Grafen von Gleichen": „Der Zorn des Achilles" von 1909. Kühner noch war das Unterfangen, Vorgänge aus homerischer Welt zu bringen, wie sie wirklich gewesen sein mögen, als hinter einer Legende des deutschen Mittelalters deren wahres Gesicht zu ergründen. Fern lag es dem Dichter, bis zu voller Zerstörung vorzuschreiten und mit Shakespeare bloß Ironie walten zu lassen. Doch vielleicht war es nur noch gefährlicher, daß Schmidtbonn den Wortlaut der „Ilias" zuweilen fast unverändert übernahm. Um so fühlbarer machte sich der Gegensatz zwischen alter und neuer Gestaltung. Es ehrt den Dramatiker Schmidtbonn, daß er dem Nacheinander der Vorgänge vom Streit der Fürsten bis zu Achills Tod eine Notwendigkeit geben wollte, die auch unserer entgötterten Welt einleuchtet. Dem Seelenkenner offenbarte sich, daß in Wirklichkeit noch ganz andere Gründe mitgespielt haben müßten, als Homers Epos erkennen läßt, und daß, was Homer berichtet, in den Trägern des Vorgangs Gefühle und Strebungen erwirkt habe, die bei Homer keine Abspiegelung finden. Freilich blieb auch in diesem Fall nur die eine Möglichkeit, den Menschen, die um Troja kämpften, das Lebensgefühl des beginnenden 20. Jahrhunderts einzuflößen. Heute merkt man noch besser als vor anderthalb Jahrzehnten, um wieviel kleiner diese Menschen dadurch werden, wie auch Achill, mag er immer als Übermensch die anderen überragen, unter den führenden Helden der „Ilias" herabsinkt. Dieser Achilles ist — das sagt schon das Personenverzeichnis — breit, eckig,

und unschön von Gesicht, riesenhaft von Leib. Ajax hingegen ist großzügig gedacht, edel geschnitten von Gesicht; „er sieht so aus, wie man sich Achilles vorzustellen pflegt", heißt es. Viel wagt, wer an Stelle altgewohnter Überlieferung so viel Entgegengesetztes bringt.

Hier wie in der Dramatisierung der Geschichte vom verlorenen Sohn — sie bleibt der alten Vorlage getreuer — bringt die Versform immer noch die Verklärung, die besteht, wo etwas kunstvoll in die Ferne gerückt wird. Das Drama aus der Gegenwart „Hilfe! Ein Kind ist vom Himmel gefallen" von 1910 und „Die Stadt der Besessenen" von 1915 bleiben bei ungebundener Rede stehen. Weder die Geschichte von dem reichen Mädchen, das von einem Einbrecher vergewaltigt wird, ihn aber, ihrem Vater zum Trotz, zu ihrem Gatten und dadurch zu einem besseren Menschen macht, noch der Versuch, die Hybris losgelassener Sinnlichkeit, rückhaltloser Durchführung eines Dritten Reichs, wie es etwa Wedekind geträumt hat, in der Geschichte Jans von Leiden aufzuzeigen, gewinnt die innere Notwendigkeit und Geschlossenheit des „Grafen von Gleichen". Anderes kündigt sich an. Schmidtbonn wird mehr und mehr zu einem Ankläger und zu einem sittlichen Forderer. Was in seinen ersten Geschichten sich leise anmeldet, was in dem Roman „Der Heilsbringer" von 1906 schon deutlicher zu bemerken ist, setzt sich durch: Das Bewußtsein, daß es Pflicht des Menschen ist, das viele Leid, das in den untern Schichten der Gesellschaft besteht, und über das die Mehrzahl gerne wegsieht, nach Kräften zu beheben. Schon im „Heilsbringer" kämpft Schmidtbonn gegen die Träger und Schützer der bestehenden Gesellschaftsordnung, die das eigentliche Evangelium Christi nicht verstehen wollen, für die das Wort nicht gesprochen ist, daß die Menschen durch Liebe einander helfen und das Leben erträglich machen sollen. Etwas von Christi „Venio iterum crucifigi" klingt nach im „Heilsbringer". Und abermals ertönt es, wo es gilt, das Große und Echte in dem Wirken Jans von Leiden zu zeigen. Mehr und mehr entpuppt sich, daß Schmidtbonn an dieser Welt leidet, daß er eine bessere herbeiführen möchte, daß er gegen die ficht, die solchem Streben entgegenarbeiten, und für die, denen solches Streben Heil bringen soll.

Schmidtbonn ist ein Sohn Bonns, ist ein Sohn des Rheinlands, aus der Gegend, in der die Lebenslust des Rheinländers am ungebrochensten sich auswirkt. „In keiner Stadt hört man so viel lachen und singen aus den offenen Fenstern." So urteilt er selbst. Er weiß auch von den Fremden, die, wenn sie von Bonn scheiden, für immer krank sind an Sehnsucht nach dem Paradies, das sie zurückgelassen haben. (Noch heute spürt man trotz allem viel von solcher Lebensfreude in Bonn.) Doch gerade die eine Erzählung aus den „Uferleuten", in der von Bonn das gemeldet wird, „Die geküßte Frau", zeigt, daß sogar in Bonn ein Überlustiger übel mit dem festen sittlichen Willen eines Schwergekränkten zusammenprallen kann. Stärker noch meldet sich in den „Raben" eine schwermütige Weltschau. Warum schreien die Raben, dies Symbol der zweiten Novellensammlung Schmidtbonns? Aus Sehnsucht nach dem Sonntagsland, aus dem sie ausgestoßen sind, nach dem Land der Glücklichen. Solche Sehnsucht bricht, je weiter Schmidtbonn vorwärts schreitet, immer stärker bei ihm durch; und immer deutlicher wird ihm, daß dies Sonntagsland, das er einst in seiner engsten Heimat zu erblicken glaubte, nicht von dieser Erde ist. Das Drama „Die Fahrt nach Orplid" von 1922 nimmt das Wort Mörikes auf von dem Land, das ferne leuchtet. Aber ausdrücklich heißt es bei Schmidtbonn: „Orplid ist nicht mehr Orplid, sowie man den Fuß daraufsetzt." Der Ausgang des Stückes bewahrheitet den Satz. Viel früher gibt einer in der Erzählung „Zwei, die sich begegnen" (in den „Raben") ein Mädchen, das im Rhein den Tod gesucht und das er aus dem Flusse gezogen hat, dem Fluß zurück, ehe die Wiederbelebungsversuche geglückt sind. „Kann sie noch glücklich werden, wenn sie wieder lebt?" Das ist's, was ihn hindert, ihr die Ruhe zu rauben, die ihr Ziel gewesen sein mochte, als sie freiwillig in den Tod ging. Im selben Jahre, 1904, in dem rheinischen Kleinstadtdrama „Die goldene

Tür", lockt ein anderer das Mädchen, das er liebt, in einen lecken Kahn und läßt sie im Rhein versinken, weil er hindern möchte, daß ihre Sehnsucht nach dem Sonntagsland sie ins Verderben ziehe.

Stärker und stärker fühlte sich Schmidtbonns Weltleid durch die Vorgänge des Weltkriegs bestätigt. Zwei seiner Bücher beschäftigen sich unmittelbar mit dem Krieg: „Menschen und Städte im Kriege" von 1915 und „Krieg in Serbien" von 1916. Das herbe und tiefernste Schauspiel „Der Geschlagene" von 1919 sucht dann die wunde Seele eines Unglücklichen langsam zu heilen, der im Feld das Augenlicht verloren hat. Und so fühlte Schmidtbonn sich hingedrängt zu den feierlichen Gebärden des religiösen Dramas, das kurz vorher durch Paul Claudel zu neuem Leben aufgerufen worden war. Das Jahr 1919 brachte die Umdichtung des Mysterienspiels der Brüder Arnoul und Simon Gréban vom Jahre 1452. Der Urtext umfaßt in mehr als dreißigtausend Versen das ganze Leben Christi. Für die Pariser Confrères war das Werk geschaffen worden. Schmidtbonn schält in der „Passion" sieben Bilder heraus. Auf dem Wege zu solch religiöser Dramatik war er schon gewesen, als er 1912 den „Verlorenen Sohn" seinem Erstling „Mutter Landstraße" von 1901 entgegenstellte, der denselben Stoff in neuzeitlich-realistische Gestalt gebracht hatte.

Aber dichtet Schmidtbonn nicht immer wieder von denen, die es hinaustreibt aus der Heimat? Und ist nicht einer von diesen, der „Heilsbringer", ihm zu einer zeitgenössischen Jesusgestalt geworden? Klang nicht Verwandtes in der „Stadt der Besessenen" an?

Ricarda Huch nimmt jetzt eben das Motiv des menschenbeglückenden Weltenwanderers auf, der den Menschen wie ein wiedererstandener Christus erscheint. Sie wandert mit ihm in die Zukunft. Zukunftsromane werden uns heute von vielen geboten. Auch Schmidtbonn wagt in seinem „Verzauberten" bis ans Ende der Menschheit vorzuschreiten, ganz wie Döblin in „Berge, Meere und Giganten". Eine phantastische Vision. In ihr erreicht ein künstlerisches Bedürfnis Schmidtbonns seine Höhe, das in altorientalischer Form die Märchenkomödie „Maruf, der tolle Lügner" von 1925 schaffen konnte, in der Legendensammlung „Der Wunderbaum" von 1913 längst reizvoll lockend zu phantasievollem Gaukeln sich gesteigert hatte. Zugleich verrät der „Wunderbaum" noch einen entscheidenden Zug von Schmidtbonns Wesen. Dieser Rheinländer, dieser Sohn Bonns nimmt zwar mitten unter Lebensfreudigen das Leben ernst. Allein auch in ihm glüht etwas von der ungebrochenen Sinnlichkeit der Umwelt seiner Jugend. Mag die „Stadt der Besessenen" solchem Sinnentaumel erliegen, Schmidtbonn hätte Jan von Leiden weder in diesem Drama noch im „Wunderbaum" zum Träger einer grenzenlosen erotischen Sehnsucht gemacht, wenn ihm solche Seelenart nicht viel bedeutete. Auch der „Verzauberte" hat verwandtes Lebensgefühl. Ein faustisch die Welt durchrennender Sehnsuchtsmensch, opfert er selbstisch andere, um dem Glück nachjagen zu können, das ihm sein Talisman bietet. Er darf wünschen, was sein Herz verlangt. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft tut sich vor seinen Augen auf. Wenn indes auf Erden ihm nichts mehr zu schauen bleibt, ist er endlich so weit, demütig in unaussprechlicher Erwartung das eine zu begehren: „Gott sehen!" Wie ein Blitz schlägt ein gewaltiger Schein auf ihn nieder, und er erblindet. Symbolisch drängt Schmidtbonn in diese seine stärkste Leistung zusammen, was ihm an Kraft sittlichen Aufrufs auf seinem Dichterweg erstanden ist. Ein Spiegel ist es, vorgehalten den Menschen, in einem Augenblick schwerer Entscheidungen. Schmidtbonn, der einsame Wanderer, reicht hier den Besten seiner Dichtergenossen von heute die Hand, gleich ihnen bestrebt, die Gegenwart von ihrem Leid zu erlösen.

Der Geigenmacher

Eine Geschichte

Von

Hermann Stehr

(Schluß)

VI.

Wir wissen nicht, wohin uns der Schlaf führt. Auch wenn wir uns des Traumes der Nacht am Morgen noch genau zu erinnern vermögen, dennoch bleibt dem Menschen die Gegend seines unendlichen Innern verborgen, durch die er in der Maskerade des Traumes geführt worden ist. Und obwohl ihn das Erwachen scheinbar als derselbe in dasselbe stellt, so findet er sich auf geheimnisvolle Weise verwandelt, sein Dasein neu, die Welt noch nie gesehen. Langsam, unmerklich dringt dann wohl das Echo des verklungenen Tages in die neue Zeit und durch die jungen Stunden ergreift uns tiefer der Sinn des alten Lebens.

Mit dem ersten Morgenschein war das Schönlein geräuschlos von ihrem Lager geglitten und fand sich wie verwunschen in dem unendlichen Wald. Es war ihr, als sei sie von einem Sturm hierher getrieben worden. Auch nachdem sie draußen am Bach sich Gesicht und Hände erfrischt hatte, wich diese Traumbenommenheit nicht ganz von ihr. Sie saß an dem kleinen Wasser, strählte und flocht sich ihre ungebärdigen weißblonden Haare und litt und war zugleich wunschlos in einem Gefühl, das aus Bedrücktheit und schrankenloser Seligkeit gemischt war. In der Ferne klangen Menschenstimmen auf. Deswegen und um sich klar zu werden, schlüpfte sie in die Hütte zurück und begann, der Unordnung des Junggesellenheims zuleibe zu gehen, und als sich droben der Geigenmacher rührte und an der Luke zu zerren begann, flüchtete sie in das Küchlein, um auch dort zu schaffen, und zog die Tür gut hinter sich zu.

„Guten Morgen, liebes Schönlein!" rief der Geigenmacher bald darauf aus der Stube nebenan.

„Guten Morgen," antwortete sie mit einer zierlichen Gespitztheit im Ton.

„Was machst Du denn da drinnen?" fragte er.

„Aufwaschen."

„Aha, kenn ich! Du zerschlägst vollends mein ganzes Geschirr."

„Abwarten."

„Jawohl und dann Scherben kehren. Na, sieh zu, ich bin gleich fertig."

Und beide lachten sich durch die Tür zu.

Als sie mit dem Frühstücksgeschirr in die Stube trat, stand der Geigenmacher in sonntäglichem Anzug wie zur Feier eines Festes vor dem kleinen Wandspiegel und band sich die Krawatte. Sie erblicken und mit ausgebreiteten Armen auf sie losgehen, war eins. Aber das Schönlein brachte das improvisierte Tablett mit dem Geschirr geschickt zwischen sich und den Angreifer und erblaßte, daß ihre kurze Oberlippe bebte und ihre blauen Augen vor Unmut richtig grüne Funken stoben. So wich sie drohend einen um den anderen Schritt zurück, und wenn der Geigenmacher sie noch ein Augenzwinkern länger bedrängt hätte, so wäre das Geschirr zwischen beiden zu Boden geschmettert worden und sie mit einem Sprung auf Nimmerwiedersehen im Walde verschwunden gewesen. Diese Gefahr erkannte der verliebte Mann denn auch. Jäh wie ein Blitz zerriß die köstliche Trunkenheit, die von des Schönleins Traumlied in seinem Herzen wie der Duft edelsten Weines zurückgeblieben war. Er erinnerte sich des gegebenen Versprechens, dem Mädchen in der Not ein Retter zu sein, nahm aufseufzend am Tisch Platz, kriegte eine Schnitte Brot zwischen die Finger, zerkrümelte sie wütend und sagte so lange zornig in sich hinein: „Du Racker, Du Racker", bis er unbändig auflachen mußte. Denn je wilder er den Schimpfnamen in sich aufblies, um so zauberhafter leuchtete er in seinem Herzen, und als er ihn endlich dem Schönlein ins Gesicht schleuderte, war er eine richtige Liebeserklärung geworden. Das Schönlein aber fing ihn auf, wie eine geschickte Spielerin den Ball zurückgibt. Über ihre Augen huschte ein glückzitternder Schleier und ihre Oberlippe krauste sich in einem kaum merklichen Lächeln. Dies schwankend gewordene Liebesbrücklein war der Zugang zu dem Gespräch über des Schönleins Reise zu ihrer Mutter. Aber je ernster und gründlicher das Mädchen dieser Frage zuleibe ging, in desto größere Verwickelungen wußte der Geigenmacher die ganze Angelegenheit zu bringen, und er spielte seine erklügelten Spitzfindigkeiten so ernst zusammen, daß es dem Schönlein wirklich vorkam, als laure der halbe Kreis vor dem Walde draußen, um die Davongelaufene wieder einzufangen. Das Mädchen wagte denn auch den ganzen Vormittag nicht, die Hütte zu verlassen, um nicht von einem Mißwollenden gesehen zu werden und so den bäuerlichen Liebesnarren auf ihre Spur zu lenken.

Erst nach dem hohen Mittag, als der Wald mit jeder Nadel eingenickt war und jeder Vogellaut darin schlief, wagten sich die beiden auf einige Zeit hinaus an eine ganz verborgene, heimlich-schöne Stelle, wo der kleine Bach in einem regenreichen Jahr sich eine Art kleinen Teiches ausgeweitet hatte und seine klaren Wasser nun geruhig, daß man es kaum wahrnehmen konnte, um ein paar große, grünüberwachsene Felswacken kreisen ließ, ehe er weiter drunten sich wieder zwischen Steinen auf seine unaufschiebbare Reise zwängte. Dort saßen sie in dem haardünnen Waldgrase unter den überhängenden Ästen einer Fichte nieder, erwogen weiter die Abreise des Schönleins, verloren in der Mittagsstille dann und wann den Faden und träumten in das lautlos kreisende, gründurchleuchtete klare Wasser nieder. Dabei geschah es denn, daß eines das andere verstohlen betrachtete, und als sie sich einigemal dabei ertappt hatten, leugnete das Schönlein entrüstet ihre Schuld und setzte es durch, wer wieder bei diesem Sehstehlen erwischt würde, dessen Bild im Wasser dürfe der andere mit einem Stein zerschmeißen. Das gab, denn bald ein Schreien, Auflachen und Wasserspritzen, daß der Wald widerhallte,

bis das Schönlein sich der Leute erinnerte, die draußen vor dem Walde auf sie lauerten. Da saß es ganz still und sprach wieder leise und ernst darüber, wie ihre Reise bewerkstelligt werden sollte. Sie ließ sich von dem weltkundigen Geigenmacher wohl gern belehren, wehrte sich aber heftig gegen seine Ansicht, daß vor drei, vier Tagen nicht an ihren Aufbruch zu denken sei, und um zu erkunden, ob sie schon morgen oder erst später abreisen werde, nahmen sie die Zuflucht zu dem Bach. Der war nicht Partei und sollte ihren Streit entscheiden. Das Schönlein warf einen kleinen Fichtenzweig oben in die lebhafte Einflußströmung des Baches. Wenn der glücklich um die Felsbrocken herumgeführt und zwischen den Steinen von den Wellen aus dem Teich hinausgerissen würde, dann sei es bestimmt, daß sie morgen früh die Reise antreten müsse. Aber der Zweig blieb an einem Felswacken hängen und kam nicht los, solange sie auch wartete, und als ein Blatt und gar ein Grasfaden sich ebenso benahmen, verlor das Schönlein die Geduld, zerwarf mit einem Stein dem Bach seinen dummen Spiegel, sprang ärgerlich auf und lief in die Hütte.

Im tiefen Abend, als das letzte Radknarren und Fuhrmannsgeruf aus dem Walde verschwunden waren und die Bäume in dem Atem der nahenden Nacht blau zu werden begannen, suchten der Geigenmacher und das Schönlein die breite Straße auf, die über das Gebirge führte, und gingen Hand in Hand wie zwei gute Freunde darauf hin und her. Die hohen Baummauern zu beiden Seiten des Weges rührten sich nicht in der stehend warmen Luft und schienen immer höher zu werden, immer tiefer in den Himmel hinaufzuwachsen, je dunkler es wurde. Und endlich war die riesengroße, unendliche Nacht da und fing mit dem bunten Lichterspiel der Sterne über dem Weltallsabgrund an. Die dünne Silbersichel des beginnenden Mondes aber schwamm ruhig durch den flackernden Funkenreigen des Himmels.

Die beiden fanden vor dieser lautlosen Musik der Ewigkeit, in der das Menschenherz verstummen muß und nur die Seele noch mitzusingen vermag, immer spärlicher mit Worten zueinander und kehrten schweigend, wie hoch durch die Luft, in die Hütte zurück. Das Lied des Schönleins aber klang an diesem Abend freier und voller aus ihrem jungen Herzen, so daß die Abwehr der kühlen Heiligkeit in ihm die Süße der Melodie nur noch steigerte. Der Geigenmacher wurde in seinem Heuhimmel von dem Gesange leidenschaftlich aufgerissen. Aber im Griff nach der halbzugedrückten Luke erlahmte seine Hand. Wie einen Talisman gegen sein Herz gebrauchte er den Namen, den er dem Mädchen gegeben hatte. „Schönlein, Schönlein . . .“, flüsterte er beschwörend und griff mit seinen Händen krampfhaft in das Heu, um der Trunkenheit durch die Liebe nicht zu erliegen.

VII.

Über Nacht, während sie schliefen, kippte die tückische Mondsichel um und es ging ein Regen nieder, als wolle er die Erde ersäufen. Die Traufen der Hütte plätscherten ohne Aufhören, der Wald rauschte von den fallenden Tropfen, die Bäume bebten vor Nässe. Doch trotzdem sie das Wasser in Nebeln wieder ausschwitzten, daß der ganze Wald von kaltem Rauch erfüllt war, es half ihnen nichts. Der Regen lief und lief, so daß die Bäume endlich jede Gegenwehr aufgaben und zuletzt sogar das Wasser achtlos an ihren Stämmen herunterrieseln ließen. Der

kleine Bach rumpelte und polterte; denn er wußte sich keinen Rat, wie er das viele Wasser in seinem engen Bett unterbringen und davonführen sollte.

Das Schönlein und der Geigenmacher waren vergnügt, wie sonst nur Kinder beim Regen sein können, plauderten heiter miteinander, weniger um Bedeutendes, Gewichtiges zu reden, als eines das andere sprechen zu hören, also nicht deswegen, die Gedanken, sondern die Herzen miteinander zu tauschen und brachen oft mitten im Hin- und Wiederspinnen des Gesprächs in Gelächter aus, weil sie sich dabei ertappten, daß sie wegen des Regengetöses so laut aufeinander einsprachen, als seien sie beide horntaub geworden. Dann horchten sie wohl auf die Musik, die sich dieser unglückliche Tag mit seinem schlechten Wetter selbst machte, offenbar nur, um nicht ganz an seinem Dasein zu verzweifeln und vollkommen zugrunde zu gehen. Das war ein Quirlen und Quengelieren in den Traufen, ein Schmatzen und Zetschen an den Scheiben, ein Pfauchen und Stöhnen in der kurzen Esse, ein Gurgeln und Rollen vom Bache her, und wenn die Bäume aus ihrer dumpfen Lethargie auffuhren und unwillig die Regenlast abschüttelten, prasselten die Tropfen wie Handwürfe feinen Sandes klirrend gegen die Fenster. Darauf aber mauerte es immer wieder die kleine Schutzhütte von allen Seiten in so dichte Nebel ein, daß die beiden sich wie Gefangene vorkamen, denen kein Entrinnen möglich ist. Die vieltausendfältige Musik schien auf einmal verstummt und nur ein leises, tiefes, monotones Brummen war zu hören, als fummele jemand mit rauhen Fingern auf einem großen Paukenfell. Und hatte sich so das riesige Regentier eine Weile zu dösendem Schlaf in sich selbst zusammengeringelt, erwachte es schreckhaft jäh, riß seine Augen auf, daß die Nebel von der Hütte plötzlich wie weggeblasen waren, und stierte mit urweltstiefen, waldesdunkeln Blicken die beiden jungen Menschen in dem Stübchen an, daß sie verwundert und ein wenig fassungslos einander ansahen, als habe sich eben Unbegreifliches mit ihnen ereignet. Auf diese Weise spielten der Regen und die jungen Leutchen eine lange Zeit miteinander, bis jedes von ihnen immer tiefer in sein eigentliches, heimliches Wesen versank: das Wetter in ein verdrossen eintöniges Regengeplärr, das Schönlein in ein verloren-süchtiges Bangen, daß sie unruhig in allen Winkeln stöberte, als sei ihr etwas abhanden gekommen, und den Geigenmacher führte es auf den Stuhl an seine Werkbank und schraubte ihn dort fest. Erst musterte er die Gerätschaften seiner Kunst mit den verwunderten, forschenden Augen eines Gelehrten, welcher sich einer unbekannten Art von Gewächsen gegenüber sieht, deren Wesen und geheimes Wirken ihn auf rätselhafte Weise fesselt, dann wieder wühlte er mit hastigen Händen unter seinem Werkzeug, als sei es ein Haufen zwecklosen Plunders, das am besten zum Fenster hinaus auf den Kehrichthaufen geworfen werde. Aber mitten in diesem leeren und doch suchenden Wirtschaften mußte er innehalten wie auf einen befehlenden Ruf aus dem Dunkeln, den er nicht verstand und dessen Sinn er mit geschlossenen Augen, verfinsterter Stirn und krampfhaft verschlungenen Händen nachgrübelte, bis er, von der Ahnung eines Begreifens berührt, die Augen wieder öffnete und sich verwundert umschaute, wie ein Erwachender die Wirklichkeit sieht, die eben ein Traum gewesen ist. Und in einer Art ergriffener Beglücktheit langte er jetzt nach einem geraden Schrägeisen, nun nach einem Flach-, dann nach einem Hohleisen, hielt es sinnend und forschend eine Weile vor sich hin, wägte es spielend in der Hand und schloß zuletzt seine Finger um das Heft zum meisterlichen Griff. Dabei sammelte sich sein Auge zu einem tödlich entschlossenen Blick,

den er mit geierhafter Schärfe auf einen Punkt im Nichts und doch auf einen rätselhaften Gegenstand, ein Wunder, richtete, das seinem fiebernden Ahnen bestimmt und dem Begreifen doch dunkelstes Geheimnis war. Ihn hatte die innere Raserei ergriffen, die nur großen Künstlern, Dichtern und Heiligen bekannt ist, jene Trunkenheit des Dämmerns, die der Vorbote der schöpferischen Entrückung ist. Aber sie führte ihn noch nicht dahin. Sie war noch nicht stark, nicht gesammelt genug. Erlahmt legte er das Handwerkszeug weg, das er eben noch entschlossen und kühn, wie ein Soldat seinen Säbel zum stürmenden Angriff, in der Hand gehalten hatte, fiel mit dem Oberkörper an die Lehne des Stuhles zurück und schaute verloren, träumerisch über sich durch die Decke in einen fernen, imaginären Himmel, den nur seine Sehnsucht sah.

Das Schönlein, dies unverbildete Naturkind, diese Gespielin von Wiese, Baum und Himmel, die nichts von den Nöten und dem Schattenringkampf eines Künstlers kannte, bemerkte bei ihrem geschäftigen Umherstöbern wohl das ihr unverständliche Gehabe des Geigenmachers mit seinem Werkeisen, sein kummervolles Atmen, sein gewaltätiges Starren ins Leere, und glaubte anfangs, dies alles sei nur ein Spiel des listenreichen Mannes, sie in einen Spaß hineinzulocken, und schob scheinbar achtlos hin und her, um der närrischen Falle auszuweichen, die er mit so viel komischem Ernst zu stellen schien. Als sie ihn aber wie abgeschlagen an die Lehne des Stuhles zurücksinken und mit unbeweglichem Gesicht und offenen Augen auf die Decke der Stube starren sah, lief ihr doch ein kühles Rieseln durchs Herz, und da dies Starren und krampfartige Schlafen bei offenen Augen dauerte und dauerte und nicht aufhören wollte, fing sie an, mit dem Geschirr zu poltern, den Stuhl anzustoßen und mit dem Tisch zu rumpeln, um ihn aus diesem Wachschlaf zu wecken. Weil aber auch das nichts half, ging sie unter lautem Auftreten so dicht an ihm hin, daß sie seinen überhängenden Kopf streifte. Da erwachte der Geigenmacher aus seinem Verschwinden, richtete sich auf und stürzte sich mit solch gierigen Blicken auf ihre Gestalt, als wolle er sie mit den Augen verschlingen. Das Schönlein erhaschte mit halbem Umwenden nur ein Feuerzipfelchen seiner Entflammtheit und war im Begriff, davor in die Küche zu flüchten.

Da aber sprang der Geigenmacher vollends auf und rief so herrisch und zugleich so inbrünstig ihren Namen, daß sie nicht weiterkonnte, sondern sich auf der Schwelle umdrehte und ihn wortlos und betroffen ansah.

„Ja, ja, ich mein Dich, liebes Schönlein," sagte er noch wie von Sinnen und doch mit einem überseligen Gesicht. „Ich bitte Dich, tu diese Jacke weg. Es ist nicht gut, nein, auch nicht gesund. Sie schadet Deinem schönen Rücken. Paß auf, Du wirst noch auswachsen darunter. Du kriegst gewiß einen Höcker. Spürst Du nicht, es ist eine Hitze zum Umkommen in der Stube. Ich bitte Dich um alles in der Welt, zieh sie aus, liebes, liebes Schönlein."

Das Mädchen sah den bebenden Mann langsam, mit aufgelösten Augen auf sich zukommen, wich in die Küche zurück und zog die Tür hinter sich zu.

Als sie in dem kleinen Raum allein war, stand sie erst eine Weile still und lauschte erschreckt auf jedes Geräusch aus der Stube nebenan. Sie hörte den Geigenmacher nach einigem Warten mit ruhigen Schritten sich von der Tür entfernen und auf seinem Stuhl wieder Platz nehmen.

„Ich muß fort und das sogleich," sagte sie in Gedanken zu sich und begann unhörbar auf den Zehen in dem kleinen Raum umherzugehen und ihre Sachen

zusammenzusuchen. Denn der Geigenmacher war ihr geradezu unheimlich geworden, allein so merkwürdig unheimlich, daß das Schönlein dies große Bangen in der Tiefe ihres Wesens wie einen leisen Jubel empfand. Beim ratlosen Suchen griff sie prüfend an ihrem Rücken hinunter, lächelte in schalkhaftem Glück, fand in dem Taumel, der sie umnebelte, weder ihr Kopftuch noch ihren Rucksack und war im nächsten Augenblick, sie wußte nicht wie, durch die kleine Tür geräuschlos draußen im Walde. Doch anstatt wie ein aufgescheuchtes Reh ohne Besinnen in großen Sprüngen durch den strömenden Regen nach Haus in ihr Dorf zu eilen, setzte sie prüfend Fuß vor Fuß in den aufgeweichten Moderboden. Das Wasser quoll sogleich bei jedem Schritt über ihre Schuhe, der Regen klatschte ihr die Haare an den Kopf, sie schauerte vor Kälte zusammen und kehrte nach kurzem Besinnen so lautlos in die Küche zurück, wie sie vor einigen Minuten entwichen war.

Auch ihre Jacke war übernäßt. Schnell entschlossen legte sie sie ab, rieb sich das Haar trocken, strich das Leibchen in der Taille glatt, reckte sich und trat dann mit der größten Unbefangenheit zu dem Geigenmacher hinein. Ihre grünblauen Augen funkten von stählerner Abwehr und zitterten zugleich in der Tiefe voll rätselhafter Schalkhaftigkeit.

„Es regnet und regnet und will nicht aufhören," sagte sie gleichgültig und ergriff eine vergessene Tasse, um sie hinauszutragen. Der Geigenmacher aber schien nichts von ihrer natürlichen Koketterie zu merken. Seine Augen hingen mit so beseligten Blicken an ihrer schlanken Gestalt, wie sie nur Fromme im Anschauen des Allerheiligsten haben können.

An diesem Abend wagte das Schönlein nicht zu singen.

Dem Geigenmacher aber, als er über die Leiter in seinen engen Boden hinaufgestiegen war, begann die Nacht dermaßen zu kochen, daß er sich fürchtete, die Luke, wie immer sonst, einen Spalt aufstehen zu lassen. Merkwürdig, und er sehnte sich auch nicht nach dem Liede des Mädchens. Denn er hörte den Laut ihrer schönen Stimme nun durch seinen ganzen Leib klingen, so etwa wie gewisse Blumen während der Nacht von dem Licht strahlen, das sie am Tage in der Sonne getrunken haben. Seine Nerven bebten von den Tönen, die aus des Schönleins Seele in ihn geströmt waren, so, daß er seinen Körper oft gar nicht fühlte, weil er ein einziger Wohllaut geworden war. Nur das Herz hüpfte dabei im Rythmus der Stimme des rätselhaften Wesens, und wenn dieses geheimnisvolle Lied in ihm abbrach, dann entstand eine so umheimliche Stille, als sei im Himmel und auf Erden jeder Laut gestorben, und nur den Atem des Schönleins hörte er leidenschaftlich aus der Stube drunten durch die ganze Welt gehen, am meisten aber durch ihn, den Geigenmacher selbst, daß es in seinem Kopf hämmerte, daß es ihm die Brust einschnürte, die Kehle austrocknete und die Hände erstarren ließ.

Da häufte er in heldenhafter Gegenwehr Heu über Heu auf die Luke und bereitete sich als Barrikade gerade an der Stelle sein Lager, von woher die Berückung am heißesten auf ihn einstürmte. Und da er sich nun zurecht legte und die Luke unter der Last seines Körpers laut einschnappte, hörte er das Schönlein drunten laut aufschreien, als ob sie von jemand angefallen würde.

Am andern Morgen funkelte der hellste Sonnenschein durch den Wald, die Vögel sangen, als wollten sie sich die Kehlen sprengen, und der Bach klingelte beglückt über die Steine. Der Geigenmacher aber stieg blaß, übernächtig und erschöpft in die Stube hinunter und fand auch das Schönlein schweigsam, bedrückt

und entfremdeten Auges. Da übermannte es ihn dergestalt, daß er das Mädchen, die unbeweglich und verloren zum Fenster hinaussah, innig an den Armen faßte und zu sich herumdrehte. Das Schönlein ließ es willenlos mit sich geschehen und sah ihn nur mit ihren großen Augen, in denen alle grünen Funken erloschen waren, so lange und schmerzlich an, bis ihre Blicke von großen, stummen Tränen verdunkelt wurden.

„Aber Schönlein, liebes Schönlein," sagte der Geigenmacher fliegend, „warum quälst Du mich so? Ich bitte Dich um alles in der Welt, bleibe immer bei mir." Und der Mann redete überstürzt und wirr noch vieles Liebe. Das Schönlein aber senkte nur den Kopf, begann immer heftiger zu schluchzen und machte sich endlich sanft aber entschieden von ihm los, hauchte ein „Nein" und immer wieder ein „Nein", ging hinaus und sah lange auf den Bach zu ihren Füßen, als wisse das Wasser nun einen Ausweg aus ihrer Not. Vielleicht ahnte sie auch, daß ihr doch durch den Bach einst das Ende dieser Lebensverwirrung gebracht werde.

Indes das Schönlein so das Wogen und Fliehen der Wellen um Rat anging, auf welche Weise dies Stocken ihres Herzens, ja ihres ganzen Lebens zu überwinden sei, das wie eine Mauer sich um sie auftürmte, über die freilich Rosen hingen, zu denen sie aber nicht aufzublicken wagte und an deren Zusammenbruch goldene Hämmer arbeiteten, auf die sie sich nicht zu hören getraute, war der Geigenmacher auf der anderen Seite aus dem Hause entwichen und ging in den weiten Wald, um durch den Sturm hindurch, der ihn überfallen hatte, den rechten Weg zu finden, der wohl sicher in ihm lag, den er aber noch nicht zu sehen vermochte. Aber die Gedanken der Liebenden gleichen ja der Hand des Weisen, mit denen er das Meer der Rätsel ausschöpfen will, und auch dem Lichtlein des Frommen, das ihn in der Nacht vor den Blitzen erretten soll. Beide rangen gegen eine Macht, die sich durch ihre Gegenwehr nur vertiefte. Das Schönlein sah endlich ein, daß es die Güte und Hilfe des Geigenmachers nicht durch dieses brüske Fortlaufen gleichsam mit Füßen von sich stoßen dürfe und nahm sich vor, zu versuchen, ob sie nicht durch Heiterkeit und Frohsinn leichter dem Manne die Einwilligung zur Abreise abschmeicheln könne. Dem Geigenmacher aber sank die Furcht vor sich selber tief in das Gemüt, weil ihm die Einsicht schreckvoll aufging, daß er darauf und dran gewesen war, das Schönlein jenen Weibern gleichzustellen, in deren Schoß ihn einst seine Leidenschaft getrieben hatte und daß er dadurch nicht nur dieses Wesen, das aus einem Traume in sein Leben gestiegen war, sondern auch seine höchsten Bildnerhoffnungen entwürdigt hätte.

Und als ihn sein Denken so weit geführt hatte, verließ ihn alles Bangen. „Gott selber hat mir das Schönlein zugeführt." sagte er in begeistertem Aufflammen zu sich, „und Gott wird mir das Schönlein bewahren, wenn sie mir gehören soll."

Damit machte er sich auf den Rückweg. Als er die Hütte erblickte, sah er den blonden Sprudelkopf des Schönleins hinter einer Ecke verschwinden, von wo aus das liebe Mädchen wohl nach ihm Ausschau gehalten hatte.

Die Beobachtung dieser Tatsache beschleunigte seine Schritte, denn sie schien ihm schon eine Auswirkung seines eben gefaßten Entschlusses zu sein, die Führung nicht mehr seiner Leidenschaft allein, sondern dem Himmel zu überlassen und er glaubte das Herz des Schönleins sei ihm schon von daher wieder zugewandt worden. Und je näher er der Hütte kam, desto sicherer wurde er in dieser Beglückung, desto beschwingter wurde sein Gang, ja, da er die Hand zur Türklinke

hob, fackelte gar die verwegene Sicherheit in ihm auf, jetzt sei nur noch ein letzter Berg zu übersteigen, das Schönlein zu besitzen und, mit ihm verbunden, seine höchsten Hoffnungen zu verwirklichen.

Lachend trat er ein, lachend warf er den Hut über den Tisch.

„Wir sind Narren, liebes Schönlein, Du und ich, reine Narren," rief er fröhlich. „Ich bin verzwickt, wer weiß wie sehr, daß Du in Angst gestern drauf und dran warst, im Regen davonzulaufen . . ."

„Wie denn?" unterbrach ihn das Mädchen verdutzt.

„Ja, freilich und wo denn? Gelt, auch noch!" äffte er ihr übermütig nach. „Da draußen über den Moderboden mit Wasser in den Schuhen. Hahaha! Ja, ja Schönlein, ich schlafe mit offenen Augen, aber in Dich hinein und so sehe und höre ich alles, was in Dir vorgeht und weiß auch, was Du da draußen am Bach getrieben hast. Freilich. Ganz gewiß dasselbe, was über mich im Walde gekommen ist. Das nämlich, daß dies Haus zu enge ist für uns und wenn wir noch einen Tag darinbleiben, dann sprengt es uns auseinander für immer. — —

Nein, nein, um Gottes willen, was ich versprochen habe, will ich auch halten. Es soll Dir nichts geschehen in diesem Hause, was Du nicht selber willst. Und da Du fortverlangst, darf und darf ich Dir nicht widerstehen. Hm. Nein. — Nein. Schönlein."

Die letzten Worte sprach der Geigenmacher mit dunkler Stimme, so zögernd, so mit Überwindung und mit einem so verzehrend leidenschaftlichen Blick über sie hin, daß das Mädchen sich wieder tausend Meilen hinter der Welt wünschte.

Als der Geigenmacher diese Wirkung seiner Worte an dem Schönlein gewahrte, schlug ihm das Herz heiß bis in den Hals hinauf, und ihm war, als sei ihm das Schönlein durch dies Erschrecken in die Arme gesunken. Deswegen schwang es ihn leicht in seinen heiteren verstellten Verzicht zurück, mit dem er begonnen hatte.

„Nein, ich seh es ein, Du mußt zu Deiner Mutter reisen. Aber so, in diesen Kleidern, die Du schnell zusammengerafft hast, um dem Bauernlümmel zu entfliehen, kannst Du die weite Fahrt nicht machen, durch die vielen Menschen. Denke nur. Die würden sagen: Das Mädchen kommt von dem Geigenmacher und so hat er sie ziehen lassen! Ich habe Deiner Mutter von früher her noch etwas zu bezahlen und Du hast mir die Tage die Wirtschaft geführt. Da mußt Du mir erlauben, daß ich Dir dies und das für die Reise kaufe und außerdem wollen wir lustig sein, ehe Du von mir wieder fortgehst. Wir wandern über das Gebirge hinüber und morgen Abend sind wir wieder zurück. Also, mach keine Geschichten! Geh und zieh Dich an, wir müssen fort und das gleich."

Das Schönlein fühlte mit einemmal deutlicher die Rosen über der Mauer, von der sie umstellt war und hörte das Klingen der goldenen Hämmer daran und spürte zugleich ein Bangen um ihre Brust greifen, daß wohl ein glückliches Lächeln in ihrem Gesicht aufkam, das abwechselnd rot und blaß wurde; aber die Augen weiteten sich und blickten ungewiß und verloren. Dabei sagte sie leise: „Ja" und „Ja", löste sich behutsam von der Stelle los, wo sie stand und ging in die Küche um sich fertig zu machen.

VIII.

Es war um die neunte Stunde, als die beiden schon auf der breiten Straße, die über das Gebirge führte, anlangten, um die Zeit, in der nach der Erfahrung

der Forstleute und Bauern nach schlimmem Wetter die Natur noch einmal der Zweifel überfällt, ob es besser sei, einen schönen oder einen regenwilligen Tag zu machen. Und so kam es, daß die beiden bald im Sonnenschein gingen, bald durch Nebel überrascht wurden, die über den Weg krochen, zäh an den Stämmen hinauffingerten oder sich in den Kronen droben festsetzten, wie um zu versuchen, von da in den Himmel hineinzusegeln und dort das Wetter in ihre Gewalt zu bekommen.

Aber das Schönlein und der Geigenmacher achteten gar nicht auf die Launen der Natur, die mit ihrer letzten Grämlichkeit kämpfte; denn ihr inneres Wetter war entschieden. Der Geigenmacher wanderte zuversichtlich in seine Hoffnung hinein und das Schönlein hatte als rechtes Naturkind jede Liebesbedrängnis ihres unerfahrenen Herzens vergessen. Sie, die kaum aus dem Dorfe in der Ebene und nie auf das hohe Gebirge über sich gekommen war, das alle Tage ihres Lebens als ein unerreichbares Wunder droben in dem Himmel ein tausendgestaltiges Spiel getrieben hatte, gleich ihrer Sehnsucht, die sie nicht verstand und ähnlich dem Verlangen ihres bunten, unruhigen Herzens: dieser fremden Welt der Erde, von der sie geglaubt hatte, daß sie nur für die müßigen Reichen geschaffen sei, rückte der armen Botenfrau strudelblondes Schönlein mit jedem Schritte näher, und mit jedem Schritte höher kam sie in ein anderes Dasein, mit jeder Biegung des Weges auf eine neue Erde, in der die Bäume anders, geheimnisvoll die Äste rührten, das Gras anders, schimmernder, duftiger ruhte, die Wasser hurtiger, entschlossener sprangen, der Himmel höher in sich selber hineinstieg und die Wolken in selig strahlender Weiße zerrannen. Die Vögel flogen anders. Der Häher, das Eichhörnchen hatten einen noch nie gehörten Schrei.

Sie schien es wirklich vollkommen vergessen zu haben, daß sie das arme, geflüchtete Mädchen aus dem Tale sei, die ohne Rat auf der Erde stand und nur immer wie ein Kind nach ihrer Mutter verlangt hatte.

Ihre Beglückung war ihr so ungewohnt, daß sie ihr in seliger Bedrängnis fortwährend entfliehen mußte, sie mit jedem Schritt übertroffen fand und so in eine Sucht ohne Ende geriet. Sie hatte die schlechtsitzende, grobe Jacke ausgezogen und trug sie am Arme. Ihr Gang war eher ein spielender Flug. Außer Ausrufen der Verwunderung, des Staunens und manchmal des beglückten Erschreckens kamen kaum Worte über ihre Lippen, nur daß sie dann und wann vor allzu ungewohnten Überraschungen in jenes trillernde Lachen ausbrach, das den Geigenmacher so verzauberte, daß ihm das Schönlein, dem nachzukommen er Mühe hatte, nicht mehr wie ein Mensch, sondern wie ein lebendes Instrument des Himmels vorkam, dessen Linien Klang, dessen Bewegungen eine Musik waren, von der die Erde und die blaue Höhe geheimnisvoll und unergründlich mittönten.

So ergiffen und erhoben ging er hinter dem Schönlein, die ihn weiter und weiter in das Traumland seines Wesens bis in die erste und höchste Verzückung seiner begeisterten Jugend zurückführte, da er trunken und sinnbetört einst gerufen hatte: Der Mensch ist die Wundergeige, auf der Gott selber spielt.

Dieser Gedanke, über den er im Laufe seines Reifwerdens und Ringens wohl manchmal als einem unreifen Überschwang mit einem Lächeln hinweggegangen war, das ihn doch dann immer so rätselhaft traurig gemacht hatte, dieser Gedanke erwachte nun als eine neue Erleuchtung, als er das Schönlein so spielend vor sich hineilen sah, das Auf- und Abtanzen ihrer zarten leichtabfallenden Schultern beobachtete, dies biegsame Federn ihrer schlanken Taille und das leichte Wogen

ihrer unentwickelten Hüften bewunderte. So blieb der Wald zurück. Das Knieholz begann und endlich standen die beiden auf der hier breiten, etwas eingesunkenen Höhe des Gebirges, die im Volksmunde den Namen Schnäbelwiese bekommen hatte. Rechts und links sahen zwei spitze Kuppen, der große und der kleine Habichtskopf, auf diese behagliche Einmuldung hernieder. Vor ihnen lief das Gebirge in vielen Waldgründen zu einer erweiterten Hochtalsenke, um die sich Berge und Kuppen drängeten, als wollten sie den vielen Wässern den Ausweg versperren, die in den Schluchten und Gründen zu ihr hinuntereilten. Ihre leisen Stimmen klangen in der hauchstillen Mittagsluft noch vernehmbar, aber von dem klaren unendlichen Berghimmel so verklärt, daß sie mehr das Klingen des Lichtes, als Laute der Erde zu sein schienen. Nur der starke Waldbach des Grünwassergrundes widersetzte sich mit seinem Rauschen dieser himmlischen Berückung, wie um die kleinen, zaghaft singenden Wässerchen zusammenzuhalten, die er drunten in der Hochtalsenke vereinigte und sieghaft zwischen den Bergen in die weite Welt hinausführte. Steinschmätzer quirlten da und dort aus dem Felsgetrümmer in kurzem Bogen in die Höhe, sangen die karge Strophe ihrer einsamen Liebesbeseligung und stürzten fast senkrecht und stumm wieder zur Erde. Das Schönlein war überwältigt von dieser großen schweigenden Welt, die nur mit dem Himmel in Verkehr stand, daß sie kaum auf den Geigenmacher hörte, der ihr die Gegend zu erklären versuchte und, trotz ihrer Entrücktheit, immer wieder zu sprechen begann, weil er an den leichten Gebärden des Unwillens die vollkommene Hingerissenheit des Mädchens noch tiefer kostete. Als er aber zu ihr sagte: „Nun, Schönlein, so dreh Dich doch mal um und sieh Dir die Welt an, aus der wir gekommen sind", folgte sie seiner Aufforderung nicht, sondern ruckte nur leidenschaftlich mit den Schultern, antwortete fast grob: „Was geht mich das noch an!" und fuhr fort, mit all ihren Sinnen in das große Wälder- und Bergwogen zu versinken, dessen Blau im Entgleiten immer heller, immer duftiger wurde und endlich wie ein blasser Hauch im Himmel zerging.

Da er aber dann dicht an sie herantrat und leise mahnend die Hand auf ihre Schulter legte, um sie aus ihrem Hinaussinken zu sich zurückzurufen, riß sie den Kopf zu ihm herum, sagte vorwurfsvoll: „Du, Mann, Du!" und sah ihn mit großen regungslosen Augen an, die trübe waren in der eigenen Lohe. Der Geigenmacher war erschrocken und betroffen von diesem Anblick, streichelte ihre Wange und sprach beruhigend: „Nein, liebes Schönlein, nein! Ich wollte Dich nicht erschrecken." Das Mädchen holte tief Atem und schloß die Augen. So stand sie eine lange Weile und ließ ihre Hand in der des Geigenmachers ruhen. Dann hoben sich die Lider Ihrer Augen, die nun einen verklärten Blick hatten, wie ihn Kinder haben, die vom Schlafe erwachen, und ein unschuldiges Lächeln glitt über ihr Gesicht, da sie rührend, fast wie abbittend, fragte: „Nun, was wolltest Du mir sagen, Geigenmacher?" „Weißt Du, Schönlein, ich glaube, Du bist von dem ungewohnten Steigen müde. Das beste wäre, wir gingen in das Bergwirtshaus da hinauf und ruhten uns erst ein wenig aus." Und der Künstler wies mit der Hand nach einem großen Holzhaus, das an dem Abhang des kleinen Habichtskopfes stand und in einer kleinen halben Stunde zu erreichen war.

Das Schönlein sah sich das graue, weitläufige Gebäude an, dessen blanke Fenster in der Sonne glitzerten und lächelte. „Warum lächelst Du auf einmal so spitzbübisch, Schönlein?" fragte der Geigenmacher.

„Weil das Haus so schimmert, als müßten wir durchaus hinauf", sagte sie und trillerte ihr berückendes Lachen; „aber wir gehen doch nicht, gerade nicht. Denn ich bin gar nicht müde. Gehen wir gleich weiter."

Damit begann sie sogleich rüstig auszuschreiten.

Lachend hielt sie der Geigenmacher zurück.

„Holla, mein Himmelspferdchen", rief er heiter. „Und prrr! Willst Du mich nicht mitnehmen? Wenn Du auf dem Wege fortgehst, kommen wir ganz wo anders hin, als wir wollten, nämlich auf den plumpen, langen Knorzen da links drüben — na ja, auf den Berg, der wie ein riesiges Heufuder aussieht — gewiß, den mein ich dort. Und da, fürcht ich, werden wir uns umsonst nach Kleidern für Dich umsehen. Denn bei dem Knaben gibts höchstens ein Grasschürzlein, Rothschuhe und Spinnwebentüchlein, allerdings alles umsonst. Aber damit ist natürlich mein Prinzeßlein nicht zufrieden und ich bins auch nicht. Also, Schönlein, da hinaus gehts nicht. Wir müssen uns rechts hinunter halten, immer wie die tausend Wasser laufen. Sieh, dort drunten in dem Kessel, wo Du die roten Hausdächer da und dort aus dem Grün lugen siehst und weiterhin den grauen Kropfturm mit dem goldenen Hahn, dahin müssen wir. Das ist Windelspiel, in das Du als Deiner Mutter Tochter einziehst und als Prinzeß Schönlein wieder herauskommst."

Übermütig schwenkte der Geigenmacher das auflachende Mädchen in einen schmalen rechts hinziehenden Pfad und bald waren die beiden zwischen dem Gefels verschwunden. Die Steinschmätzer wirbelten hinter ihnen ihre Liebesfreude noch seliger in den Himmel, die Wässerlein pinkten verstohlen durchs Moos und die blaue, lichtzitternde Luft wiederholte verklärt diese Lieder einsamen Erdenglückes.

IX.

Gegen den Abend stiegen die zwei jungen Menschen aus dem Hochtalkessel von Windelspiel wieder zum Kamm des Gebirges herauf. Das Schönlein sah wirklich wie ein Prinzeßchen aus, nicht so eins, wie es in Schlössern auf Daunenbetten heranwächst, sondern wie es sich Gott selber in der Schule der Natur bildet, wo der Wind der Tanzmeister, die Not der Lehrherr ist, Vögel und Wässer die Gesänge vormachen und Herz und Auge von Sonne und Himmel die Trunkenheit, Tiefe und Klarheit erben.

Das Mädchen trug ein Leibchen aus blauem Leinen, das von einer rotweißen Schnur vorn zusammengehalten wurde, die durch eine Doppelreihe von Schnürlöchern lief. Hals und Ärmel und die unten ausgezackten Ränder der lustigen Weste waren mit weißen Schrägstreifen eingefaßt. Der eingekrauste blauweißkarrierte Rock reichte ihr bis an die halben Waden und trug am unteren Rand als Verzierung eine dreifache Reihe großer Kreuzstiche aus roter und grüner Wolle. Altsilberfarbene Seidenstrümpfe hoben die Form ihrer wundervollen Beine hervor, feste aber kokette Halbschuhchen ließen das Spiel der entzückendsten Knöchel sehen. Ein blumiges Seidentuch trug sie lose um den Hals und gegen die beginnende Nachtkälte hatte sie die orangefarbene Strickjacke angezogen, die ihr der Geigenmacher erst nach einem kleinen Kampf hatte aufdringen können. Überhaupt hatte der Künstler sie kostbarer kleiden, ganz in Seide hüllen wollen. Doch das Schönlein war mit ihrem kleinen, stahlharten Kopfe durchgedrungen und hatte

auch nicht das Verschenken ihrer alten Kleidung zugegeben. Wohl oder übel, der Geigenmacher trug die festzusammengeschnürte Hülle als großen Pack im Rucksack und haderte, nicht wegen der kleinen Mühe, die es ihm machte, heimlich ein wenig mit der Starrköpfigkeit des Schönleins, sondern weil er durch diesen alten Rückstand, den er mitschleppen mußte, das liebe Mädchen noch nicht ganz sicher in seine Welt hineingezaubert hatte. Aber auch das Schönlein hatte verschwiegen an manchem Schatten zu schlucken, über die der Geigenmacher vielleicht laut gelacht haben würde, wenn sie ihm leise und bedrängt davon gesprochen hätte. Denn das Mädchen mochte noch so randvoll der Freude sein, endlich in Kleidern zu stecken, die sie sich tausendmal am Tage brennend gwünscht und im Traum der Nacht unzähligemal besessen hatte, nun ihr der Wunschrock um die Waden tanzte, war sie sich wie abhanden gekommen und wußte manchmal richtig nicht, wer sie denn nun eigentlich sei, das Witwenkind der Botenfrau aus dem Beihaus drunten im Dorfe oder das „Schönlein" dieses Mannes, dieses Geigenmachers, dessen Unbegreiflichkeiten so liebenswert waren und dessen Liebe ihr doch gerade jetzt solchen Kummer bereitete, da er sie durch die Kleider so erfreut hatte. Manchmal war es ihr, als habe sie sich durch die schönen Sachen von ihm kaufen lassen, sie käme nie mehr von ihm los und wenn doch, was würde die Mutter von ihr denken, wenn sie in vornehmen Kleidern vor sie hinträte, die ihr ein fremder Mann geschenkt hatte. All diese Bedrängnisse, Befürchtungen und Gespenster gingen dem Schönlein wie ein lautloses Murmelspiel durch die heimlichste Seele, während sie lachend und beschwingt durch den abendgrauen Wald gegen den Kamm des Gebirges emporstieg, das sich die spitzen Kuppen der beiden Habichtsköpfe von dem sinkenden Tage rot anglühen ließ, um durch das Dämmern sicher in die Nacht hineinzufinden.

Je näher sie sich gegen die Höhe des Kammes heraufarbeiteten, je niedriger der Wald um sie wurde, desto mehr nahm der kühle Wind ab, desto stiller wurde es, daß endlich das Wasserrauschen und Baumbrausen tief drunten, weit draußen zu hören war, wie das leise undeutliche Gemurmel einer unendlichen Volksmenge

Der Geigenmacher faßte des Schönleins Arm, hielt sie an und sagte geheimnisvoll: „Hörst Du das schwache Brummen?"

Das Mädchen lauschte und nickte nur ergriffen zur Antwort. „Das ist die Welt der Menschen, die unter uns zurückbleibt und bald ganz verschwunden sein wird", sprach der Künstler geheimnisvoll und glücklich.

Und als sie nach wenigen Schritten um eine Felsgruppe gebogen waren, war mit eins jeder Laut der Tiefe erloschen, wie von Geisterhand aus der Luft gewischt, das unendliche uranfängliche Schweigen der Gipfel hatte begonnen und eine Wärme herrschte, die an Schwüle grenzte.

„Ja, ja, mein liebes Mädchen, sieh Dich nur um", sagte schalkhaft der Geigenmacher, „wir sind jetzt in die Himmelsstube gekommen. Die heizt der Bergwirt droben am Habichtskopf und die Sterne leuchten dem Wunder und die Wunder den Sternen. Komm, Schönlein, ich bin durstig wie ein Schwamm und müde wie ein Maultier". Übermütig, ohne ihre Einwilligung abzuwarten, nahm er das Schönlein unter den Arm und stürmte den sich immer mehr verbreiternden Weg zum Bergwirtshaus hinauf. Er deutete das schwere Zurücklehnen des Mädchens in seinen Arm als zärtliche Zustimmung.

Das letzte blasse Rotscheinchen über dem Habichtskopf wurde von der

Nacht ausgeblasen. Das große Einkehrhaus lag eine Weile wie ein Riesenklotz in der Dunkelheit. Als sie sich seiner Türschwelle näherten, flammte das Licht in der unteren Fensterreihe auf. Wie in Windelspiel beim Kleiderkauf traten sie als Bruder und Schwester auf, ließen sich getrennte, doch nebeneinander liegende Zimmer anweisen und saßen nicht lange darnach in der riesigen, niedrigen Gaststube vor dem „Göttermahl", das der Geigenmacher zur „Feier dieses hohen Festtages" bestellt hatte. Der Künstler war von einer übersprudelnden, fast knabenhaften Lustigkeit und wollre das Schönlein durchaus in das Schwelgen seines Herzens mit hineinreißen. Die wenigen Gäste an den übrigen Tischen begannen zu singen. Der Zitherspieler klimperte seine sentimentalen Lieder und Tänze. Aber das Schönlein taute nur zu einer halben Heiterkeit auf. Über ihrem Gesicht lag eine leise Melancholie. Ihre Augen waren still und groß, als bemühe sie sich, den Geigenmacher durch den Schleier seines Übermuts zu sehen und verfolgte die spaßigen Kapriolen seines Gesprächs mit einer Aufmerksamkeit, als seien sie mit einem gefährlichen Sinn geladen. Wenn er im Drang seiner Zärtlichkeit ihre Hand ergriff, so zuckte sie errötend zusammen und strafte ihn mit einem Blick ihrer Augen, in dessen Tiefe ein mühsam bezwungenes Feuer schimmerte. Sie war schwerer und süßer geworden und der Geigenmacher empfand dieses warme Zurückweichen mit Recht als den Beginn des Entgegenflutens ihres erwachenden keuschen Herzens. So wurde der Mann immer begeisterter und leerte immer und immer wieder das Glas auf ihren Zauber, auf ihr Geheimnis, auf ihr und sein Glück. Das Schönlein nippte nur an dem Wein und sah sich nach den offenen Fenstern um, durch die die Stille der großen Nacht hereinströmte.

Als der Geigenmacher einmal auf kurze Zeit das Zimmer verließ, nahm sie ihre Jacke unauffällig, aber eilig und verschwand. Ihr Dasein war nahe daran, von ihrem Herzen verschlungen zu werden und sie glich einem Wanderer, über den plötzlich die Nacht hereinfällt und seine heimatliche Erde in einen drohenden fremden Kontinent verwandelt. Mit jedem Schritt vorwärts wächst die Gefahr, das Entrinnen wird zum Verstricken, je heißer die Flucht jagt, desto sicherer führt sie in Pfadlosigkeit und endlich bemächtigt sich des Irrenden eine so unbegreifliche Verwandlung seines Empfindens, daß es ihm eine Wollust bereitet, aus der Not sich in größere Not zu retten und im vollkommenen Erliegen seine vollkommene Erlösung zu sehen.

In dieser Stimmung lief das Schönlein durch den langen, wenig erhellten unteren Flur, auf den Zehen, fast unhörbar, kam an eine in der Finsternis liegende Hintertür, riß sie auf und stand im nächsten Augenblick mitten in einer Steinwildnis. Nichts war zu hören, als das Brausen ihres Blutes und der Laut ihres Herzens, den sie wie ein leises geisterhaftes Gedonner an der Himmelskuppel vernahm. Jeder Schritt, den sie vorwärts tat, schien meilenlang zu sein und nach kurzer Zeit kam es ihr vor, sie sei Tage weit von dem Bergwirtshaus entfernt, und wirklich, als sie sich umwandte, sah sie keinen Lichtschimmer von ihm und hörte keinen Laut.

Nach wenigen weiteren Schritten stand sie auf einem jener kleinen Wiesenfleckchen, die wie winzige, grüne Oasen in die Steinwüste gesät sind und ließ sich mit einem Seufzer der Geborgenheit in dem kurzen Grase nieder. Die Felsen standen um sie wie vermummte, stumme Geschwister und wiederholten ihre verworrenen Gedanken und Gefühle verworren, aber tiefer und drohender wie sie sie von ihr emp-

fingen, daß sie ganz mutlos sich hinlegte, die Arme unter den Kopf schob und ihre Augen auf die Sterne über sich richtete, um durch den Anblick dieser ewig unwandelbaren, himmlischen Lichtgefährten der Menschennacht in die frühere Sicherheit ihres kindhaften Herzens zurückgeführt zu werden. Aber schon nach wenigen Minuten des hingebenden Versinkens erstaunte sie über die Welt des Sternenhimmels, die sie so noch nie in ihrem Leben gesehen hatte. Das waren ja gar nicht mehr die ewiggütigen, göttlichen Lichtgestalten ihrer kindlichen Traumwelt! Sie funkelten grün in drohender Feindseligkeit, flackerten in roter Leidenschaft, schienen zu erlöschen, unterzutauchen, zu hüpfen, quirlten durcheinander, daß es aussah als seien sie das Lichtgeblätter eines unendlichen Weltenbaumes, von einem Sturm geschüttelt, den man sah, aber nicht hören konnte. Und das Schönlein, dessen flutendgewordenes Herz Sicherheit und Ruhe bei ihnen gesucht hatte, lag nicht mehr auf der festen Erde, sondern fühlte sich wie auf einem schwankenden, tanzenden Schiff. Und nun mußte der unhörbare Sturm des Himmels zu einem Orkan angewachsen sein, denn da und dort begann sich eines der Funkenblätter zu lösen und wirbelte in den Raum, dann aber schossen ganze Schaaren des Lichtlaubes aus dem Himmel, es steigerte sich zu einem wahren Funkenregen roter, gelber, weißer, blauer Flämmchen, die sich auf die Erde stürzten und in der Nacht um das Mädchen erloschen. Und als eine große, blauglühende Kugel nicht weit von ihr in die Erde schlug, fuhr das Schönlein in Schrecken auf, um zu sehen wohin sie gefallen sei, und sich noch rechtzeitig vor dem Brand zu retten, der im nächsten Augenblick aus der Erde züngeln mußte. Aber es blieb dunkel und lautlos um sie und sie saß ratlos im Wogen und Kreisen der unendlichen Nacht, so taumelnd und benommen wie als Kind nach einer Karussellfahrt.

Da hörte sie ihren Namen rufen, erst weit, dann immer näher, dringender. „Schönlein, Schönlein, wo bist Du! Schönlein!", rief der Geigenmacher. Aber sie konnte sich nicht bewegen und brachte keinen Laut über ihre Lippen. Der Künstler hatte das Schönlein bei seinem Zurückkehren in die Gaststube erst eine Weile am Tisch erwartet. Da sie aber zu lange ausblieb, hatte er sie auf ihrem Zimmer gesucht und war dann, von Angst und Sorgen getrieben, in die Nacht hinausgeeilt. Je länger er vergeblich suchte, um so tiefer, brennender fühlter er die Leidenschaft für sie. So vollkommen war sein Wesen von diesem rätselhaften Mädchen ergriffen, daß er mit seinem Leben und seiner Kunst am sicheren Ende zu sein dünkte, wenn ihm das Schönlein für immer entschlüpft sei. Deswegen lief er atemlos durch die Felsen nach allen Richtungen um das Haus und je öfter er ihren Namen in die Nacht rief, desto geheimnisvoller, süßer, zauberhafter wiederholte ihn sein verliebtes Herz und desto schmerzlicher wuchs seine Bedrängnis, wenn sein Ruf ohne Wiederlaut im Dunkel verhallte.

Endlich als er mit Mühe einen hohen Felsblock erklettert hatte, sah er sie vor sich, aber nicht wie einen lebenden Menschen, sondern wie eine Halluzination seines Bildnertraumes, ein herrliches edles Gebilde, nach dem seine Künstlersehnsucht bisher vergeblich gerungen hatte. Abgewandt saß das Schönlein, regungslos. Der lange Hals, das kleine Wirbelköpfchen, die abfallenden, zart melodiös geschwungenen Schultern, die wundervolle Taille und dann die herrliche, schwere Rundung der Hüften . . . Wie eine edelste Geige, ihm von Gott in die Nacht gezaubert, saß das Schönlein.

Nachdem der Sturm seiner Überraschung sich in ein seliges Glück verwandelt

hatte, stieg er lautlos, in fast andächtiger Scheu zu dem Mädchen nieder, das sich nicht rührte, auch als er ganz nahe hinter ihr stand.

Da beugte er sich nieder und flüsterte ihr zärtlich in die Ohren: „Liebstes Schönlein" und weil sie sich noch nicht bewegte, sondern nur einen Laut erleichterter Erschöpfung von sich gab, half er ihr empor und führte sie zwischen den Felsen zu dem Hause zurück. Sie taumelte wie trunken und ihr Köpfchen hing müde auf dem Hals. Auf seine ängstlichen Fragen, warum sie hinausgelaufen sei, ihm keine Antwort gegeben habe und ob sie sich krank fühle, schüttelte sie nur den Kopf, schauerte zusammen und murmelte zusammenhanglos: „. . . nein, nein . . . der Himmel tanzt . . ., stürzt ein . . ., die Sterne wirbeln . . ., die Sterne . . ., oh, die Sterne . . . mein lieber Geigenmacher, sei nicht böse . . ."

So brachte er sie an die Tür ihrer Stube. Dort schnellte sie sich mit einem Ruck aus seinen Armen, drückte ihm leidenschaftlich die Hand und verschwand in einem Huschen hinter der Tür, die sie jäh abschloß.

Als er in der Nacht erwachte, hörte er sie durch die dünne Wand im Traume leise singen.

* * *

Nach dem langen beschwerlichen Marsch des gestrigen Tages und den Aufregungen schliefen sie bis in den halben Vormittag hinein. Alle anderen Gäste des Hauses waren längst davongewandert. Die große Stube war leer und lag in dem halben Dunkel der geschwärzten, niedrigen Balkendecke. Von der breiten Glasveranda ergoß sich durch drei Fenster und eine Tür ein Strom von Licht. Dort ließen sie sich den Frühstückstisch herrichten. Denn von hier aus hatten sie einen fast ungeschmälerten Blick über einen großen Teil des weitläufigen, vielfältigen Gebirges, das sich im Glanze des klarsten Tages vor ihnen ausbreitete. Das sanfte Auf- und Abwogen der Schnäbelwiese, die blauen, labyrinthischen Wunder der sieben Gründe, die durchsichtigen Silberschleier, die vom Grünwasser aufstiegen, den großen Habichtskopf, dessen Steintrümmer in der Sonne blitzten wie Metallplatten. Lange Rücken verloren sich geheimnisvoll im Zittern der Luft. Ganz ferne Bergkuppen sahen aus wie ungewisse Erscheinungen des Himmels.

Keines rührte mit einem Laut an die Vorgänge des gestrigen Tages. Sie schienen nur erfüllt von dem Glück dieses gesegneten Anblickes und waren doch gefangen und überhöht von einem Zauber, für den die Freude an den Schönheiten der Erde nur ein schwacher, ungenügender Ausdruck war. Aus dem Schönlein klang eine stille, milde Heiterkeit, als sei die wilde Scheu und jähe Kühnheit für immer in ihr verschwunden, und wenn sie den Geigenmacher bei seinen begeisterten Ausbrüchen über die „verrückten, geradezu unflätigen Herrlichkeiten dieses himmlischen Tages" mit ihren still gewordenen Augen ansah, in denen das grüne Feuer sich zu tiefer Sonnenhaftigkeit verwandelt hatte, wurde er von diesem Aufblühen des Schönleins für ihn so ergriffen, daß er mitten im Rausch seiner Worte verstummte, die Augen schloß und schweratmend, lautlos dasaß und fassungslos den Kopf schüttelte wie in einer unfaßbaren Rätselhaftigkeit des höchsten Glückes.

Und wie sich dieses durstige Trinken ihres lichterfüllten Auges wiederholte, wurde die Ergriffenheit des Geigenmachers stärker und stärker, bis er einmal in leidenschaftlicher Erschütterung aufsprang, den kleinen Tisch packte und schüttelte, daß das Geschirr klirrte.

„Ich zerbreche diesen Tisch," sagte er fast tonlos in der Dämonie seiner Liebe.

Und als er den fassungslosen Schrecken in des Schönleins Gesicht wegen seines Ausbruchs gewahrte, wiederholte er diese Drohung, aber nun lächelnd und in unendlicher Zärtlichkeit: „Ja, ja, Schönlein, ich zerbreche diesen Tisch vor lauter Glück, wenn wir nicht gleich hinausgehen und uns in den Bergen tummeln."

Da federte auch das Schönlein auf ihre Füße und brach in übermütiges Lachen aus.

„Laß ihn ganz, Geigenmacher! Wir gehen ja schon," sagte sie fröhlich und reichte ihm ihre Hand, die er mit seinen beiden heißen Händen inbrünstig umschloß.

Bald waren die beiden draußen wie tanzend zwischen dem Gefels verschwunden und der Wirt stand am Fenster und sah schmunzelnd diesen sonderbaren Geschwistern nach.

Und wonach der Geigenmacher im Instinkt seiner Liebe verlangt hatte, das geschah: die Wunder des Gebirges, durch die sie planlos bergauf und bergab wanderten, führten sie tiefer in die Wunder ihrer Liebe. Wie die Ahnungen ferner Schönheiten sich beim Näherkommen in glückvolle Überraschungen verwandelten, wie die Wirrnis widersinniger Steige in die Sicherheit eines guten entschiedenen Weges mündete: klärten und näherten sich die Herzen und das Leben dieser beiden Menschen, als seien sie von Anfang für einander geschaffen, und der Geigenmacher floß über von dem Glück und Kampf für seine Kunst, daß das Schönlein vor Staunen und dunkler Bewunderung oft lange wortlos neben ihm ging, weil sie geheimnisvoll von einer seligen Unsicherheit berührt wurde wie gestern Nacht, als sie die Sterne so verwirrend hatte über sich tanzen sehen.

Gegen den halben Nachmittag lenkte der Geigenmacher unauffällig in die Richtung nach seiner Waldhütte und stand mit dem Schönlein zur Abendzeit an einer jener Stellen des Kammes, wo das Gebirge unvermutet klaftertief in einen grausigen Felsenabgrund abstürzt. Hier genießt man einen ungehemmten, fast so weit reichenden Blick in die bebaute Ebene, als befände man sich auf dem Gipfel eines Berges. Das erste Dämmern des Abends war schon vorüber und die Erde lag in einer geheimnisvollen Klarheit unter ihnen, wie sie Menschen nach dem ersten, tiefen Müdesein vor dem Untertauchen in die Nacht des Schlafes so oft auf einen Augenblick überfällt, daß das unausdenkbar verworrene Getriebe des überwundenen Tages klar vor ihrem allerdings inneren Auge ausgebreitet liegt. So klar sahen sie das Land unter sich, das am Tage gewöhnlich durch den Lichtdunst der Sonne verhüllt wird, die es doch erhellt.

Wie ein buntes unendliches Meer sah es aus, dessen Wellen die Hügel und niedrigeren Bergstriche waren. Und da nun die ersten Schatten und letzten Lichter abwechselnd darüber hinhuschten, schienen die unzähligen Ortschaften mit ihren roten Dächern, Türmen und Essen Schwärme von Fahrzeugen zu sein, die durcheinander wimmelten, und jedes mühte sich aus der Enge seines Wellentales heraus in den fernen freien Horizont zu kommen, wo das Land zu einem magisch hellen Lufthauch wurde und ohne klaffenden Riß, ohne Brücke in den Himmel hineinglitt, als sei es selber Himmel.

Als das Schönlein sich an diesem Anblick eine stumme Weile tief verloren hatte, wurde es von Schwindelgefühl gepackt, trat schnell vom Rand des Abgrundes zurück und griff hilfesuchend nach des Geigenmachers Hand, um nicht in die schreckliche Welt hinunterzufallen.

„Ach, liebes Schönlein,“ sagte der Geigenmacher, „da ist doch nichts zu fürchten! Denn siehst Du nicht da hinten den Himmel aufstehen und wenn wir beiden in die Welt fallen, kommen wir doch auch in den Himmel.“

Statt aller Antwort hielt ihn das liebe Mädchen von dem Schritt, den er spaßhaft vorwärts tun wollte, zurück, drängte sich fest an ihn, lehnte das Köpfchen an seine Schulter und schüttelte es energisch.

„Ja, Du willst nicht in die Welt hinunter?“ fragte der Geigenmacher leise.

Sie verneinte lautlos.

„Aber in den Himmel möchtest Du?“

Energisch wiederholte sie die stumme Verneinung.

„Ja, um Gotteswillen, was willst Du denn da eigentlich?“ fragte zum drittenmal der Geigenmacher, in dessen Herzen schon die Fiedeln zu spielen begannen.

„Es ist doch vielleicht besser, ich bleibe bei Dir, bis die Mutter schreibt,“ antwortete das Schönlein endlich stockend, fast unverständlich und fühlte sich in einer Glut stehen, die ihre Sinne umnebelte.

Der Geigenmacher sah sie nicht erröten, denn in diesem Augenblick fiel die Nacht über die Erde. In seinem Herzen aber brach ein Jubelkonzert, wie ein lange aufgestauter Strom los.

Er umfaßte das Schönlein und trug es einige Schritte von dem Abgrund weg und während die beiden die ersten Küsse aus einander tranken, stahl sich da und dort ein Stern aus dem Dunkel und sah blinzelnd auf die Erde.

* * *

Wie sie unfühlend, weil zu selig, an dem nahen Abgrund der Erde gestanden hatten, so bewegten sie sich, nach wie langer Zeit wußten sie nicht, um den Abgrund herum auf einem anderen Weg, als dem, den sie gekommen waren, in ihre Hütte zurück. Aus den Felsen wurden sie in das Gebiet der Kriechkiefern geführt, die Bäume des Tales begannen neben ihnen aufzusteigen, erst zerzaust, geduckt, verkrüppelt, dann immer höher, freier, kühner und endlich war das Brausen des Hochwaldes um sie, das die Nacht so wohnlich und sicher macht, weil gleichsam das Geheimnis unseres Wesens, diese uns gewohnte Unergründlichkeit, in tausend Stimmen, die alle doch nur eine sind, um uns singt und orgelt.

Aber was der Geigenmacher und das Schönlein sahen, war doch nur ihr unbeschreiblicher Zustand, was sie hörten, der Klang ihrer geheimnisvollen Davongeführtheit, und wenn sie auf Augenblicke zu ihrer irdischen Existenz erwachten, so brachten sie es nur zu einigen belanglosen Worten, wie Schläfer, die auf Sekunden aus seligem Traume auftauchen, unbegreifliche Laute sprechen und gleich wieder in die Wunder ihres Inneren zurücksinken.

Der Mond hatte seine Silberfahrt am Himmel begonnen und leuchtete ihnen, das Wässerlein hatte sich zu ihnen gefunden und führte sie, und endlich sahen sie die Hütte auf der kleinen Blöße vor sich auftauchen.

Da machte sich das Schönlein von dem Geigenmacher los und bat den Geliebten, sie noch diese Nacht allein in dem Häuschen zu lassen, denn ehe sie ganz die Seine werde, müsse sie noch einmal ungestört mit sich und Gott zu Rate gehen.

„Morgen früh mit dem neuen Tage,“ sagte sie, „mag dann unser neues Leben beginnen“.

„Mag?“ fragte der Geigenmacher betroffen.

„Nun, soll," antwortete das Schönlein, „wenn alles geschlichtet ist."

„Und ich?" fragte der Geigenmacher wieder, „wo bleibe ich diese Nacht?"

„Du steigst wieder ins Bergwirtshaus hinauf, bleibst da droben die Nacht allein und gehst auch mit Dir ins Gericht, ob es recht und gut ist, Dich für immer mit einem armen, hergelaufenen Wesen zu verbinden. Und wenn alles gut abläuft und die Sterne sagen „Ja", so kommst Du morgen früh herunter, aber nicht eher, bis es heller voller Tag ist."

„Du! — Und Du willst allein in der Hütte bleiben?" fragte der Geigenmacher, um ihren absonderlichen Entschluß vielleicht doch noch zu erschüttern.

„Ja, freilich, ja," entgegnete sie entschieden, „ich bin doch auch in dem Häuschen meiner Mutter allein gewesen. Also, bitte, gib mir den Schlüssel und meine alten Sachen und laß mir noch einmal meinen Willen, ehe ich keinen andern als Deinen mehr haben kann. Geh, mein Lieber, leb wohl. Auf Wiedersehen!"

Dann umschlang sie ihn stürmisch, nahm den Schlüssel und den Rucksack in Empfang und wandte sich zum Gehen.

Als sie sich nach einigen Schritten umdrehte, sah sie den Geigenmacher noch immer unbeweglich, wie einen Pfahl auf derselben Stelle stehen. Er rief noch einmal leise und bittend: „Schönlein, liebes Schönlein."

Dann wandte er sich langsam und verschwand in der Nacht des Hochwaldes.

X.

Natürlich vermochte der Geigenmacher diese Nacht den Schlaf so wenig zu finden, wie eine verlorene Nadel auf einem Sandhaufen in der Finsternis. Er wäre kein Mann gewesen, wenn er nicht nur auf dem Rückwege zum Bergwirtshaus, sondern noch lange nachher an dem bitteren Grimm über des Schönleins kindhafte Zwieselköpfigkeit gelitten hätte, daß sie ihn nach einem Tage so sicheren Glückes so schmählich abspeisen konnte, als habe er ein einziges Mal über das Dach eines Hauses mit ihr geredet, ohne sie zu sehen. Und er hätte nicht bis in die letzte Fiber seines Wesens in sie verliebt sein müssen, wenn er nicht zugleich über die Weigerung ihres beherrschten und ernsten Herzens beglückt gewesen wäre, die himmelsbunten Stunden dieses köstlichen Tages in den Feuern einer Liebesnacht zu verbrennen. Aber vielleicht wußte sie in ihrer engelhaften Reinheit gar nichts von den heißen Springfluten, die in den Herzen der Männer aufbrechen und ihre heiligsten Gefühle so oft in der Blindheit des Verlangens untergehen lassen. Und wenn der Geigenmacher von einer solchen Glutwoge gepackt wurde, sprang er aus dem zerwühlten Bett und begann, sich mit dem fiebernden Vorsatz anzukleiden, jetzt, gleich, in der Nacht hinunterzueilen und sich, koste es, was es wolle, bei dem Schönlein Eingang zu erzwingen. Aber diese Raublust seiner Liebe dauerte nicht lange. Noch ehe er über die Strümpfe und Hosen hinausgekommen war, saß er auf dem Bettrande in einer blauen Verklärung, in einer zauberhaften Entrücktheit, daß er das Schönlein vor sich sah, wie sie zögernd von ihm ging, immer weiter in das blaue Dunkel hinausgezogen wurde und vor dem völligen Verschwinden den Kopf nach ihm umwandte, um mit einem Gesicht voll anklagender Liebe von ihm Abschied zu nehmen. Und während ihre Duftgestalt

immer undeutlicher wurde und ihre Umrisse mit sanftem Aufleuchten ganz erloschen, quoll aus dem Unfaßbaren über ihn — durch die ganze Welt in unbeschreiblichem Wohllaut eine Woge des Liedes:

„O sanctissima, o piissima"

nicht mehr, als durch einen einzigen Türschwung aus dem Himmelsraum zu ihm dringen konnte, daß er die Kleiderrüstung wieder von sich warf und mit angehaltenem Atem auf die Fortsetzung des Liedes wartete, bis er sich überzeugen mußte, daß der Habichtskopf droben in einem hohen Sternenwind zu pfeifen begonnen hatte.

Auf diese Weise brachte der Geigenmacher die Nacht zu, und wenn ihn doch der Schlaf auf zwei, drei Sensenhiebe aus seiner Unruhe entrückt hatte, fuhr er erschrocken vom Lager auf, eilte ans Fenster und riß den Vorhang herum, weil er fürchtete, die Welt stecke schon tief im nächsten Tage. Aber der totenblasse Mond schwankte immer noch in den Nebelwolken und der Habichtskopf pfiff und tanzte im Sturm, als solle diese verwünschte Nacht noch ein Jahr dauern.

Endlich, als er wieder einmal aus kurzem Schlafe erwachte, stand der Tag, abgewürgt und fahl, vor den Fenstern, als ob er sich nicht zu leben getraute.

„Das kann ja schön werden," murmelte der Geigenmacher bekümmert und machte sich doch in fliegender Eile zum Aufbruch zurecht, obwohl es noch lange Stunden bis zu dem Zeitpunkt waren, an dem er sich drunten beim Schönlein in der Hütte einfinden sollte. Auf den Zehen, um niemand zu wecken, schlich er aus dem Hause, und als er den Morgenwind um sich spürte, sprang er in langen Sätzen wie ein befreiter Häftling zwischen den Felsen davon. Allein schon beim ersten Abweg drehte es ihm die Füße zum Marsch ins Tal hinunter, und er mußte alle Gewalt zusammennehmen, seiner Ungeduld nicht zu erliegen. Um über das unbändige Verlangen Herr zu werden und sein Gemüt in das klare schöne Glück des vorigen Tages zurückzuführen, beschloß er, auf denselben Umwegen wie gestern mit dem Schönlein, dem Tal zuzustreben. Er zog die Uhr, rechnete die Zeit aus und fing einen trödelnden Trab an, ruhte an den alten Raststätten, grüßte Blumen, die das Schönlein erfreut, verlor sich an Ausblicke, die sie beglückt hatten, hörte des lieben Mädchens Stimme in sich aufklingen und nahm nicht wahr, daß sein Wandeln in Laufen und sein Laufen in Rasen ausartete, so daß er nach kaum einer Stunde an dem Felssturz stand, wo ihm gestern das Schönlein in williger Liebe das erstemal ans Herz gesunken war. Er hatte von hier aus kaum noch eine Stunde bis hinunter zur Hütte. Denselben Weg noch einmal zu machen, nur um die Zeit totzuschlagen, diesen Mut brachte er nicht auf. Darum begann er langsam wie eine Schnecke den Berg hinunterzukriechen und schmunzelte beglückt in sich hinein, weil ihm der Gedanke kam, das Schönlein habe nur deswegen eine so späte Stunde zum Wiedersehen festgesetzt, um seine Liebe auf die Probe zu stellen. Wahrscheinlich stehe sie schon vor der Hütte und schaue ungeduldig nach ihm aus. Auf diese Weise wurde aus seinem Säumen wieder nichts. Ehe er es sich versah, war der Unband seines Herzens wieder wach und trieb ihn in großen Sprüngen zu Tal. Je weiter er hinunterkam, desto dichter wurde ein weißer, seidiger Nebel, der leise in einer schwülen Luft in den Kronen der Bäume spann, wie es an Tagen geschieht deren Morgen schon mit dem Gewitter spielt.

Um das Schönlein zu überraschen, bog er von dem Steige ab und näherte sich auf einem großen Umweg mitten durch den ungebahnten Wald der Hütte.

Sein Herz sang immer lauter, und er mußte sich bezwingen, nicht laut und jubelnd nach dem Schönlein zu rufen. Als er durch die letzten Baumreihen das kleine graue Schrotholzhäuschen auf der winzigen Blöße im Nebel schwanken sah, trat gerade die Sonne in der Höhe heraus und warf ihre ersten sieghaften Strahlen auf die Erde, daß die Hütte in einem Schimmer silbriger Verklärung stand, als sei sie ein einsames, weltverschollenes Heiligtum.

Nichts rührte sich um sie. Lautlos lag sie da. Und hatte der Geigenmacher vorher mit Gewalt den Ruf nach dem Schönlein zurückhalten müssen, nun, da der Himmel sichtbar ihre bevorstehende Vereinigung mit dieser Schönheit segnete, konnte er vor Ergriffenheit zu keinem Wort kommen.

Behutsam näherte er sich dem Häuslein, dessen Umgebung sorgsam gefegt war, klopfte an die Tür und bekam keine Antwort. Vielleicht, dachte der Geigenmacher, ist sie mit den Vorbereitungen zu meiner Ankunft in einer Versunkenheit beschäftigt, daß sie den Laut an der Tür nicht gehört hat, und um sie bei dieser Arbeit hingebender Liebe unbemerkt betrachten zu können, spähte er vorsichtig durchs Fenster in das Stübchen, das in dem Licht der sonnenschimmernden Nebel lag, voll einer gedämpften Helle, wie sie Zimmer mit Mullvorhängen an den Fenstern erfüllt, daß sie jungfräulich, kindhaft und altväterisch zugleich aussehen. Auf der Werkbank lag der neue Kleiderstaat des Schönleins sorgfältig ausgebreitet. An dem blauen Leibchen war ein kleines Sträußchen goldgelber Blumen befestigt, darunter, auf dem Fußboden, standen die zierlichen Schuhe, spiegelblank geglättet, das Bett in Ordnung, wie unberührt. Alles festlich hergerichtet. Von dem Schönlein aber war nichts zu sehen und zu hören. Mit stockendem Herzen trat der Geigenmacher zurück und ging spähend und nach allen Richtungen lauschend um das Haus.

„Was ist denn bloß mit dem Mädchen geschehen? Wo ist sie hin?" sann der Künstler, der vor Betroffenheit wie stumm war. Da erklang von dem kleinen Teich her der übermütige Schrecklaut einer weiblichen Stimme. Das konnte niemand anders als das Schönlein sein. Lautlos wie ein Jäger auf der Wildfährte pürschte sich der Geigenmacher näher und näher. Kein dürres Zweiglein knackte unter seinem Fuß, kein zurückgebogener Ast wuchtete. Und nun sah er sie vor sich. Im Begriff zu baden, saß sie abgewendet auf dem übermoosten großen Felswacken und plätscherte mit den Füßen in dem stillen Wasser. Ihr zarter, fester Körper ganz enthüllt, das Wunder der melodiösen schmalen Schultern, die herrliche Schwingung ihrer Taille, die zauberhafte, wie sonore Rundung ihrer zierlichen Hüften. Ach und der schlanke, lange Hals mit dem kleinen blonden Wirbelköpfchen .... Der Geigenmacher war benommen von seligster Hingerissenheit. Ohne es zu wissen, rief er in Extase: „Herrliches Schönlein!" Auf diesen Laut sprang das Schönlein wie von einer Kugel zu Tode getroffen vom Stein ins Wasser, verbarg sich hinter dem Felswacken, schrie nicht, sondern zischte in höchster Empörung: „Pfui" und wieder „Pfui!", nannte ihn einen gemeinen Menschen und befahl ihm in höchstem Zorn, sich sofort bis auf die breite Gebirgsstraße zu entfernen und dort eine Stunde zu warten. Dann werde sich ergeben, was zu geschehen habe. Wenn er aber wage, nur noch einen Schritt näher zu kommen, dann ereigne sich etwas, was weder sie noch er im Leben mehr gut machen könnten.

Betäubt vor Schrecken und Traurigkeit ging der Geigenmacher von dannen und wagte nicht mehr zurückzusehen.

XI.

Als der Geigenmacher die breite Straße erreicht hatte, die über das Gebirge auf die andere Seite führt, ließ er sich tief im Hochwald auf einen Stammstumpf nieder und versank in eine unbewegliche Dunkelheit des Gemütes, weil er weder wagte, sich in eine lebhafte Empfindung seines jetzigen Zustandes einzulassen, noch der Vergangenheit zu denken oder sich seine Zukunft vorzustellen. Er hatte sein brauens Hütlein vor sich auf den Boden gestellt und sah stumpfsinnig darauf nieder. Seine feuchten Haare fielen ihm in die Stirn. Er strich sie nicht zurück. Wanderer kamen und gingen auf der Bergstraße plaudernd und singend vorüber. Dann und wann knarrte ein Fuhrwerk. Der Kutscher schrie und knallte mit der Peitsche. Dann war es ganz still bis auf den Wald, der manchmal unter dem Anprall eines verirrten Windstoßes zusammenschauerte.

Der Geigenmacher nahm in seiner leeren, ohnmächtigen Versunkenheit nichts wahr, und das einzige, was er genau wußte, daß alles zerschlagen und vorbei sei, wagte er nicht, sich zu gestehen. Mit aller Gewalt wehrte er sich gegen die Flut einer Finsternis, die in ihm aufdrängte und, einmal der Fesseln seines Willens ledig, wie eine Überschwemmung sein Wesen, sein Leben, seine Kunst entwurzeln, zerwirbeln und in Trümmern davonführen mußte.

Und indem seine Gedanken an dieser Tatsache von ferne hingingen, wie letzte lichtschwache Wölkchen auf die eingebrochene Nacht der Erde niederlugen, wehrte er sich gegen sie und sein Erliegen, obwohl doch mit der Empfindung dieser Ohnmacht der Genuß seiner letzten Kostbarkeit auf schmerzliche Art zu schmecken war.

So saß der Geigenmacher und wühlte Luft in Luft, bis er sich erhob. An seiner Erschöpfung ermaß er, daß die Stunde, die ihm das Schönlein geboten hatte, längst vorüber sein mußte. Der Sicherheit halber zog er, schon auf dem Rückweg begriffen, die Uhr. Es waren anderthalb Stunden verflossen. Er lächelte voller Bitterkeit über seinen geduldigen Gehorsam und ging langsam weiter. Nur, um das eine nicht denken zu müssen, das doch sicher war, achtete er auf alles, was er sah und hörte, mit mechanischer Genauigkeit, ja mit der geheimen Furcht, es sich genau einzuprägen, weil alles bald für immer versunken sein werde.

Die Schutzhütte tauchte vor ihm auf, verschlossen, lautlos, verlassen.

Er öffnete. Sie war leer. Die Küche blitzblank. Die einzige Stube festlich hergerichtet. Die neuen Kleider des Schönleins mit dem goldgelben Sträußchen, die blanken Schuhe darunter, alles wie er es vorhin durchs Fenster gesehen hatte. Sonst keine Spur von dem Schönlein. Ihr alter Rucksack und das verblichene Kopftuch, das sie nicht auf den Gang über das Gebirge mitgenommen hatte, waren verschwunden.

Es hob dem Geigenmacher die Brust zu einem Ruf nach dem Schönlein, aber er hielt ihn zurück, weil er fühlte, daß es ein Schrei geworden wäre. Tapfer reckte er sich, holte ganz vorsichtig und kurz Atem, prüfte alles genau, wurde immer blasser und wagte es doch noch, zu dem kleinen teichartigen Tümpel hinaufzugehen. Als er aber dem übermoosten Block in dem lautlos kreisenden Wasser gegenüberstand, wo er das Schönlein in seiner unverhüllten Schönheit das letztemal gesehen hatte, war es mit seiner Beherrschung vorbei.

In den ärmlichen Kleidern, wie sie vor Tagen zu ihm gekommen war, war sie geflohen, vor ihm geflohen, voll Stolz und Verachtung, ohne Gruß und ohne

einen anderen Fluch als den, den er lautlos überall um sich fühlte. Von einem Schlag betäubt, der blitzartig gegen seinen Kopf und sein Herz zugleich geführt wurde, sank er in die Knie und kauerte sich in die jungen Fichten, die das Teichlein umstanden.

Der Sonnenzeiger rückte weiter. Der Mittag kam heran. Die Hitze stieg. Die Wolken ballten sich zusammen. Das Wetter begann verhalten zu schnieben. In der Ferne platzte der erste Donner los.

Da schrak der Geigenmacher auf, wischte sich das Erblinden aus den Augen, brach stürmisch durch die jungen Fichten, lief zur Hütte zurück, suchte nach des Schönleins Spuren, fand sie und fuhr wie ein besessener Jagdhund an ihnen hin, neben dem Bach bergan, hatte sie schon bald verloren, hielt sich ins Tal zurück, kam an den Weg, der durch den Wald der Länge nach zu der Bahnstation einer kleinen Stadt im anderen Kreise führte und lief in einem Wahn, für den er keinen Grund suchte und fand, weiter. Das Wetter brach los. Er hörte es nicht. Blitze wirbelten. Donner keilten ohne Aufhören. Es goß in Sturzbächen. Er triefte von Regen bis auf die Haut und lief und lief.

Gegen Abend stand er auf dem Bahnhof und löste sich eine Fahrkarte nach Breslau. Der Zug fuhr ein. Er sah ihn neugierig an, machte keine Miene einzusteigen und stierte dem Schaffner, der ihn dringend aufforderte, verständnislos ins Gesicht, dann gab er ihm die Fahrkarte und verließ, trotz des Geschreies, das sich hinter ihm erhob, den Bahnhof, ohne nach dem Zug zurückzusehen, der sich bald darauf in Bewegung setzte.

In derselben Nacht ging er denselben Weg wieder zurück und kam lange nach Mitternacht in der Hütte an. Er wagte nicht, in der Stube zu bleiben, wo des Schönleins Kleider lagen, zündete in der Küche ein Feuer an, rückte sich einen Stuhl an den Ofen und schlief darauf ein.

Am andern Morgen ging er ins Dorf hinaus und frug ohne Wahl alle Menschen, denen er begegnete, wo das Schönlein sei. Aber man lachte ihn aus oder kam ihm grob: denn er taumelte wie ein Trunkener und hatte ein Gesicht wie ein Verkommener. Seine Kleider verschmutzt, zerknittert, halbnaß, sahen aus wie die Lumpenkledage von Heuvögeln, und er redete wirres unzusammenhängendes Zeug. Mühsam schleppte er sich in die Hütte zurück, bettete des Schönleins Sachen in das Lager, auf dem sie geruht hatte, holte sich die Leiter und begann, auf den Boden hinaufzusteigen. Während er sich mit größter Anstrengung von Sprossen zu Sprossen aufwärts zog, löste sich endlich der Krampf seines Lebens. Er begann lautlos zu weinen.

Droben wühlte er sich ins Heu, starrte mit weiten Augen klar und lange ins Finstere, nickte dann bereit und flüsterte zuletzt mit trockenem Mund und rindiger Zunge: „Vorbei! — Gut! — Sterben!"

Wirklich, der Geigenmacher schlief, als sterbe er. Seine Dumpfheit wurde von Stunde zu Stunde tiefer und schwärzer. Das Herz schlug leiser und langsamer. Kaum wärmte der Atem die Lippen mehr. Als er einmal erwachte, hatte er die Empfindung, schon acht Tage ohne Speise und Trank unter dem Dach zu liegen und von der Welt vergessen zu sein. Er wollte sich erheben, war aber so schwach, daß er zurücksank und sofort wieder von dem bilderlosen Schlaf weggeschwemmt wurde. Rund um ihn war ein leises Sausen wie von einer riesigen Turbine. Das

erfaßte ihn endlich, wirbelte ihn mit rasender Geschwindigkeit im Kreise und sog ihn kopfüber ein.

Nun hatte Gott den armen Geigenmacher in seinen hundert Mörsern zu Pulver gestoßen. Aber diejenigen, die der Herr verwirft, läßt er als verpfuschte Werkstücke ganz aus seiner Hand fallen. Den Lieblingen führt er nach ihrer Zerstörung wie aus dem Jenseits ein neues, verwandeltes Leben in das innerste Kernhaus ihres Herzens zurück.

Als der Geigenmacher soweit gekommen war, stieg ein Bild vor seinem inneren Auge auf. Er stand als junger Mann am Ende seiner Lehrzeit zum Abschied vor seinem greisen Meister. Der sah ihn lange mit seinen lebensfernen, überklaren Augen an, daß dem Geigenmacher davon die Brust wie einem demütig furchtsamen Schüler zu enge wurde. Dann fuhr ihm der verehrte Greis mit seiner welken Hand gütig durchs Haar und sagte: „Mein Lieber, jetzt bist Du endlich so weit, daß Du Deine Geigen nicht mehr aus dem Holz, sondern aus Deinem Herzen schneiden kannst.“ Dann klopfte er an die Tür, durch die er hereingekommen war. Ein dunkler Schattenmann trat in die abendliche Stube, in der sie standen, und führte ihn lautlos davon, wie der Wind eine Wolke fortträgt.

In diesem Augenblicke war der Geigenmacher gerettet. Er erwachte und fühlte sich vollkommen genesen, und da das Klopfen noch immer andauerte, mit dem der Meister den Schatten seines Davonführers herbeigerufen hatte, erhob sich der Geigenmacher, tastete nach der Luke und stieg vorsichtig in die Stube hinunter.

Dort traf er den alten Förster seines gräflichen Freundes und Gönners, der vor ihm erschrak, weil er wie einer aussah, der von den Toten auferstanden ist. Der Grünrock hatte schon lange, erst gegen das Fenster, dann gegen die Tür gepocht und war dann eingetreten. Mit wenigen kargen Worten rührte er an das Schicksal des Geigenmachers, das er „den Ärger mit dem Mädel“ nannte und überreichte ihm dann den großen Pack Lebensmittel, Wein und Leckereien, die ihm der Graf sandte. Dazu händigte er ihm ein Kärtchen aus, das nur die Frage enthielt: „Wann kommen Sie aus dem Waldhimmel?“

Der Geigenmacher schrieb schnell eine kurze Antwort, dankte herzlich, stellte seinen Besuch im Schloß in Aussicht, bat aber, seine Einsamkeit einige Monate noch nicht zu stören. Denn er sei am Ende seiner Probezeit. Dann trug die Magd des Försters, die alles auf einem Schiebkarren herangefahren hatte, die Vorräte in die Küche und die beiden entfernten sich von dem Geigenmacher, der sie im Walde untertauchen sah, wie die Erscheinung aus einem Leben, das ihm zu einem noch rätselhafteren Schattenspiel wie vorher geworden war, seit er von der kurzen Windbrautsfahrt seiner Liebe durch den Schacht einer tagelangen Nacht wieder auf die Erde gefallen war.

Er lächelte hinter dem verschwundenen Förster her wegen seiner Worte „von dem Ärger mit dem Mädel“, wie er sein Erlebnis mit dem Schönlein nannte. Als wisse dieses grüne, greise Waldtier das alles genau, was in ihm nur gleich einer aus der Luft gefallenen Phantasie wirklich war, dergestalt, daß er nach der schmerzhaften Rückkehr in sein früheres Dasein nicht einmal den Zugang zu diesen visionären Tagen fand, geschweige alle Phasen dieser himmelsbunten Wirrnis zu enträtseln imstande war, die von Offenbarungen erfüllt schien, die ebensoviele tiefe, kostbare Geheimnisse der Welt und seines Wesens bargen. Seine Gedanken

daran verbargen ihm das Wissen und dieses die Bilder der Erinnerung. Ja —, noch die ganze Umwelt, die Bäume, das Haus, der Himmel, das Wasser verriet nichts von den Wundern, in denen sie doch eben so strahlend geblüht hatten wie sein Herz und sein Geist. Nur seine Nerven bebten in den Tönen, die aus des Schönleins Seele in ihn geströmt waren, sein Körper war erfüllt von dem Wohllaut der Gestalt und der Bewegungen dieses Mädchens, das aus seinem Traum stammte und auch von dieser Welt war.

Allein er sah sie nicht mehr mit leiblichen Augen, und so schaute er blind in eine Welt, die alles wußte und ihm doch nichts mitteilte als ein Ahnen, das ihn marterte.

Er streifte im Wald umher und suchte die Orte auf, an denen er mit dem Schönlein geweilt hatte; saß an dem Wasser und wartete, daß ihm das Mädchen erscheine: es war umsonst. Er rief nach ihr und niemand als seine Stimme antwortete. Endlich gab er alles Suchen und Ringen nach ihr auf. Er setzte sich auf die Schwelle seiner Hütte und ließ sich ohne Gedanken und ohne jede Gewalttat des Willens in die Tiefe seines Innern sinken, die von ihren und seinen Wundern erfüllt war.

Nachdem er auf diese Weise einen Tag und eine Nacht in Gegenden seines Innern geweilt hatte, die nur Gott kennt, war er ruhig und sicher geworden. Denn es stiegen aus dem Dunkel seiner Tiefe die Umrisse einer Gestalt, die zwar das Schönlein nicht war, aber all ihre Schönheit, ihren Klang, ihre Kühnheit und Tiefe, ihren Ernst und ihre Süße enthielt. Die Leiden und das Glück seines Lebens hatten sich zur Forderung seiner Kunst verwandelt. „Ich will mir erst ein Abbild ihres Leibes machen, das ihre Stimme und die Stimme unserer himmelhohen und erdentiefen Liebe hat", sagte er zu sich und begann nach dem Muster ihres schönen Leibes eine Geige zu bauen.

Aber was ihm der Meister im Gesicht verkündet hatte, trat ein, die Geige, die unter seinen Händen wuchs, war nicht ein totes Instrument, sondern ein lebendiges Wesen.

Je klarer und schärfer er ihre Umrisse herausarbeitete, desto beglückter wurde sein Wesen und desto zaghafter und ungenügsamer schafften seine Hände, um alle Wunder aus des Schönleins Seele und ihrem Leibe nachzubilden.

So quälte sich der Geigenmacher Tag und Nacht. Und wenn er eine letzte Unvollkommenheit beseitigt hatte, sah er an deren Stelle zwei neue.

Der Herbst kam. Die Drosselscharen lärmten durch den Wald und der Bach fing an, dürre Blätter davonzutragen.

Der Geigenmacher aber war in einen Zustand geraten, der einer tiefen Krankheit nicht unähnlich war.

Endlich hing die Schönlein-Geige fertig besaitet über seiner Werkbank und er saß tief in der Nacht davor und betrachtete sie im Scheine der fast heruntergebrannten Kerze.

Seine Augen gingen immer von neuem über das Werk hin. So lange betrachtete er die Geige, daß er es nicht mehr fertig brachte, sie anzusehen. Denn dieses Instrument, das von dem tiefsten Sturm seines Lebens geboren worden war, erschien ihm nur als eine ungeheuerliche Sammlung dummer Fehler. Er mußte die Augen vor diesem Monstrum schließen. Das entsetzte Herz schlug ihm in den

Ohren, seine Lippen bebten vor Ingrimm und Tränen brannten wie Gift gegen die Lider.

Er erhob sich mit tödlicher Entschlossenheit und langte nach der Geige, auf der offensichtlich nicht der Segen, sondern der Fluch des Schönleins lastete, um sie vor seinen Füßen in Scherben zu schlagen.

Allein sie hing plötzlich so hoch, daß er sich auf die Zehen heben mußte, um sie zu erreichen. Und indem er sich voll Schmerzen zu diesem letzten Gericht über sein Leben und seine Kunst zwang, hörte er es dringend an den Fensterladen pochen. Geheimnisvoll und erschütternd klopfte es, daß er von seinem Beginnen abließ, hinging, die Tür öffnete und unwillig in die Finsternis hinausspähte. „Wer ist da?" wollte er eben zornig fragen. Da trat aus der Nacht derselbe Schattenmann auf ihn zu, der im Gesicht seinen Meister davongeführt hatte. Der Geigenmacher streckte abwehrend beide Arme gegen den Unheimlichen aus und flüchtete, am ganzen Leibe bebend, in sein Zimmer zurück. Da erkannte er, daß ihn der Meister aus dem Grabe vor der Zerstörung gewarnt hatte, nahm des Schönleins Kleider aus dem Bett und trug sie in das Heu des kleinen Bodenraumes. Dann entkleidete er sich, löschte die Kerze aus und legte sich auf des Schönleins Ruhestatt.

Da lag er still und beglückt wie im Himmel, und die Stube füllte sich mehr und mehr mit einem weißen, gedämpften Schimmer. Der ging von der Geige aus. Aber der Geigenmacher wagte nicht, nach ihr hinzusehen, und als sie gar in seinem Herzen zu singen begann, schlief er selig hinüber.

Am anderen Tage ließ er dem Grafen die Nachricht zukommen, daß er mit dem Werk zu Ende sei, und meldete seinen Besuch im Schlosse an, um mit der Geige seinen Dank in die Hände seines Freundes und Gönners zu legen.

Jener Künstler, der einst des Meisters Geige mit der Stimme und der Seele der Namenlosigkeit entsetzt zurückgegeben hatte, war zu dem Abend geladen, an dem die Schönlein-Geige die Feuertaufe der großen Kunst erhalten sollte.

Durch den Grafen, der nach der Art der überschäumenden Enthusiasten die Vorzüge des neuen Werkes in alle Himmel erhoben hatte, war der Spielkünstler mißtrauisch geworden und versuchte, dem Meister etwas von den Prinzipien zu entlocken, nach denen er das neue Instrument gebaut habe; aber der Geigenmacher lächelte nur, bewegte den Kopf, als verstehe er die Fragen nicht, machte eine Handbewegung, als deute er auf sein Herz, und antwortete in bescheidenem Stolz, die Geige solle heut abend für sich selber zeugen. Dann verabschiedete er sich von dem Virtuosen mit der einzigen Bitte, die Geige mit so viel Liebe und Hingabe zu spielen, wie er sie gebaut habe. Er begab sich auf sein Zimmer und blieb dort allein, bis das Glockenzeichen zum Beginn des Konzertes durch das Schloß ertönte.

Der Saal war schon verdunkelt, als der Geigenmacher lautlos durch die Portiere hereinschlüpfte und sich neben der Gräfin niederließ.

Der Künstler wollte einige Sonaten von Mozart und zum Schluß die Gioconda von Bach spielen.

Dem Meister zog es das Herz zusammen, als er seine Geige in der Gewalt des Künstlers sah, wie er sie faßte, heraufhob, unters Kinn preßte, und einen Augenblick war er versucht, sich auf ihn zu stürzen, sie ihm zu entreißen und damit zu entfliehen. Aber da begann sie zu singen, und er lehnte sich zurück und schloß die Augen. Alles war wie gebannt. Denn schon nach wenigen Takten erlagen alle

einem unbegreiflichen Wunder. Das, was aus dieser Geige drang, waren nicht Schälle, die erst unter der genialen Gewalt der Melodie zu Tönen einer himmlischen Musik wurden und nicht weiter als bis zu den Grenzen reichten, die ihnen der göttliche Meister gesteckt hatte; die Klänge, die aus dieser Geige drangen, das waren selbst Könige, Herrscher, Glorienträger und jubelnde, selige Geister. In ihnen war der selige Schauer der Divinität von Anbeginn und zugleich das Feuer und die Inbrunst der Erde, der Gesang der Dryaden, die Bäume, die Sylphen, die Blumen und die Nymphen, die Wasser klingen lassen, und es war in ihnen auch die Gewalt und Süße des sinnlichen Menschen in übersinnlichem Maße.

In dieser ungeheuren Verzauberung, die aus dem Ineinanderwogen von Himmel und Erde ein unnennbares Paradies schuf, verharrten die Zuhörer in einer außerirdischen Verzückung, und als am Ende des ersten Teiles das Licht aufflammte und alle langsam wie aus einem göttlichen Schlaf erwachten, war der Geigenmacher, auf den sie sich begeistert stürzen wollten, verschwunden.

Wonach er in all den Wochen seiner Arbeit vergeblich gerungen hatte, das Schönlein leibhaftig vor sich zu sehen, ihre Stimme zu hören, sich durch das Spiel ihrer Bewegungen beglücken zu lassen, das war ihm in dieser Stunde in einer solchen Beseligung durch das Spiel des Künstlers geschenkt worden, daß er in der Sehnsucht nach dem lebenden Schönlein lautlos aus dem Zimmer geschlichen war und sofort das Schloß verlassen hatte.

Man suchte ihn in seinem Zimmer. Es war leer. Das Schloß wurde bis in seine letzten Winkel durchstöbert, der Park mit Laternen abgesucht, Gespanne auf alle Straßen gejagt: Er blieb verschwunden.

Unerkannt irrt er im Lande umher, um sein entlaufenes Schönlein zu finden. Wenn er vor Sehnsucht nicht mehr weiter kann, läßt er sich nieder und baut eine neue Geige. Aber keine erreicht die Schönheit jener ersten Geige, die er als Abbild seines Schönleins gebaut hatte. Er verkauft sie und wandert von dem Erlös weiter.

Zuletzt hat man ihn in einer Mondnacht vor dem Rathaus zu Wernigerode gesehen. Dort lehnte er am Brunnen und lauschte der Musik des Wassers.

Ende.

Edwin von Manteuffel und der Kaiser

Ein unbekanntes Kapitel aus der Geschichte der siebziger Jahre

von

Ludwig Dehio

(Schluß)

Zunächst freilich hatte der Kaiser Erfolg. In zwei langen eigenhändigen Schreiben (vom 10. und 11. Juni), deren ebenfalls eigenhändige Konzepte oder Abschriften bei den Akten liegen, bekämpfte er Herrmanns Rücktrittsgedanken. Allein die Summe der Schreibarbeit, die er auf diese Sache verwandte, ist imponierend. Erst recht ist es die sittliche Würde, die aus seinen Briefen spricht. Man höre: „Zum Eingang dieses Schreibens (es ist das zweite) muß ich Ihnen den ganzen Ernst meiner Stimmung vorführen und Ihnen sagen, daß ich am 7. Juni den 37. Todestag meines unvergeßlichen Vaters beging, am 8. Juni den 62. Jahrestag meiner Konfirmation, am 11. den Jahrestag meiner ersten Kommunion, den Beisetzungstag meines Vaters und den 37. Jahrestag meiner Hochzeit; und alle die ernsten Gedächtnistage unwohl in völliger Abgeschlossenheit zubringend — da werden Sie sich überzeugen, daß keine Übereilung diese Zeilen diktierte (des ersten Briefes, gegen den Herrmann sich noch zu wehren versucht hatte), sondern wohl durchdachte und überlegte Aussprüche nur sein können, in Konsequenz meines bisherigen Handelns in den uns bewegenden Angelegenheiten ... Und nun zeigen Sie mir an, daß Sie fahnenflüchtig werden wollen in einem Moment, wo wir, die wir noch rechtgläubig sind, unsere Fahne hoch tragen müssen, um dem Unglauben entgegenzutreten?" Unter anderem hatte Herrmann von den täglich zunehmenden Dornenrissen seines Berufes und dem Schwinden seiner Gesundheit gesprochen: „Glauben Sie denn, daß ich auf Rosen gebettet bin, der ich nur im äußersten Notfalle vom Weltschauplatz abtreten darf, also aushalten muß?" Wohl sei Hegel momentan in „ein falsches Fahrwasser" geraten, man dürfe ihn aber nicht in einem Augenblicke wegschicken, wo es darauf ankommt, „Rechtgläubige um uns zu sammeln und dem Unglauben geschlossen entgegenzutreten". Mit gleicher Bestimmtheit weist er endlich Herrmanns wie Hegels Entlassung zurück.

Nach einem solchen Briefe mußte Herrmann wohl bleiben. Er tat es ohne jede Zuversicht.[13]) Falks Stimmung spiegelt sich in einem Brief seines vertrauten Sydow an Wilmowski: „Soweit wäre die Sache also einstweilen gut — freilich auf wie lange?" Bismarck aber[14]) gab sich der trügerischen Vorstellung hin, es gelte nur eine vorüber-

13) Woran die Verleihung der „Exzellenz" nichts änderte.

14) Verführt auch durch ein „für jetzt" bei der Zurückweisung von Hegels Gesuch durch den Kaiser.

gehende Erregung des Kaisers abzuwarten, Hegels Verabschiedung sei nur auf kurze Zeit vertagt, Herrmann werde sein Werk fortsetzen können. Damit stimmt es zusammen, daß er unbedenklich kurz darauf Bennigsen das Ministerium des Innern antrug. Es scheint nicht, daß er jemals gerade Manteuffel hinter der geistlichen Kulisse vermutet hat. Vielmehr war es eher die Kaiserin und die verschiedenen, um sie gruppierten Oppositionselemente, gegen die sich sein Argwohn wandte. Daher jene Warnung vor dem Abbruch des Kulturkampfes, daher aber auch, nachdem er sich der ungebrochenen Kampfesentschlossenheit des Kaisers versichert hatte, seine Zuversicht, eben mit den Erfordernissen dieses fortgesetzten Ringens, vor ihm auch ein stärker liberal durchsetztes Ministerium rechtfertigen zu können. In Wahrheit aber wurde in Wilhelm gerade durch die Berührung mit Manteuffel die alte Sehnsucht immer stärker, zwar nicht den Kulturkampf abzubrechen, ihn aber mit den Mitteln einer konservativen Politik zu führen. Nur in ihrem Rahmen ließen sich auf die Dauer sein religiöses Gewissen und seine instinktive politische Neigung versöhnen mit den Geboten der aktuellen Politik des Staates. Denn schon die nächsten Monate belehrten ihn, daß auf dem von uns betrachteten Gebiete alle seine Mühe nicht ausreichte, die Gegensätze zu überwinden, sondern nur ihre Auseinandersetzung für den Augenblick zu verzögern.

Es entsprach nicht der Art Herrmanns, von dem Tiedemann urteilte, er sei weniger Geschäftsmann als Professor, der jede Angelegenheit wie eine wissenschaftliche Kontroverse behandle, ohne der Notwendigkeit von Kompromissen im praktischen Leben Rechnung zu tragen — es entsprach nicht Herrmanns Art, sich bei einer unklaren Lage zu beruhigen. Er entwickelte seine Grundsätze von neuem in einer Denkschrift des Oberkirchenrates (vom 11. August), die die Differenzen mit des Kaisers Anschauungen deutlich hervortreten ließ, und die sorgfältigen Randbemerkungen des Monarchen (vom Oktober) taten das ihre, um zu erweisen, daß man zwei verschiedene Sprachen redete. Was der einen Seite als Mittel erschien, die Gefahr zu beschwören, galt der andern selber als Gefahr. Immer wieder bezeichnete der Kaiser Apostolikum und Union als streng anzuwendende, dann aber auch ausreichende Normen der Kirchlichkeit, immer wieder betonte der Oberkirchenrat die Notwendigkeit der Vermittlung zwischen den Extremen, um das Auseinanderfallen der Landeskirche in Sekten zu verhindern. Die moderne Theologie schien dem Kaiser nur das Feste zu lockern, dem Oberkirchenrate im Gegenteil das Veraltete zu beleben und neu zu begründen. Die Stärkung des Laienelementes durch die Verfassung schien dem einen Teil in ihrer Rückwirckung die Massen zu verwirren, dem andern sie zur Anteilnahme an der Kirche zurückzuführen. Das eben war die große Differenz, die auf dem Grunde lag: der Kaiser wollte die Verfassung scharf angewandt sehen, in der stillen Voraussicht, es werde sich an einigen Punkten ihre Revision nötig machen — der Oberkirchenrat wollte in milder Verwaltungspraxis sein Werk Wurzel fassen lassen, von seiner Zeitgemäßheit überzeugt. — Nun aber wurde dieser sachliche Gegensatz dadurch so schwer überbrückbar, daß er sich mit einem persönlichen verquickte. Herrmann hörte aus den kaiserlichen Marginalien nur die Stimme seines und der Verfassung Gegners, die Kögels, heraus. Das war es, was ihm zugleich erbitterte und entmutigte. Überreizt durch den langen Kampf mit ungleichen Waffen zog er es vor, alle Konzessionen von sich zu weisen, weil er an ihrer Wirksamkeit verzweifelte, und zu gehen, solange er es noch mit selbstbewußter Würde tun konnte. Die Form, in der es tat, verletzte den Kaiser tief, nachdem ihm schon die Art seiner Angriffe auf die „Hofpredigerpartei" mißfallen hatte. Ohne die Marginalien des Kaisers zu einer zweiten Denkschrift des Oberkirchenrates abzuwarten, ohne sich durch einen eigenhändigen Brief des Monarchen, der ihn darauf hinwies, beirren zu lassen, forderte er den Abschied (am 25. und 28. November 1877). Der Kaiser konnte und wollte ihn nicht mehr versagen. — Ein verstimmender Mißerfolg seiner persönlichen Taktik! Umsonst war sein

mit tiefstem Ernst[15]) unternommener mühseliger Versuch gewesen, durch Verhandlungen und Gedankenaustausch ohne Personenwechsel seiner Überzeugung im Kirchenregimente Eingang zu verschaffen. Es war natürlich, daß er sich nun von neuem mit seiner Kamarilla in Verbindung setzte und auch zur Annahme schärferer Maßregeln bereit machte.

Falk, dem die „unbotmäßige“ Art (Ausdruck Bismarcks) von Herrmanns Rücktritt keine Gelegenheit bot, aus ihm seinerseits Konsequenzen zu ziehen, hatte dem Kaiser eine Liste von drei Namen für die Nachfolge vorgelegt. Der Kaiser forderte Kögels Urteil ein und dieser entschied sich für Hermes. Davon, einen der eignen Kandidaten des Kaisers — der kürzlich verstorbene Uhden hatte sie ihm namhaft gemacht — durchzusetzen, riet er als zu zeitraubend ab. Zwei Gründe mögen ihn vor anderen gelenkt haben. Er kannte Hermes. Hatte dieser doch seine bisherige Laufbahn fast ganz im Dienste der Kirchenverwaltung, zuletzt als weltliches Mitglied des Oberkirchenrates, zurückgelegt. Er war ein erfahrener Beamter, ein strenggläubiger Mann, der mehrfach Herrmann opponiert hatte; kein Gelehrter mit festgelegter Meinung, keine Persönlichkeit von dem Gewichte des Vorgängers in der Öffentlichkeit, dem repräsentativen und zur Beherrschung eines Kollegiums geeigneten Gaben. Vielmehr — Kögel sagt es selber — „eine bestimmbare Natur“. War das in den Augen des Hofpredigers vielleicht kein Nachteil? Ferner: seine Ernennung schuf eine Vakanz im Kollegium: durch sie dachte Kögel selbst einzutreten, den gegnerischen Geist in seiner Burg zu bekämpfen, den bestimmbaren Präsidenten zu leiten. Zugleich sollte zu seiner Hilfe auch Stöcker Mitglied werden. Waren erst die persönlichen Verhältnisse reorganisiert, die sachlichen mußten mit Sicherheit folgen: der umgekehrte Weg, den der Kaiser gegangen war. — Freilich: nicht Kögel selbst scheint diesen Plan schriftlich auseinandergesetzt zu haben[16]), in dem seine Person eine so große Rolle spielt. Er überließ das Manteuffel. Der tat es in einem meisterhaft suggestiven Briefe (vom 12. März 1878), in dem zwischen den kirchenpolitischen Ratschlägen weitere Pläne wetterleuchten. Er bewundert in den kaiserlichen Marginalien die Klarheit des Gedankens. Falk und der Oberkirchenrat haben ihn nicht verstehen wollen. Die Denkschriften des letzteren sind Abhandlungen voll allgemeiner Phrasen, der Bericht des Ministers[17]) ein Kollegium, das ein Professor einem jungen Manne liest. Die Zeit zum Handeln ist gekommen; denn nur Handlungen, nicht Gründe, helfen in solchen Krisen. Also ein neuer Präsident an die Spitze des Oberkirchenrates und Erneuerung des Personals durch Domgeistliche, die ja auch — es spricht der Hüter der Tradition Friedrich Wilhelm IV. — unter der vorigen Regierung stets mehrfach in ihm vertreten waren. Nicht früher jedoch möge sich der Kaiser für einen neuen Präsidenten entscheiden, als bis er sich in mündlicher Aussprache mit dem Kandidaten davon überzeugt habe, daß er auch das Amt im Sinne des Monarchen führen

15) Dafür ist auch charakteristisch, daß er die beiden Druckschriften des Oberkirchenrates nur seiner Gemahlin und Wilmowski, und erst nach Abfassung der Marginalien, mitteilte. „Es gehet hieraus hervor, daß ich bei dieser meiner Arbeit von Niemandem influiert worden bin, sondern daß sie meine langerwogenen und durchdachten Überzeugungen enthält“ (an Falk 11.I. 1878).

16) Eine zweifelsfreie Angabe darüber und überhaupt über die Entstehung des ganzen Planes erlaubt unser lückenhaftes Material nicht. Vielleicht tauchen in dem noch nicht durchgeordneten Nachlaß des Kaisers noch einschlägige Dokumente auf. Kögel selbst hat dem Kaiser (Brief desselben an Manteuffel vom 11.I. 1878 im Geh. Staats-Archiv) geraten, „die ganze Korrespondenz wegen der Domprediger-Frage“ nicht zu den Akten zu geben, ein Rat, bei dem auch das augenscheinlich unfreundliche Verhältnis zwischen Kögel und Wilmowski eine Rolle gespielt haben wird.

17) Über den Fall Hoßbach, der schließlich doch keine Lösung in des Kaisers Sinne gefunden hatte.

werde. Verspricht das Hermes, der zunächst in Frage steht, so möge der Kaiser ihm gleich sagen, daß er für die vakant werdende Stelle einen Domgeistlichen vorschlage. „Unmittelbar darauf (nach der Prüfung des Kandidaten) geben Ew. Majestät dem Geh. Rat Wilmowski den Befehl" die nötigen Ordres auszufertigen. Mit anderen Worten: nicht soll Bismarck um seine Meinung angegangen werden, wie es sich der Kaiser als etwas Selbstverständliches vorgenommen hatte.[18]) Das war es ja, worauf Manteuffel hinstrebte: Lösung des Königs von seinem übermächtigen Minister, das persönliche Königtum. „Noch sind Ew. Majestät primus episcopus unserer Landeskirche und tragen noch die Verantwortung vor Gott über das, was in der Kirche geschieht", ruft er Wilhelm zu. Die Streitfragen der Kirchenpolitik, wie einst im Konflikt die des Heeres, waren Edwin als Erziehungsmittel willkommen, um seinem Herrn die Idee des persönlichen Königtums einzuprägen. Unnötig zu sagen, was er von der Befreiung des Königtums — seiner Natur nach konnte es anders nicht sein — für sich selbst erhoffte. Er lehnte wenig später eine Ernennung zur Generalsynode mit den Worten ab: „Darf ich Ew. Majestät gegenüber ganz offen sprechen, so habe ich ein Gefühl, daß Fälle und Eventualitäten eintreten können, wo ich Ew. Majestät noch Dienste leisten kann. Damit ich es aber wirklich kann, ist es notwendig . . ., daß ich nach wie vor mich fern halte von der Politik des Tages". Offenbar waren es keine militärischen Dienste, die er noch zu leisten gedachte!

In der Tat hat der Kaiser die Ratschläge der Kamarilla bis ins einzelne befolgt: in einem Hauptpunkte aber ist er dann doch seinen Weg gegangen. Er empfing Hermes (am 30. April), prüfte ihn auf Grund eines von der Domgeistlichkeit eingereichten Memoires, in dem die Revision der Verfassung als feste Forderung bereits figurierte, wenn sie auch erst nach längerer Erfahrung in Angriff genommen werden solle, und entschied sich für seine Ernennung. Nicht jedoch ohne zuvor wiederum mit Manteuffel und Kögel sich beraten zu haben. Bei dieser Konferenz wurde auch gleich das weitere Verfahren festgestellt. Der Kaiser übernahm es[19]), der Ernennungsordre für Hermes gleich ein Handschreiben hinterherzusenden, in dem er seine Wünsche für die Erneuerung des Oberkirchenrates — von denen während der Unterredung mit Hermes die Rede nicht gewesen zu sein scheint! — präzisierte: de la Croix solle an Stelle des Beförderten treten, da es sich herausgestellt hatte, daß die Vakanz dieser weltlichen Stelle mit einem Geistlichen nicht wohl auszufüllen war. Dafür sollten Kögel und Stöcker baldigst auch gleichzeitig ernannt werden. Zwar wisse der Kaiser nicht, ob Stellen im Oberkirchenrat frei seien (!), aber die Geschäftskenntnis des neuen Präsidenten werde es ermöglichen, den kaiserlichen Wunsch bald zu realisieren. Dabei ließ die Kamarilla — kaum aus Versehen — beiseite, daß ja bei Ernennungen in den Oberkirchenrat dem Kultusminister die Gegenzeichnung oblag. Der Konflikt mit Falk, der daraus folgen mußte, konnte ihr eben nur erwünscht sein. An Bismarck aber, so war beredet, sollte der Kaiser ein Handbillet richten: der Fürst werde es wohl schon durch die Minister wissen, aber er, der Kaiser, benachrichtige ihn hiermit noch selber, daß er den von Falk vorgeschlagenen Hermes ernannt habe. — Den ersten Brief, den an Hermes, hat Wilhelm tatsächlich geschrieben; wobei man sich eines peinlichen Eindrucks bei der wohl von Kögel angeratenen Taktik nicht erwehren kann, Hermes vor der Ernennung allgemeine Versprechungen abzufragen und sofort nach der Ernennung ihre Einlösung durch spezielle Handlungen zu verlangen. Den zweiten Brief, an Bismarck aber, mit der kühlen, die wahre Bedeutung der Ernennung ignorierenden Mitteilung einer vollzogenen Tatsache, den sicherlich Manteuffel dem Kaiser geraten, den hat er nicht geschrieben. Er schrieb einen anderen, den man wohl

18) Das geht aus einer Notiz zu den Akten hervor.

19) Nach einem den Inhalt der Besprechung zusammenfassenden Brief Manteuffels an den Kaiser.

ein Dokument seiner Politik und mehr noch seines Wesens nennen mag. Nachdem er in seiner peinlich gewissenhaften Art einen sauberen aktenmäßigen Bericht über die ganze Präsidentenkrise gegeben, fährt er, sehr gegen Edwins Sinn, fort: „Nun trat die Pflicht an mich heran, Ihnen die ganze Angelegenheit zur Meinungsäußerung vorzulegen.“ Das Unwohlsein des Fürsten[20]) — es wird der Kamarilla gelegen gekommen sein, um den Kaiser zu selbständigem Handeln zu drängen — habe ihn daran gehindert und so habe er, zumal die Provinzial-Synoden vor der Tür standen, die Ernennung ohne Bismarcks Rat vollzogen. Nun wenigstens, wäre es nach Manteuffel gegangen, hätte er durchaus schließen müssen! Statt dessen setzte er in 8 formulierten Sätzen sein kirchenpolitisches Programm auseinander: seine heilige Pflicht als Monarch und Christ, die Bekenner des Apostolikums vor Verführung zu schützen, die Vertreiber von Irrlehren nach Recht und Gesetz zu strafen, besonders Mitglieder des von ihm so sehr gefürchteten Protestanten-Vereins nicht in Predigt- und Lehrämtern zu dulden, alle Behörden zu scharfer Wachsamkeit anzuhalten. Zwar redet er nicht von dem ersten Schritt zur Verwirklichung dieses Programms, der geplanten Erneuerung des Oberkirchenrates, aber der Schlußsatz belehrte eindringlicher, als es Ankündigungen einzelner Maßnahmen vermocht hätten, daß ein nicht zu beugender Entschluß hinter diesem Programm konservativer Kirchenpolitik stand: „Hiermit liegt Ihnen nun mein Standpunkt in dieser, der wichtigsten Angelegenheit des Menschen und des Staates vor! Öfter schon bin ich in der peinlichen Lage gewesen, bei Gesetzen und sonstigen Verhandlungen anderer Meinung als der des Staatsministeriums zu sein, und habe mich, so schwer es mir wurde, dessen Beschlüssen unterworfen (Zivilehe, Provinzialverfassung, Eisenzollfrage, Beschickung der französischen Weltausstellung). Dabei standen sich nur Ansichten gegenüber. Wenn es aber auf den religiösen Glauben ankommt, also auf das Fundament der Existenz der menschlichen Gesellschaft, da ist nicht mehr von Ansichten die Rede, sondern von den tiefsten Überzeugungen des Herzens und des Gemütes, des Gewissens. Stoße ich auf diesem Felde auf Widerspruch, so weiß ich, was ich zu tun habe, und werde anderen das Feld räumen! Ihr Wilhelm.“ — Urgestein tritt hier zutage.

Ob dieses Ultimatum freilich jemals seine Adresse erreicht hat, steht nicht fest. Wir wissen nur, daß der so rücksichtsvolle Herrscher auf schlechtere Nachrichten aus Friedrichsruh hin, seinen Brief zurückhielt, nicht aber, in welcher Weise er schließlich dem Kanzler Hermes' Ernennung anzeigte. Auch der Eindruck, den diese selbst auf Bismarck machte, werden wir nur zu erraten haben. Der Eindruck auf Falk aber ist zweifellos. Erschöpft durch gleichzeitige Kämpfe in Front und Rücken, beunruhigt durch die Anzeichen einer Wendung der Innenpolitik, sah er den Kaiser zu einer Kirchenpolitik entschlossen, den der überzeugungstreue und empfindliche Mann nicht mit seinem Namen zu decken gedachte. Die Ernennungen des Kaisers zu den Synoden — auch bei ihnen hatte die Kamarilla die Hände im Spiel —, zuletzt das Verlangen nach Hofpredigern im Oberkirchenrat, das ihm Hermes mitteilte, waren ihm Anzeichen genug von dem, was zu erwarten stand. Er reicht seinen Abschied ein (am 9. Mai 1878).

„Es können Fälle und Eventualitäten eintreten, in denen Ew. Majestät meine Dienste bedürfen möchten.“ Näherte sich der von Edwin ersehnte Augenblick? Versuchen wir von diesem Höhepunkte der Krise auf unserem beschränkten Gebiete einen überschauenden Blick auf das weitere Feld der Innenpolitik zu gewinnen. Fast das ganze vergangene Jahr war es von einem ungewissen Nebel bedeckt gewesen. Vertagte Entscheidungen, Intrigen, Wirrsal in Berlin; in Varzin aber der beurlaubte Kanzler mit umstürzenden Plänen beschäftigt, die lange keine Gestalt annehmen wollten. Wir wissen heute, daß er bis in die letzten Tage des Jahres Bennigsen in dieser oder jener Form ins Ministerium zu nehmen gedachte, daß aber der erregte Silvesterbrief des Monarchen alle

20) Es handelt sich um besonders schwere Neuralgien.

Kombinationen der Art über den Haufen warf. Erwägen wir den Ernst, mit dem Wilhelm gerade in jenen Wochen sich den kirchlichen Angelegenheiten, den „wichtigsten des Menschen und der Staaten", widmete, die notwendigen Rückwirkungen eines liberalen weltlichen Kurses auf den kirchlichen — waren doch s. Zt. die „Schlußbestimmungen" der Kirchenverfassung nur unter dem Druck der liberalen Landtagsfraktion angefügt worden —, erfahren wir endlich, daß Bennigsen mit an der Wiege jenes Protestanten-Vereins gestanden hatte, dessen Zurückdrängung einen der Programmpunkte des Kaisers bildete, dann wird man den hier erzählten kirchenpolitischen Vorgängen wesentlichen Anteil an der gesamten innerpolitischen Einstellung des Herrschers zuerkennen. Standen sie ihm bei Abfassung jenes Silvesterbriefes nicht direkt vor Augen, so schufen sie zum mindesten den stimmunsgmäßigen Hintergrund dieses Briefes. Hegels Beibehaltung war ein Warnungssignal gewesen, dessen Bedeutung Bismarck verkannte; auch Herrmanns Rücktritt nahm er leicht; der Silvesterbrief aber warf ihn aufs Krankenlager: er war ein absolutes „Halt." Es galt andere Wege zu gehen; der Wechsel auf dem päpstlichen Thron half sie ebenen; schon am 22. Februar begann sich der Nebel zu lüften, als sich Bismarck im Reichstag zu dem von Bennigsen bekämpften Tabaksmonopol bekannte. Es ließ sich ahnen, daß Falks Position, bisher im Zentrum der Stellung der Regierung, zu einem Außenposten hinabsinken werde. Anfang Mai vollends, als Falk um seinen Abschied einkam, befand sich die Regierung offenbar im Rechtsabmarsch. So unbequem dem Kanzler die Krise kommen mochte, sie störte seine Kreise doch nicht so empfindlich, wie sie es noch im Dezember getan hätte. Der Brief des Kaisers vom 1. Mai setzt doch wohl einen stärkeren Widerstand bei Bismarck voraus, als dieser in der abgewandelten Situation hätte leisten brauchen, und so entlud sich in den Schlußsätzen eine Stimmung, die sich seit Monaten in dem Briefschreiber langsam angestaut hatte. Manteuffels Berechnungen aber, wie er sie Anfang Januar — damals scheint ihm der Kaiser wieder zur Beratung herangezogen zu haben — wohl hatte anstellen dürfen, waren im Mai überholt. Die von ihm gelegte Mine explodierte zu spät, um ihre volle Wirkung zu tun. Oder besser: sie kam gar nicht zur rechten Explosion. Zwei Tage nach Falks Abschiedsgesuch erfolgte das erste Attentat auf den Kaiser, von dem zweiten drei Wochen später gefolgt. Durch Zauberschlag war die Lage verändert, und jetzt vollends zu Ungunsten Edwins. Vom Kronprinzen hatte er gewiß nichts zu erwarten; der alte Kaiser aber, in der auswärtigen Politik (Berliner Kongreß) mehr als je dem Genius Bismarcks vertrauend, kam nun auch in der inneren (Sozialistengesetz) in Harmonie mit dem Kanzler. Falk blieb, nach dem ersten Anschlag, um in einem solchen Moment die Regierung nicht zu schwächen, nach dem zweiten, um unter der Stellvertretung des Kronprinzen, die täglich zur Regierung werden konnte, mit ganz neuen Aussichten seine alten Prinzipien zu vertreten. Kögel aber entglitt der Erfolg, den er schon in Händen hielt. Kein Domgeistlicher kam in den Oberkirchenrat. Obendrein lehnte de la Croix die Nachfolge von Hermes ab und statt seiner wurde spät im November, als des Kaisers Rückkehr vor der Tür stand, ein Konsistorialrat aus Breslau berufen. Hatte sich Hermes „bestimmbar" gezeigt, so war es zum Vorteil Kögels jedenfalls nicht ausgeschlagen!

Entsprechend hat die Kamarilla das ihre getan, um bei dem Kaiser die Bitternis zu verstärken, die ihn erfüllte, als er bei Übernahme der Geschäfte die Dinge in noch schlimmerem Rückstande wiederfand, als er sie verlassen. Die verletzte monarchische Autorität verlangte eine sofortige Genugtuung! Mit Hermes wurde erst gar nicht verhandelt; der Kaiser, darin bestärkt durch Manteuffel, verübelte es ihm zu sehr, daß er so dicht vor seiner Rückkehr in die Regierung jene Stelle im Oberkirchenrat hatte besetzen lassen. Noch weniger mit Falk. Vielmehr setzte Manteuffel — er ist von nun an die Feder des Kaisers in diesen Geschäften — ein Handschreiben an den Vizepräsidenten des Staatsministeriums, den Grafen Stolberg, auf, das der Kaiser Wort für Wort benutzte. Es beauftragte Stolberg zu veranlassen, daß dem Kaiser umgehend Vorschläge zur Er-

nennung von Kögel und Baur gemacht würden. „Jedermann muß es einsehen," fügt Wilhelm aus Eigenem hinzu, „daß prinzipienmäßiges Ausschließen solcher Männer aus jenem Rat mich persönlich verletzen muß, denn dies heißt meinen Glaubensstandpunkt angreifen." Der Schluß ist wieder Manteuffels Stimme: „sonst leidet meine königliche Autorität und damit kann und will ich die Übernahme der Regierung nicht beginnen." Falk hatte vor einem halben Jahre lieber den Abschied eingereicht, als seine gesetzlich erforderte Mitwirkung der Ernennung der Hofprediger zu leihen. Jetzt, in dieser bösen indirekter Form zu ihr angehalten, mußte er nicht erst recht gehen? Stolberg wies denn auch sofort auf diese Wahrscheinlichkeit hin; er halte es zudem für leicht möglich, daß die Wirkung von Falks Rücktritt auf die übrigen Minister angesichts der ganzen politischen Lage eine weitreichende sein werde. Indessen gelang es ihm — eine merkwürdige Probe für die ausgleichende Wirkung seiner vornehmen Persönlichkeit — den empfindlichen Falk trotz allem zunächst zum Bleiben zu bestimmen. Inmitten der Erregung auf beiden Seiten vertrat er die Staatsräson: Windthorsts keckeres Vorgehen sei schon die Quittung auf die bloßen Gerüchte von Falks Abgang; werde er Wahrheit, so werde das triumphierende Rom seine Ansprüche nur immer höher schrauben. Falk fand sich bereit, die Ernennung der Hofprediger unter der Bedingung zu kontrasignieren, daß ihm der Kaiser seines Vertrauens versichere. Auf dieser Basis einigte man sich. Noch war freilich damit das Schiff nicht ganz im Hafen. Der Oberkirchenrat selber setzte sich im letzten Augenblick zur Wehr und hätte sich fast demonstrativ aufgelöst, da die hervorragendsten theologischen Mitglieder mit ihrem Austritt drohten. In den letzten Stunden des Jahres hatte der Kaiser die Befriedigung, auch diese Schwierigkeiten überwunden zu sehen. Die kirchliche Reaktion nahm ihren Anfang. Sie hat ein halbes Jahr später Falk denn doch zum Rücktritt getrieben. Sank doch auch mehr und mehr der Kulturkampf in sich zusammen, bei dessen Aufflammen um die Jahreswende der Kanzler nur noch ein taktisches Ziel verfolgt haben mag.

Für Manteuffels kirchliche Überzeugungen war diese Entwicklung gewiß eine herzliche Genugtuung. Für seinen politischen Ehrgeiz wollte sie nichts mehr besagen. Aber immerhin: die vertraute Fühlung mit dem Kaiser blieb bestehen und sie haben wir im Auge zu behalten, um das plötzliche Aufleuchten von Edwins Gestirn im Sommer 1879 in seiner Bedeutung zu verstehen. Es war nun wieder, wie früher, die große europäische Politik, die seinen Ehrgeiz entzündete. Es stand das Verhältnis zu Rußland in Frage, das er in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms IV. und den ersten seines Bruders als Angelpunkt seiner für Preußen geplanten Politik betrachtet hatte, mit dessen Herrscher und seiner Umgebung ihn weislich gepflegte Beziehungen verknüpften. Kaiser Wilhelm, der ja auch in seinen Gefühlen für Rußland ganz zur älteren Familientradition zurückgekehrt war, wurde es bitter schwer, Bismarcks Drängen auf den Bund mit Österreich nachzugeben: Wiederum war es Manteuffel, bei dem er ein sympathisches Echo suchte und fand, dessen Ratschläge aber wiederum den Gegensatz von Kaiser und Kanzler auf die Spitze trieben. Er meinte wohl die Stunde für seinen Plan des russischen Bündnisses gekommen, dessen Verwirklichung ihm mit Notwendigkeit die Leitung der Staatsgeschäfte in die Hand spielen mußte. Er war um den Kaiser, der Kanzler fern. Seine Sendung nach Warschau ging nicht von Bismarck, sondern von Wilhelm aus. Aus Warschau wußte er dann zu berichten, daß der Zar zu einem Bündnis geneigt sei. Auf seinen Rat ging der Kaiser, trotz Bismarck, auf russisches Gebiet nach Alexandrowo zur Begegnung mit seinem Neffen, und der Kanzler, entschlossen zurückzutreten, wenn die Hand Österreichs nicht ergriffen würde, erklärte es für eine „natürliche konstitutionelle Entwicklung, daß Herr von Manteuffel, der durch Herbeiführung von Alexandrowo tatsächlich meinen Rücktritt veranlaßt hätte, mein Nachfolger würde." Zwar dachte der Kaiser wiederum, wie im Frühjahr 1878, an Abdankung. Aber schon in der Konfliktszeit hatte Edwin derartige

Stimmungen wirkungsvoll bekämpft. Konnte er es nicht auch diesmal durch den Hinweis etwa auf die, denen des Vaters entgegengesetzten, politischen Überzeugungen des Thronfolgers, vor allem auf die von Gott den Monarchen auferlegte Pflicht mit Erfolg tun?[21])

Der Kaiser hat schließlich sein Gefühl dem Urteil Bismarcks untergeordnet. Manteuffels Laufbahn endete in Straßburg, nicht in Berlin. Und doch kann sich unsere Phantasie die Frage nicht versagen auszumalen, was die Verwirklichung dieses letzten „Beinahe" für Deutschland hätte bedeuten können. Es befindet sich in Edwins Papieren ein fragmentarisches Diktat aus dem Sommer 1879, das in großen Linien das Bild einer künftigen Reichspolitik hinwirft. Von Bedeutung als Beleg für die Hoffnung des Diktierenden, zeigt es zugleich den spekulierenden Staatslenker; für den handelnden vergegenwärtige man sich die elsässische Ära Manteuffel. — Das Diktat gibt sich als ein Bekenntnis zum nationalen Staat; ein Bekenntnis, das für den alten Groß-Preußen ein Zugeständnis in sich schloß. Es muß eben wohl, nach den Erfahrungen der letzten Kriege, in dem Plan der göttlichen Weltordnung liegen, die Völker eines Blutes und einer Sprache sich vereinigen zu lassen. Die Gründung des neuen Reiches ist der Beweis dafür, daß eine gesunde Idee alle Hindernisse zu überwinden vermag. (Wir spüren in diesen Formulierungen den Geist seines bewunderten Freundes Ranke, wie denn überhaupt das Diktat drapiert ist mit welthistorischen Ideen des Meisters.) Gesiegt also hat der nationale Gedanke in Deutschland, so scheint es Edwin; aber noch keine widerstandsfähige Gestalt gewonnen. Nicht mehr aufgerüttelt durch die Einigungskriege kann die folgende Generation leicht in die alten Fehler des Partikularismus zurücksinken. Das preußische Heer vermag zunächst dem Zerfall zu wehren. Auf die Dauer bedarf der Staat festerer Bande. Nun sehe man aber unsere Verfassung! Der Bundesrat, in dem Preußen überstimmt werden kann, ist eine zweite Auflage des Bundestages weniger Österreich. Der Kaiser ist nur primus inter pares. Ohne eigene durchgreifende Gewalt verkündet er die Beschlüsse von Bundesrat und Reichstag. Noch aber hat es keinen neuen Staat gegeben, der durch Konstitutionalismus zur Stärke gelangt wäre. Und was für äußere Gefahren bedrohen zudem das lockere Reich! Freilich: auch welche Möglichkeiten eröffnen sich ihm, wenn es sich festigt! Für die anderen Großmächte bedeutet seine Aufrichtung eo ipso den Krieg. Muß es doch, konsolidiert, die „tonangebende" Macht des Erdteils werden. Die „Hegemonie", die das alte deutsche Reich erstrebte oder besaß, wäre wieder da, „wenn auch in anderer Form." „Europa hat sich bis jetzt immer mit Erfolg gegen solche übermächtigen Staaten aufgelehnt. Bleibt das deutsche Reich einig und kräftigt es sich, so wird es alle Stürme überdauern können." Denn so stark Rußland ist, so umschließt es, um zu wetteifern, zu viele Nationalitäten. Frankreich war unter dem 1. Napoleon gewaltig, zählte aber in seinen Grenzen nur zwei Drittel wirkliche Franzosen. Deutschland jedoch ist national wesentlich einheitlich. „Einen solchen mächtigen, von einem Volksstamm gebildeten Staat hat es seit Alexander dem Großen nicht gegeben." Welch stechender Kontrast in diesen Vorstellungen zu dem unermüdlichen Streben Bismarcks, das Errungene auch nur zu bewahren! In Edwins Augen ist das neue Deutschland vielmehr zu einer hegemonischen

21) Nach Abfassung dieses Aufsatzes sind die Erinnerungen des Botschafters von Radowitz erschienen. Aus ihnen geht hervor, daß R. den Marschall aufgefordert hat (am 16. 9. 79), „dem alten Herrn, der seit Alexandrowo so schwer zu behandeln sei, für Bismarcks Stellung umzustimmen." M. „scheine" auch am nächsten Tage beim Kaiser in diesem Sinne vorgearbeitet zu haben. Hat R. mit dem letzten Satze recht, so hätte M. im letzten Anlauf gebremst. Fürchtete er ernsthaft die Abdankung des Kaisers? Trat eine innere Hemmung ein (an solchen fehlte es nicht bei ihm; vgl. meinen Aufsatz über E. v. M. in der Histor. Zeitschrift 131, I.), als es galt mit kühnem Griff das „Gaukelbild" zu ergreifen? „In dem Gedanken bloß gefiel ich mir", sagt sein Wallenstein.

Stellung berufen, wie sie die Kaiser des alten Reiches in der Idee nie hätten fahren lassen und deren im Volke schlummerndes Erinnerungsbild auf den Schlachtfeldern des letzten Krieges wieder Leben gewonnen hätte. Das universale Denken, das ihn in den 50er Jahren beherrschte, als er mit russischer Hilfe den Triumph des konservativen Prinzips in Europa hatte erringen wollen, es zeigt sich trotz des Bekenntnisses zum Nationalstaat auch jetzt noch mächtig; und wenn auch nicht erweislich, so erscheint es doch als möglich, daß er in Kontinuität mit jenen älteren Ideen[22]) nun dem neuen Reich allein die Aufgabe zuwies, den Sieg des konservativen Prinzips gleichzeitig mit seiner europäischen Hegemonie zu erringen. Gedanken von napoleonischem Ausmaß bewegten den Feldmarschall an der Schwelle des Greisenalters, wie drei Jahrzehnte zuvor den Rittmeister. — Die Innenpolitik sollte dienen, das Reich für die kommenden Stürme zu festigen. Das Diktat bricht mitten in ihrer Erörterung ab. Reichs-Eisenbahnen empfiehlt es, auch Reichs-Gendarmerie und Reichs-Zollbeamte; und selbst den Putz vergißt es nicht, der das Gebäude gegen die Witterung schützt, Reichsadel, Reichsämter im alten Sinne, Reichsorden. Charakteristisch genug! Vor allem aber wendet der Verfasser sein Augenmerk auf das Unterrichtswesen. Alle Universitäten, alle Lehrerseminare sollen unter der Kontrolle des Reiches stehen, wenn nicht in seinen Händen sein. Das Ganze, so mag man sagen, ein romantisch-konservatives Gegenstück zu den glanzvollen, liberal-zentralistischen Kaiserplänen des Kronprinzen: beide durch einen Abgrund getrennt von der Mäßigung des Reichsgründers. Auf welcher parlamentarischen Basis wollte Edwin dergleichen verwirklichen, da doch wohl nur die Konservativen und Klerikalen als Gefolgschaft hätten in Frage kommen können, die doch Partikularisten waren? Oder stellte er einen Konflikt und Revision der Verfassung in Rechnung? Doch damit verlassen wir den festen Boden unseres Diktats, bei dessen Bewertung wir überdies nicht vergessen dürfen, daß es unvollendet geblieben und daß sein Verfasser weite Plänen an sich liebte als erregendes Gedankenspiel, ohne ihre Verwirklichung fest im Auge zu behalten. Gleichviel: als böser Traum erscheint die Vorstellung, daß den Händen des ehrgeizigen „Wolkenschiebers" die Zügel unseres Schicksals hätten ausgeliefert werden können, und wir neigen uns am Schlusse unserer Erzählung vor ihrem eigentlichen Helden, dem alten Kaiser, der, zwischen Gefühl und Staatsräson, zwischen den genialen und den genialischen Berater gestellt, zu heilbringendem Entschluß sich durchrang; zu Beginn des neunten Jahrzehntes seines Lebens noch einmal emporlodernd in erschütternden, mit heiligstem Ernste durchgefochtenen Kämpfen, um von nun an als still leuchtender guter Stern seines Staates, über den Konflikten des Tages, seine Bahn zu vollenden.

22) Ich darf hier verweisen auf meinen Aufsatz „die politischen Ideen E. v. Manteuffels" in der Histor. Zeitschrift, Band 131, I.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Von der geistigen Neueinstellung

Der Zusammenbruch stellte das deutsche Volk vor neue Aufgaben verschiedener Art. Soweit sie auf politischem, wirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiete lagen, wurden sie rasch erkannt, und man legte Hand an ihre Lösung. Darüber wurde aber meist die geistige Aufgabe übersehen, welche darin liegt, geistige Nachlässigkeiten wieder gutzumachen. Diese Nachlässigkeiten finden wir darin, daß der Gefühlskreis der Deutschen im Reiche vor dem Kriege praktisch das Leben und die Taten der Deutschen außerhalb der Reichsgrenze nicht kannte. Wurde der Normalreichsdeutsche „zufällig" an sie erinnert, so fehlte ihm die richtige Einstellung zum Verständnis. Man war peinlich berührt, wenn man hörte, daß hunderte, ja tausende von Deutschen als Beamte, Gelehrte oder Offiziere fremden, ja feindlichen Staaten gedient hatten. Man war so sehr daran gewöhnt, Volk und Staat, Vaterland und Nation gleichzusetzen, daß man entweder diese Deutschen außerhalb des Reiches für Halbdeutsche oder für Viertelsverräter hielt. Dabei hat das deutsche Volk wohl Anlaß, auf die Taten des Auslanddeutschtums stolz zu sein, das seinem Vaterland, mochte es auch nicht deutsch sein, mit deutscher Treue diente. Ganz ähnlich lagen die Dinge für die Einstellung der Reichsdeutschen gegenüber den Deutschen der Habsburger Monarchie. Hier klafft eine Lücke, die, wie wir in der Folge sehen werden, sich noch keineswegs geschlossen hat.

An dieser Stelle sind wohl schon mehr als einmal die Gründe für diese eigentümliche geographische Verengerung des Begriffes „Deutsch" nach der Reichsgründung von 1871 dargelegt worden. Dies naive Gleichsetzen des staatlichen Begriffes reichsdeutsch mit „deutsch schlechthin" bedeutete einen Verlust an Klarheit der Begriffe, darüber hinaus aber auch einen Verzicht auf eine große, wenn auch nicht immer erfolgreiche Vergangenheit. Die neudeutsche Blickweitenverengerung hatte auch praktische Folgen: man schloß sich nicht nur staatlich, sondern unbewußt auch volklich von den Deutschen jenseits der Reichsgrenze ab; das Herz schlug matter für die nicht reichsdeutschen Deutschen als für Bürger der Bundesstaaten des Reiches und fühlte sich z. B. den durchaus unwilligen dänischen, französischen oder polnischen „Landsleuten" im allgemeinen näher als den Deutschen Österreichs. Dieser Vorgang vollzog sich nicht plötzlich, sondern langsam und für die Beteiligten fast unmerklich. Er baute sich auf das „vaterländische" Zugehörigkeitsgefühl in den dynastischen oder hanseatischen Einzelstaaten auf, welche eine jahrhundertelange Entwicklung hinter sich hatten, deren Zellen auf früheste Zeiten zurückgingen. Große und kleine Territorialstaaten hatten die Zerschlagung des alten deutschen Reiches 1806 erlebt; sie waren „selbständig" geworden und bildeten auf dem Wiener Kongreß (mehr oder weniger freiwillig) den Deutschen Bund von 35 souveränen Fürsten und 4 freien Städten, der die Erschütterungen des Jahres 1848 zwar überstand, 1866 aber endgültig und ruhmlos zu Grabe getragen wurde. Das 19. Jahrhundert aber stand im Zeichen des Ringens zwischen „vaterländischen" Gefühlen der Deutschen, welche an den geschichtlichen Einzelstaat, an seine oft sehr beträchtliche Macht, an die Anhänglichkeit an die Dynastie und an deren kulturelle oder wirtschaftliche Eigenleistungen geknüpft waren, und ihrem überstaatlichen, gesamtdeutschen Empfinden, das aus der gesamtdeutschen Literaturentwicklung Kraft schöpfte. Die territorialen Machtfaktoren waren die stärkeren; sie siegten 1849 und — in anderem Sinne freilich — 1866. Dem (durch Erweiterung des straff von Preußen ohne Österreich geschaffenen Norddeutschen Bundes) 1871 geschaffenen neuen deutschen Reiche (ohne den Habsburgerstaat, Luxemburg und Lichtenstein) folgte ein erwachendes neudeutsches Nationgefühl, dessen Wurzeln gewißlich in dem romantisch-großdeutschen Streben, das einen Teil der Achtundvierziger durchflutet hatte, lagen: ja, es baute sich auf ihm auf; nur so fand es die Zustimmung der Mehrheit des Volkes, auch vieler derer, welche die preußisch-kleindeutsche Lösung früher gescholten, ja leidenschaftlich bekämpft hatten. Aber das gesamtdeutsche Gefühl wandelte sich seiner Struktur nach am Ausgang der siebziger Jahre; es wurde, indem man sich des Deutschtums Österreichs und Luxemburgs immer weniger deutlich erinnerte, spezifisch reichsdeutsch: so glich es sich den vaterländisch-engeren Gefühlskomplexen aus der Einzelstaatlichen Epoche an. Ja, es löste sie wenigstens zum Teil ab. So wurde es auch

seinerseits raumgebunden und mit der Steigerung der Macht des (auch noch 1871 von Bismarck als schwach und locker empfundenen) „Reiches" staatsmäßig unterbaut. Je weiter die Verfestigung des Reiches fortschritt, um so stärker wurde die Staatsgrundlage des deutschen Gefühls, um so fremder stand man dem Nichtreichsdeutschen gegenüber, um so weiter entfernte es sich von seinen volklichen Grundlagen.

1914 war der Begriff „großdeutsch" der großen öffentlichen Meinung im Deutschen Reiche fremd geworden; er lebte nur noch in zwei Zirkeln, die nichts miteinander gemein hatten: einerseits im alldeutschen Lager, das einen festgezimmerten deutschen Staat, der alle Deutschen Mitteleuropas umfassen sollte, anstrebte, andererseits in jenen Föderalistenkreisen, denen das neue Deutsche Reich wegen der Übermacht Preußens nicht zusagte (Bayern) oder welche die Annektion ihres hannöverschen oder hessischen „Vaterlandes" nicht verwinden konnten; sie erhofften von Österreichs Beteiligung am Reiche eine Minderung der preußischen Vorherrschaft. Beiden Gruppen, der unhistorisch-nationalstaatlichen und der historisch-territorialreaktionären nahm freilich das Bündnis des Reiches mit Österreich den Wind aus den Segeln. Der erdrückenden Mehrheit des reichsdeutschen Volkes genügte dies Bündnis, um etwa auftauchende geschichtlich-volklich begründete Gewissensbisse zu beschwichtigen; es wirkte, ohne daß Bismarck dies beabsichtigt hätte, als einschläferndes Narkotikum dank der geringen Stärke volklicher Instinkte der Deutschen, dank ihrer Neigung zu Loyalität und zu (angeblich) „staatsmännischer Betrachtungsweise". Gerade die oben geschilderte Übertragung des „vaterländischen" Territorialgefühls [1]) auf das Reichgefühl erwies sich gegenüber Hannoveranern und Hessen als nützlich und schwächte deren Position.

Das Jahr 1918, welches nach dem Sturz der Reichsmacht die Verkleinerung des neudeutschen Reiches einleitete und Österreich zerriß, stellte das deutsche „Gefühl" auf die Probe. Das „Reichsgefühl" bestand sie — vielleicht mit Einschränkungen, welche für Elsaß-Lothringen gelten müssen, die auszuführen aber den Raum dieser Untersuchung überschreiten würde — überraschend gut. Wenn wir von einigen Geschäftspolitikern und wenigen Querköpfen absehen, deren Bedeutungslosigkeit sich jedesmal rasch erwiesen hat, so zeigte sich, daß fast 45 Jahre friedlicher Entwicklung und fast 5 Jahre Weltkrieg das Reich, um dessen innere Festigkeit Bismarck so oft gezittert hatte, im Gefühls- und Willensleben der Reichsdeutschen fest begründet hatten. Keine deutsche Gruppe, welcher Art sie auch gewesen ist, machte den Versuch, freiwillig vom Reiche loszukommen.

Anders aber stand es mit dem Volksgefühl. Es ist an dieser Stelle schon geschildert worden, daß die Deutschen Österreichs, welche damals — als Elsaß-Lothringen scheinbar den Franzosen mit offenen Armen entgegenkam — den Anschluß ans Reich mit Selbstverständlichkeit begehrten, im revolutionsbestürzten Berlin aber mehr als kühl empfangen wurden. Die Volksbeauftragten zeigten ihnen, voller Bedenken über außen-

1) Neuerdings erleben wir eine Neuauflage der territorialen Vaterlandsgefühle, freilich unter anderem Namen: es ist die starke Betonung des Stammesmäßigen, die Galvanisierung eines Gefühlskomplexes, der längst nicht mehr vorhanden ist, ja vielleicht niemals so geartet war, wie man es sich und uns einreden will (denn die „alten" germanischen Stämme waren wohl keine homogenen Gebilde, vielmehr staatsähnliche, kultlich unterbaute Bindungen kleinerer Einheiten teils ungleichartiger Herkunft). Das Stammesgefühl aber, das heute in deutschen Landen lebendig ist, ist viel jünger und verdankt seine Entstehung den Territorialstaaten, welche teils im 18. Jahrhundert, teils erst in Napoleonischer Zeit ihre Gestalt erhielten und bewußt die Bevölkerung zusammenschweißten. Es umfaßt nicht alle Menschen bajuwarischer Herkunft (oder Mundart, was nicht das Gleiche ist), sondern es ist raum- oder einzelstaatgebunden: steyrisch, kärntnerisch, tirolisch, bayrisch (im Sinne des Wittelsbacherstaates von 1815, freilich mit altbayrischer Färbung), württembergisch (und nicht stammlich-schwäbisch), badisch (und nicht gesamtalemannisch). Das niedersächsische Stammesgebiet deckt sich keineswegs mit dem Althannovers; eine politisch-niedersächsische Bewegung hat aber z. B. nicht auf das gleichfalls niedersächsische Mecklenburg übergreifen können. Die rheinische (gelegentlich auch rheinfränkisch genannte), recht vielgestaltige Bewegung entbehrt der einheitlichen stammlichen, räumlichen und territorialgeschichtlichen Unterbauung; sie ist darum aussichtslos, solange französische Bajonette ihr nicht zur Kernbildung verhelfen.

politische Folgen, die kalte Schulter; die Stimme jener wenigen Männer (aus allen Parteien), welche darüber empört waren, verhallte. Die Gesamtbevölkerung aber blieb teilnahmlos und ließ die Volksbeauftragten schalten. Nicht nur aus Erschöpfung, nicht nur aus Schrecken über den verlorenen Krieg und die siegreiche Revolution. Denn politische Leidenschaften äußerten sich damals recht deutlich und gelegentlich auch gegen die damals Herrschenden. Sondern aus Gleichgültigkeit, aus Unverständnis. Das Gefühl für die geschichtliche Größe der Stunde, in der die Deutschen Österreichs ihren Wiederanschluß nach mehr denn 50-jähriger Trennung erklärten, fehlte; man empfand es weder mit Freude noch mit Genugtuung. So sehr hatte der Glanz des neudeutschen Reiches das Volksgefühl abgeblendet, daß die Augen nicht sofort sehend wurden, als das Licht verblaßte.

Aber die Finsternis der letzten acht Jahre hat uns wieder sehen und fühlen gelehrt. Der großdeutsche Gedanke lebte überraschend schnell auf, vielleicht weil er sich mit dem grenzdeutschen verband. Heute ist er z. B. ein fester Programmpunkt aller politischen Parteien: ein Wunschgut, dem niemand öffentlich zu widersprechen wagt, wenn auch über Zeit, Gelegenheit und Form der Wiedervereinigung aller Deutschen in einem Staate verschiedene Auffassungen möglich sind. Darüber hat aber das deutsche Volk nicht allein zu entscheiden: dagegen ist es seine Sache, die äußerlichen und innerlichen Vorbereitungen zu treffen. Hierfür sind in Österreich und im Reiche Vereine und Ausschüsse gegründet worden; ihre Arbeit vollzieht sich teils im Lichte der Volksversammlung, teils in der Stille der Gelehrtenstube, teils in wirtschaftlichen und gesetzgeberischen Vorbereitungssitzungen. Der „Apparat“ arbeitet, ja, er ist fast überreich organisiert. Daran fehlt es ja bei den Deutschen des 20. Jahrhunderts niemals.

Auch äußerlich vollzog man vielerlei Zusammenschlüsse; man konnte gelegentlich sogar an noch Vorhandenes anknüpfen, so z. B. auf akademischem Boden. Dort hatte man niemals den Trennungsstrich von 1866 mitgezogen. Hochschullehrer und Hochschüler waren zu unserem Heile immer freizügig geblieben. Fast alle Korporationen griffen und greifen nach Österreich und Sudetendeutschland hinüber. Daher gibt es auch heute nur eine deutsche Studentenschaft, nur einen Hochschulring. So konnte von hier aus, aus dem Geistigen und aus der Jugend, die rückläufige Bewegung ihre stärksten Impulse gewinnen. Nur vermissen wir noch immer die gemeinsame Hochschullehrerorganisation. Diese Verbindungen bestanden aber nicht nur auf akademischem Boden. Die Verdienste des deutschen und österreichischen Alpenvereins, einer an sich völlig unpolitischen Körperschaft, welche gerade in schlechtester Zeit ein Band zwischen dem Reiche und Österreich bildete, sollen in dieser Zusammenstellung nicht vergessen werden. Daß Standesvereine nicht an die Reichsgrenze gebunden waren, beweist uns die Geschichte des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, der auch vor dem Kriege in Österreich verbreitet war und (trotz stärkerer Betonung gewerkschaftlicher Tendenzen nach dem Zusammenbruch) seine geographische Ausbreitung nicht eingeengt hat. Bemerkenswert sind neuere Zusammenschlüsse, wie die Ausbreitung des Reichslandbundes in die österreichischen Alpenländer. Immerhin sind wir noch weit davon entfernt, sagen zu können, daß das nichtstaatliche Vereinsleben, einschließlich der Gewerkschaften, die Staatsgrenzen endgültig durchbrochen hätte. Bis zu welchem Maße ist dies überhaupt möglich, solange der Anschluß nicht vollzogen ist? Überall dort, wo nicht gerade der Vereinszweck auf spezifisch staatliche Aufgaben eingestellt ist oder mit der Staatshoheit irgendwie zusammenhängt. In die Gruppe der Vereinsorganisationen, welche sich einer Vereinheitlichung entziehen, dürfen wir daher die Parteien selbst stellen, dann aber alle jene Vereine, die an die wirtschaftliche Staatshoheit irgendwie gebunden sind, deren Ziel die Änderung der Wirtschaftspolitik des Reiches oder Österreichs ist, es sei denn, daß sie dem freien Handel oder der Zollvereinigung beider Länder zustreben.

Sehen wir also auf diesen Gebieten weite Möglichkeiten offen, dürfen wir anderseits verzeichnen, daß die Entwicklung schon erfreuliche Fortschritte gemacht hat, so haben wir damit doch nur einen Teil der großen Aufgabe berührt. Das Kernstück aber nicht, denn es gilt, wesentlich tiefer zu schürfen. Sind wir doch noch fern davon, erreicht zu haben, daß der Begriff „Deutschland“ nicht dauernd mit dem Begriff „Reich“ verwechselt werde. Nannte doch ein sehr bekannter Verlag den ersten Band seiner Jubiläumsausgabe des großen Seydlitz „Deutschland“, während er in Wirklichkeit dem Reiche gewidmet ist und die deutschen Außengebiete

nur als Anhang behandelt. Hielscher, der sich zuerst durch seine während der Kriegszeit aufgenommenen spanischen Landschaftsphotographien einen Namen gemacht hat, ließ in der Folgezeit einen Band „Deutschland“ erscheinen, der nur das kleine deutsche Reich umfaßt; sein Verlag kündigte einen weiteren Band an, der Österreich mit der Schweiz vereinigt. Genug der Beispiele, deren Fehlerhaftigkeit gar nicht erst auseinandergesetzt zu werden braucht.

Die größten Lücken aber verzeichnen wir auf biographischem Gebiete. Die reichsdeutsche Entwicklung seit 1871 vernachlässigte in steigendem Maße die Deutschen Österreichs sowie die eigentlichen Auslandsdeutschen, sowohl für die Gegenwart als auch für die Vergangenheit. Seit 1919 ist nichts gebessert worden. Es darf festgestellt werden, daß heute die großen Deutschen, die im Dienste Habsburgs deutsche Kultur im Osten und Südosten Europas verbreiteten, die Altrußlands Größe schufen, als Soldaten, Staatsmänner, Gelehrte und Forschungsreisende, den Deutschen des Reiches noch immer höchstens dem Namen nach bekannt sind. Wir verdanken es eigentlich nur dem Volksliede, daß Prinz Eugen von Savoyen, diesem alten Reichslande, noch als deutscher Held empfunden wird. Karl von Lothringen, Graf Mercy, Schwarzenberg und Radetzky und viele andere haben auch Anspruch darauf. Die großen Habsburger und Habsburg-Lothringer, Maria Theresia, Erzherzog Karl und Erzherzog Johann, leben heute nicht mehr deutlich im Bewußtsein der Gesamtnation als Deutsche, man ist ihnen gegenüber unsicher. Die deutsche Herkunft der Habsburger ist wohl allgemein bekannt, die Lothringer Herzöge hält der „gebildete“ Deutsche, wenn er etwas von der französischen Hofsprache in Nancy gehört hat, für Franzosen, und die fast rührende Legende von einem nicht näher zu fassenden, aber zum Deutschtum in Gegensatz gestellten Österreichertum (ja von einem österreichisch-ungarischen Volkstum) fand bis 1918 Gläubige genug im Reiche, obwohl eigentlich niemand ein Interesse an der Verbreitung so offensichtlich falscher Auffassungen hatte. Aber sie bestanden und sie trennten die großen Deutschen des Habsburger Reiches im Bewußtsein der Masse von den übrigen Helden der Nation. Besser steht es auf literarischem und musikalischem Gebiete, hier gab es keine Gefühlsschranken. Mozart, Liszt (der sich selbst gelegentlich für einen Ungarn hielt) und Strauß, Marie von Ebner-Eschenbach und Rosegger, ja der bewußt österreichische Grillparzer gelten von jeher als Vollbeutsche.

Hier ist viel nachzuholen, und in diesem Sinne begrüßen wir als Materialquelle die „Neue österreichische Biographie“[2]), für die Anton Bettelheims Meisterhand verantwortlich zeichnet. Diese neue österreichische Biographie erscheint gewissermaßen als Nachruf eines Verstorbenen, des habsburgbedingten Österreichertums. Die Vorarbeiten, zu denen sich die ersten Namen Österreichs vereinigten, begannen im Jahre 1916, als Österreich noch lebenskräftig schien, als es im Weltkriege an der Seite des Reiches kämpfte. Die Biographie sollte „Österreichs Reichtum an Individualitäten und Österreichs Anteil an den kultur- und weltgeschichtlichen Erlebnissen und Ergebnissen, zunächst des abgelaufenen Jahrhunderts von 1815 bis auf die Gegenwart offenbaren“, so hieß es im ersten Aufruf des Jahres 1917. Aber bevor noch der erste Band erscheinen konnte, war Alt-Österreich für immer tot. In einem zweiten Aufruf des Jahres 1925 aber heißt es:

„Für immer tot ist in Österreich nur, was wirklich sterblich war. Als imponierende Kulturmacht blieb es — zum mindesten bis 1918 — aufrecht. An diese altösterreichische Kulturmacht dachte Grillparzer, als er Iduna Laube, die nach dem Krieg von 1866 aus Wien nach Leipzig übersiedelte, in ihr Stammbuch schrieb: „Deutschland ist weniger als es meint, Österreich ist mehr als es scheint.“ Ob Deutschland weniger ist, als es meint, darf bezweifelt werden; ob und wie weit Österreich mehr ist, als es scheint, soll und wird unsere „Neue Österreichische Biographie“ darlegen. Die Träger und Opfer des Metternichschen Systems und des Greisenregiments durch Kaiser Ferdinand; die Vorkämpfer und Gegner der 48er Ideen; Anhänger und Widersacher Großdeutschlands; die Führer der feindlichen Heerlager für und gegen das Konkordat; die revolutionären und parlamentarischen Rufer im Streit um die Stellung der Magyaren, Slawen, Italiener, um die Ansprüche von Adel, Bürgertum,

2) „Neue österreichische Biographie 1815 bis 1918“, 1. Bd., 226 Seiten in Fraktur, 1923, Verlag Wiener Drucke, 2. Bd., 208 Seiten — leider — in Antiqua, 1925, Amalthea-Verlag, Abt. Wiener Drucke.

Arbeiterschaft; die Schöpfer und Schädlinge des neuen Kriegs- und Unterrichtswesens; die Wegweiser von Kunst und Kunsthandwerk; unsere bahnbrechenden Techniker und Erfinder; die Hüter und Mehrer der großen Überlieferungen unserer Hof- und Volksbühne; die heimischen und die aus dem Reich zugewanderten Meister der österreichischen Weltmusik sollen hier leibhaftig auferstehen. In ihren Lebensläufen wird sich sinnfällig offenbaren, was in Österreich vom Wiener Kongreß bis zum Ausgang des Weltkrieges geleistet und versäumt wurde.

Der Gang der Geschichte hat Österreich als Großmacht, die noch im Weltkriege ihren alten Waffenruhm bewährte, zertrümmert. Desto dringender ist die Aufgabe, im Gedächtnis kommender Geschlechter alle jene Kultur- und Kunstgüter — die den Sinn und Wert des österreichischen Genius aus den Jahren 1815 bis 1918 verkörpern — festzuhalten, damit sie dauernd und unzerstörbar im Volksbewußtsein und Selbstgefühl der Mit- und Nachwelt fortleben und Neues darauf weitergebaut werden kann."

Wir begrüßen diese Bereicherung unseres geschichtlichen Wissens ohne Einschränkung und dürfen der geistigen Leistung, welche die beiden ersten Bände der Neuen österreichischen Biographie darstellen, uneingeschränktes Lob zollen. Wir greifen aus dem reichen Inhalt der Biographie nur Teile heraus: Kaiser Franz Joseph von Oswald Redlich, Kronprinz Rudolf von Oskar Mitis, Koerber von Heinrich Friedjung, Lammasch von Hans Sperl, Eduard Sueß, als Mensch, Politiker und Naturforscher in einer Doppeldarstellung von Ernst Plener und Karl Diener. Die Lebensbeschreibungen Machs, Lobmeyrs, Wagners und Constantin Wurzbachs, des österreichischen Biographen, letztere aus Anton Bettelheims Feder, sind äußerst anziehend. Ein Musterstück der Darstellung lieferte Richard v. Wettstein, als er das Leben des großen Zoologen Johann Gregor Mendel schilderte. Gelehrte wie Hann und Payer und viele andere bedeutende Männer, deren Aufzählung zu weit führen würde, sind durch Bettelheims Neue österreichische Biographie dem deutschen Volke neu gewonnen worden.

Und doch befriedigt uns das Werk nicht völlig.

Es ist trotz seines Titels nicht spezifisch „Österreichisch"; sein Kreis ist weiter gezogen. Es stellt bedeutende Menschen aus der alten österreichisch-ungarischen Monarchie ohne Rücksicht auf ihr Volkstum und ihre Stellung zum deutschen Kulturgedanken nebeneinander; es ist Reichs-Österreich-Ungarisch, als etwa der gleichen Mentalität entsprungen, die den Greifkreis hier geschaffener Werke durch die Grenzen des Deutschen Reiches sich vorzeichnen ließ. Ein solcher Standpunkt kann durch die Sache durchaus vorgeschrieben sein, wir wollen ihn Bettelheim nicht zum Vorwurf machen; wir stellen nur fest, daß der Titel ungenau ist.

So finden wir an Persönlichkeiten, die wir nicht als Deutsche bezeichnen können: Josef Konstantin Jirecek, den großen Forscher slawischer Geschichte. Er stammte von tschechischen Eltern in Wien ab; seine Mutter war die Tochter des berühmten slawischen Forschers J. P. Safarik. Der große Stefan Tisza war ein echter Magyare, der als Staatsmann wohl der Doppelmonarchie diente, aber in einer wirklich österreichischen Biographie sicherlich nichts zu suchen hat. Svetozor Boroevic von Bojna, der spätere k. u. k. Feldmarschall und Heerführer, erblickte in Umetic an der kroatischen Militärgrenze das Licht der Sonne, seine Mutter war die Tochter des Grenzerhauptmannes Kovarbasic. Auch seine Erziehung ist bezeichnend: er besuchte zuerst die Volksschule in Zrinj; später kam er in das Militär-Obererziehungsheim Kamenitz bei Peterwardein, endlich nach Güns an der Sprachgrenze. Boroevic war also ein echter „Grenzer", ein Mann, für den die Muttersprache eine Nebenrolle spielte, dessen Heimat (Volkstumsersatz) die k. u. k. Armee war. Ein ähnlicher, blutmäßig den Deutschen verwandter Typus war Baron Hermann Köveß von Köveßhaza, gleichfalls Feldmarschall des k. u. k. Heeres. Er wurde in Temesvar, der Hauptstadt des damals noch reichsunmittelbaren Banates, geboren. Seine Mutter war eine Siebenbürger Sächsin aus angesehener Familie; auch seine Frau war eine Deutsche. Diese beiden Offiziere standen wohl, wie so viele andere, im deutschen Kulturkreis. Bewußte Deutsche waren wohl die wenigsten, eine Feststellung, die keinen posthumen Vorwurf enthalten darf. Die Frage nach dem Volkstum ist nur selten an den Kreis national geschlechtsloser und der Heimat entbehrenden Offiziere und Hofräte gestellt worden, die den Kitt des gerade durch die nationale Sonderung immer mehr locker werdenden Habsburger Reiches bildeten. Was wir im Interesse der reichs-

deutschen, mit den Verhältnissen nicht vertrauten Leser vermissen, ist, daß die eigentümliche und unterschiedliche Stellung dieser Männer zum deutschen Volke, seiner Geschichte und Kultur nur oberflächlich oder gar nicht berührt ist. Dieser Mangel ist aus der Entstehungsgeschichte zu erklären; eine heute auf immer erstorbene, rasch aus dem Gedächtnis der Nachwelt verschwindende Geistes- und politische Verfassung lebte noch, als das Werk geplant wurde; für die Verfasser der einzelnen Biographien, die ihre Zeitgenossen waren, ist sie noch lebendig. So erweckt Bettelheims Werk in uns den Wunsch, das Leben vieler dieser Männer möge den Reichsdeutschen in einer diesen verständlichen Form, unter Beantwortung vieler Nichtösterreichern auftauchenden Fragen nochmals dargestellt werden. Das köstliche Menschengut Altösterreichs darf der gesamtdeutschen Öffentlichkeit nicht verloren gehen. Unser Volk muß Klarheit auch über seine österreichische Vergangenheit haben, die wir weder verschweigen noch ableugnen wollen. Menschlich wird niemand dadurch herabgesetzt, wenn wahrheitsgemäß festgestellt wird, er und seine Generation hätten eine andere Auffassung vom deutschen Volke gehabt als die Lebenden.

Sylvanus.

Neue Bücher

Geschichte und Politik

In der „Jedermanns Bücherei“ (Breslau, Hirt) ist als neuer Band erschienen Johannes Paul „Nordische Geschichte“. Gegenüber dem Plan, die Geschichte der skandinavischen Völker zusammenfassend zu behandeln, zwingen den Historiker die geschichtlichen Tatsachen zur Trennung, da die schwedisch-finnischen und die dänisch-norwegischen unbedingt eine gesonderte Behandlung verlangen. Das Büchlein, das auf knappstem Raum alles Wesentliche bringt, kann ein Baustein zum Gefühl der blutsmäßigen Verbundenheit der germanischen Anlieger der Ostsee werden. — Von dem früheren langjährigen Pressechef O. Hammann, ist im Nachgang zu seinen bereits seit längerer Zeit vorliegenden drei Bänden, die in erster Linie Aufzeichnungen aus dem Gedächtnis und Erinnerungen aus seiner Tätigkeit brachten, ein zusammenfassendes Buch „Deutsche Weltpolitik 1890 bis 1912“ mit 20 Bildern erschienen (Berlin, Hobbing). Besonderer Wert eignet dem Buche deshalb, weil es von kundiger Seite darstellt, gegenüber den Behauptungen unserer Feinde, was Deutschland nicht getan hat, mehr als das, was es getan hat, daß der Ausbruch des Weltkrieges nicht vermieden wurde. Die beigegebenen Bilder in- und ausländischer Karikaturen bilden einen Anfang zu einer politischen Geschichte im Spiegel der Karikatur, die wir weiter fortgesetzt zu sehen wünschten. — Ein Buch, das wir nur mit zwiespältigem Gefühl zur Hand nehmen, ist der Sammelband „Deutscher Aufstieg“ herausgegeben von H. v. Arnim und G. v. Below (Berlin, Schneider). Ein Teil des Inhalts (Untertitel „Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der rechtsstehenden Parteien“) mutet fast wie eine ungewollte Verspottung des Haupttitels an, gemessen an der traurigen Wirklichkeit. Denn wenn wir auch gerne anerkennen, daß Männer wie Gentz, Adam Müller und vor allem auch Ludwig von der Marwitz, K. L. v. Haller, Bülow-Cummerow, F. J. Stahl, H. Leo, die Gebrüder Gerlach, Radowitz, Thadden-Triglaff, Senfft v. Pilsach, Kleist-Retzow, Bismarck und Helfferich wahrlich unter dem Zeichen deutschen Aufstiegs gebucht werden können, so vermögen wir angesichts der sehr eindeutig sprechenden Wirklichkeit viele der aufgeführten, noch lebenden rechtsstehenden Politiker kaum als Träger des Aufstiegs anzusetzen. Gerade durch ihr jüngstes Verhalten sind doch diese Männer wesentlich daran beteiligt, daß die von allen nationalen Kreisen ersehnte Bildung einer großen Rechten, die zur Gesundung unseres widerwärtigen Parteilebens führen könnte und in der Einleitung als erwünschte Entwicklung hingestellt wird, nicht zustande gekommen ist, und haben so die Möglichkeiten eines Aufstiegs nicht nur gestärkt, sondern verhindert. Wir finden

auch in ihren Gedankengängen mehr „Konservatives“ als wahrhaft Konservatives. Wer will es uns verargen, wenn wir darum dieses Buch aus der Hand legen, um immer wieder zu dem Werke zu greifen, das die Denkart eines wirklich großen konservativen Politikers verlebendigt, A. L. Carthills „Verlorene Herrschaft“ (Berlin, Vowinckel). Jeder der Träger des „deutschen Aufstiegs“ sollte dieses Buch zur ständigen Lektüre wählen und seine Denkweise hieran nachprüfen und sollte vor allem das geradezu unübertreffliche Kapitel über den „Mugwump“ immer wieder lesen. Das Buch, in der ausgezeichneten Übersetzung von Martha Haushofer und der bedeutsamen Einleitung von Karl Haushofer, ist vor allem nach einem Gesichtspunkt als ein Werk Lord Curzons anzusprechen, weil nämlich niemand anderer in der Gegenwart eine so saubere, überlegene, wahrhaft konservative Weltanschauung aufzuweisen in der Lage ist wie dieser jüngst verstorbene konservative Führer. — „Franz Josef I. in seinen Briefen“ (Wien, Rikola), herausgegeben von Otto Ernst, rundet das Bild des alten Kaisers, das als leidlich feststehend im Bewußtsein unserer Generation angesetzt werden kann, dahin ab, daß in allen seinen Äußerungen — und er pflegte alle Entscheidungen schriftlich niederzulegen — Eines klar hervortritt: daß er im Grunde ein Mensch war, dem das Regieren innerstes Gesetz bedeutete. Sehr viel Sympathisches, ja auch Größe zeigt sich, daneben freilich sind überall die Grenzen spürbar. Leider reichen die Aufzeichnungen nur bis zum Jahre 1892. Alles in allem: ein Mensch mit seinem Widerspruch. Der Ton des Herausgebers mutet einigermaßen selbstsicher an, und man würde vielleicht der Arbeit eine größere Bedeutung zumessen, wenn sie von dem Bearbeiter selber nicht so aufdringlich unterstrichen würde. — Ein höchst wichtiges Buch, das in unsere jüngste Geschichte hineinführt, ist die Schrift von L. Erdmann „Die Gewerkschaften im Ruhrkampf“ (Berlin, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes). Niemand von denen, die am Abwehrkampfe so oder so beteiligt waren, unterschätzt auch nur einen Augenblick die Bedeutung der Arbeit, welche die Gewerkschaften hier geleistet haben. Wir wissen aus frischester Erinnerung, daß für ihre Mitglieder, wie für alle deutschen Arbeiter, es eine diskussionslose Selbstverständlichkeit war, ihren Anteil an dem uns freventlich aufgezwungenen Kampfe zu tragen, und wir wissen, daß gerade aus den Kreisen der organisierten Arbeiterschaft die wirksamsten Vorschläge gekommen sind zur Durchführung des passiven Widerstandes, und wir halten gerade die Männer aus dem Arbeiterstande in ehrendem Gedächtnis, die ihr Leben in diesem Kampf einsetzten. Aber durch das Buch, vor allem durch das Vorwort des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes, wird eine betrübliche Tatsache erneut bestätigt. Die Führer, nicht die einzelnen Glieder der Gewerkschaften, halten es nachträglich für nötig, nationale Selbstverständlichkeiten künstlich mit internationalen Maximen in Einklang zu bringen und gleichsam zu entschuldigen. Man darf es uns nicht verübeln, wenn wir, die wir durch das tief innerlich empfundene Erlebnis des Weltkrieges, des Zusammenbruches und des Nachkrieges gegangen sind, in dieser ideologisch verbohrten Gewerkschaftsbürokratie letzte, und wahrlich nicht erfreuliche Überbleibsel echt wilhelminischer Tendenz sehen. — Der unermüdliche Albrecht Wirth nimmt wieder zu einem Tagesthema das Wort „Der Kampf um Marokko“ (Dachau, Einhorn-Verlag), und gibt mit der ganzen Lebendigkeit seiner Darstellungsweise ein gutes Bild der historischen Entwicklung bis zur Jetztzeit sowie der geographischen Gegebenheiten dieses Gebietes von entscheidender Bedeutung. — Auf das Buch von Kronprinz Wilhelm „Ich suche die Wahrheit“ (Stuttgart, Cotta) wird an anderer Stelle näher einzugehen sein. Hier genüge der Hinweis, daß das Buch in jedem Belange gute Wirkung auslösen wird und ein tapferes und ehrliches Buch ist. — Wir verfehlen nicht, auch auf die „Erinnerungen an Korfu“ Kaiser Wilhelms II. hinzuweisen (Berlin, W. de Gruyter), ein Buch, das in für uns doch schon sehr lange vergangene Zeiten zurückzuführen versucht. — Oswald Spenglers grundlegendes Werk „Der Untergang des Abendlandes“ liegt in neuer Auflage zweibändig vor. Billige Kritik hatte früher behauptet, Spenglers Werk würde erledigt sein, wenn ihm ein Sachregister beigegeben würde. Die neue Ausgabe hat dieses Sachregister. An der Bedeutung der gewaltigen Leistung, die tiefste Einblicke in die Voraussetzung lebendigen Denkens überhaupt gibt, wird nichts geändert. Es ist ganz müßig zu fragen, ob Spenglers Thesen immer auf festem Grund beruhen und auch der kritischsten Nachprüfung standhalten. Der Wert einer

These liegt nicht allein in ihrer Richtigkeit, sondern darin, daß sie Licht schafft und neue Zusammenhänge gibt. Gegenüber der Kritik fragen wir: wer denn außer Spengler gegenwärtig überhaupt zu einer so gewaltigen Synthese in der Lage ist, und weisen erneut auf die in diesen Blättern erschienene tiefe Würdigung des Spenglerschen Werkes durch unseren verstorbenen Freund Moeller van den Bruck hin. — Emil Ludwig hat zwei neue Bücher hervorgebracht „Napoleon“ und „Wilhelm der Zweite“ (Berlin, Rowohlt). Es ist nicht richtig, wenn man Ludwigs Arbeit gegenständlich beurteilen will, man kann nur von seiner Person sprechen. Es gibt kaum einen Eckstein der Welt- und Geistesgeschichte, an dem er sich nicht zu verewigen bestrebt gewesen wäre. Alle Bücher, ob sie Wagner, Goethe, Napoleon oder den früheren Kaiser behandeln, sind Zeugnisse dafür, daß Emil Ludwig ein außergewöhnlich begabter Journalist ist. Sein jüngstes Verhalten im Falle Geßler legt allerdings die Frage nahe, ob man ihn nicht zur „Journaille“ rechnen muß, wie Karl Krauß eine bestimmte Gattung Journalisten nennt. Wem Emil Ludwigs Persönlichkeit interessant ist, den mögen auch seine neuen Bücher fesseln. An historischer Erkenntnis vermitteln sie nichts, wohl aber geben sie ein fest umrissenes Bild des behandelten Mannes, wie Emil Ludwig ihn sieht. Wir wollen auch nicht verhehlen, daß das Kaiserbuch der Wahrheit nirgends zu nahe tritt, daß es jedoch eine gewisse Kindlichkeit der Auffassung verrät, das Wesen des früheren Kaisers nur aus der einen Tatsache erklären zu wollen, daß er einen zu kurzen Arm hatte, und dieser Tatsache bei der Stellung, die einzunehmen er berufen war, innerlich nie ganz gewachsen war. — Wer historisches Material über Napoleon sucht, der möge lieber nach der großen Biographie von Kircheisen greifen, von der jetzt der fünfte Band (Stuttgart, Lutz) erschienen ist. — In der berühmten Sammlung „Deutsche Vergangenheit“ (Leipzig, Inselverlag) ist als höchst wertvoller neuer Band erschienen „Die Sächsischen und Salischen Kaiser“ von J. Bühler nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben, den wir wiederum ganz besonders empfehlen möchten. — Von der klassischen „Geschichte Rußlands“ von W. Klutschewskij liegt nach den ersten beiden Bänden nunmehr der dritte Band vor, der die Zeit vom Ausgang des 16. Jahrhunderts bis auf Peter den Großen umfaßt. Das bedeutsame Werk, das in der ausgezeichneten Übersetzung von Fr. Braun und R. v. Walter die große Darstellungskunst des Originals lebendig macht, soll durch den in Vorbereitung befindlichen vierten Band zu seinem baldigen Abschluß gebracht werden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Verschiedenes

Von Dr Wilhelm Winkler ist ein ausgezeichnetes, klar orientierendes Büchlein „Statistik“ erschienen (Leipzig, Quelle & Meyer), worin der, besonders um das Grenz- und Auslanddeutschtum und dessen Statistik hochverdiente Kenner auch dem Laien die hohe Bedeutung seiner Wissenschaft und ihrer Möglichkeiten näherbringt. — Einen sachkundigen Führer durch die lebendige Natur, den wir empfehlen möchten, bietet K. Guenthers Buch „Das Tierleben unserer Heimat“, von dem uns der erste Band vorliegt (Freiburg, Fehsenfeld). — Auch das Buch von Th. W. Danzel „Magie und Geheimwissenschaft“ (Stuttgart, Strecker & Schröder) wird vielen willkommen sein, da bei aller kritischen Kühle diese dunklen Gegenstände in ihrer Bedeutung für Kultur und Kulturgeschichte aller Völker geschildert werden unter dem Gesichtswinkel, der, unbeschadet der Stellung des einzelnen zu ihnen, in ihrer Kenntnis unter allen Umständen eine Vermehrung unserer Möglichkeiten sieht, das tiefere Wesen des Menschen zu erkennen. — Der gründliche Kenner des deutschen Corpswesens, Fabricius, gibt in zweiter Auflage das große Werk „Die deutschen Corps“ neu heraus (Frankfurt, Deutsche Corpszeitung). Uns liegt die erste Lieferung vor und bestätigt den Eindruck, daß hier auf Grund eines reichen Urkunden- und Bildmaterials eine erschöpfende Darstellung gegeben wird, die alle alten Akademiker angeht. — Welchen starken Eindruck das Buch von H. Günther „Rassenkunde des deutschen Volkes“ (München, J. F. Lehmann) gemacht hat, beweist die Tatsache, daß innerhalb von zwei Jahren bereits die sechste Auflage erscheinen konnte. Dieses Buch sollten vor allem die sich zum Studium wählen, die in geradezu erstaunlicher Unkenntnis über die Grundlagen des schwierigen Problems so verantwortungslos und agitatorisch mit dem Begriff der Rasse operieren. Günthers Buch bringt neue Unterscheidungen der europäischen Rassen. Neben der nordischen und der

ostischen setzt er eine dritte, auch blonde und helläugige, aber rundköpfige und breitgesichtige untersetzte Rasse ein, die er ostbaltisch nennt. Günthers Arbeit hat bereits einen tiefgreifenden Einfluß auf die landläufige rassenbiologische Auffassung der Kulturgeschichte gehabt. Letztes Ziel seines Werkes ist, auf die Notwendigkeit der „Aufnordung“ der germanischen Rasse mit stärkstem Nachdruck hinzuweisen. — B. v. Knobelsdorffs Buch „Unter Zuchthäuslern und Kavalieren“ (Stuttgart, R. Lutz) schildert seine eigenen Erlebnisse, als er als Flieger in russische Kriegsgefangenschaft geriet, aus der er nach der Revolution entkam. Frisch und unverzagt ist die Darstellung, auch eine gewisse fliegerische Naßforschigkeit berührt nicht unsympathisch. Leider jedoch wird die ganze Freude an dem Buch durch die böse Entgleisung verdorben, die seine unverantwortliche Äußerung über unsere österreichischen Kameraden im Weltkriege bedeutet, so daß wir aus dem Gefühl der engen Verbundenheit gerade mit ihnen das Buch ablehnen müssen. — Alles, was aus dem Theaterleben kommt, pflegt auf großes Interesse überall zu stoßen. Es wird es noch besonders tun, wenn es so frisch und lebendig geschrieben ist, wie Eugen Kilians Buch „Aus der Theaterwelt“ (Karlsruhe, C. F. Müller), in dem er seine Erlebnisse und Erfahrungen wiedergibt, besonders aus den Jahren 1908 bis 1916, in denen er als Oberregisseur am Münchener Hoftheater tätig war. — In der „Jedermanns Bücherei“ ist ferner erschienen „Italienische Philosophie“ von G. de Ruggiero. — Sehr empfehlen möchten wir das von der Fichtegesellschaft herausgegebene Buch „Feste und Bräuche“ (Berlin, Hackebeil), ein sachkundiger und verantwortungsbewußter Berater zur Vertiefung unseres Gemeindelebens, zur Belebung deutschen Geistes und deutscher Sitte. Das Buch wendet sich in erster Linie an die Bewohner kleiner und mittlerer Städte, denn unsere Großstädte sind sicherlich schon hoffnungslos jeder Art wahrhaft volkskulturellen Lebens verloren. — Ein naturwissenschaftliches Buch, das sich an breitere Kreise wendet, ist die deutsche Übersetzung von dem Buch des Norwegers Störmer „Aus den Tiefen des Weltraums bis ins Innere der Atome“ (Leipzig, Brockhaus) übertragen von J. Weber. — Ein ernstes Wort, das wir besonders in den Händen der deutschen Jugend wissen möchten, ist Rudolf G. Bindings Gedenkblatt für die Gebliebenen des Weltkrieges „Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges“ (Dessau, Rauch). In der ihm eigenen würdigen Form und mit dem auszeichnenden Ernst des Verantwortungsbewußten spricht hier Binding aus einem Geiste heraus, der berufen erscheint, wenigstens die Heranwachsenden vor dem Ekel kleinen Gezänkes zu bewahren und sie zu Trägern eines neuen großen deutschen Gedankens zu machen. — Einen neuen Versuch stellt der Sammelband „Saat und Ernte“ dar, herausgegeben von A. Sergel (Berlin, Bong & Co.), der den Stand der deutschen Lyrik von 1925 umgreifen möchte. Hier hat nicht der Herausgeber die Auswahl getroffen, sondern — problematisch genug — die einzelnen Dichter und Dichterinnen haben das, was sie wohl von ihren eigenen Werken als das Bezeichnendste ansehen, ausgewählt, und kurze Daten über ihr Leben beigefügt. — Vom „Großen Meyer“ (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist Bd. 3 erschienen. Dadurch ist die im Erscheinen begriffene 7. Auflage, die auf 12 Bände beziffert wird, um einen neuen wertvollen Band vermehrt worden. Leider hat der Verlag eine Preiserhöhung nicht umgehen können, doch er spricht die Hoffnung aus, daß bei einer Preissenkung er schnellstens für die nächsten Bände den Preis wieder herabsetzen kann. Der in gleicher Güte mit zahlreichem Karten- und Bildmaterial ausgestattete Band umfaßt die Spanne von „Conti bis Engmäuler“, wobei unter Conti die bekannte Nebenlinie des Hauses Bourbon zu verstehen ist, während zur Klasse der „Engmäuler“ die Schlangen und Frösche gehören. — Das bekannte Opernbuch, das Karl Storck begründet hat (Stuttgart, Muth), beweist seine Güte erneut dadurch, daß die 29. Auflage erscheinen konnte, die von P. Schwers herausgegeben und bearbeitet ist und diesen sachkundigen Führer seinen Weg auch durch die letzten Neuerscheinungen nehmen läßt.

Infolge eines Irrtums sind in der Eile der weihnachtlichen Berichterstattung die „Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen“ von Karl Woermann (Leipzig, Bibliographisches Institut) als die Erinnerungen eines der Gründer des großen Hamburger Hauses bezeichnet worden. Bei Karl Woermann, einem Sproß dieses Hauses, handelt es sich jedoch um den bekannten Kunsthistoriker, der zuletzt Direktor der Dresdner Galerie war, und seine Erinnerungen um-

greifen ausschließlich das Gebiet der Kunst und seine Stellung zu ihr.

Deutsche Literaturgeschichte

Das Buch von K. Borries, der den Lesern der „Deutschen Rundschau" nicht unbekannt ist, „Die Romantik und die Geschichte" (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte), ist die gründliche und tüchtige Arbeit eines kritischen Kopfes, der aus Einzeluntersuchungen und Studien zur romantischen Lebensform mehr Klarheit in die zum Teil noch immer mißverstandene romantische Lebensauffassung und die Stellung der Romantik zu dem Problem der Geschichte gibt. — Der erste große Versuch, eine Geschichte des deutschen Dramas zu schreiben, liegt vor in dem Buche von R. Arnold „Das deutsche Drama" (München, Beck). Die große Arbeit ist geleistet worden von einer Reihe von Mitarbeitern in folgender Gliederung „Das Mittelalter und sein Ausklang" von F. Michael, „Das neulateinische Drama" von R. Wolkan, „Von Ayrer bis Lessing" von Max J. Wolff und A. Ludwig, „Von Lessing bis zur Romantik" von A. Ludwig, „Von der Romantik bis zur Moderne" von R. Arnold, „Die Lebenden" von Julius Bab. Das Ganze ist naturnotwendig nicht einheitlich. Im einzelnen sind wohl Vorbehalte zu machen, doch das würde uns kleinlich erscheinen gegenüber der Tatsache, daß wir endlich eine Gesamtübersicht in diesem Werke besitzen, der bleibender Wert eignet über das Gebiet, auf dem das Lebensgefühl jeder Zeit seinen stärksten und unmittelbarsten Ausdruck findet.

Es ist sehr erfreulich, daß die Bemühungen um eine Wiederbelebung des weiten Kreisen ja immer nahegebliebenen Fontane von seinen beiden Söhnen mit Tatkraft betrieben werden. Nach den hier angezeigten „Wanderungen" ist jetzt eine neue Ausgabe seiner „Plaudereien über Theater" erschienen. Zunächst der 1. Band „Das Kgl. Schauspielhaus zu Berlin" (Berlin, F. Fontane & Co,). Paul Schlenther, der vor 20 Jahren sie erstmalig herausgab, hatte den Wert dieser gesammelten einzelnen Kritiken mit triftigem Grund dahin gekennzeichnet, daß man sie im Geiste Fontanes als eine Sammlung kleiner Erzählungen lesen sollte, und wahrlich: diese Erzählungen aus Berlins großer Theaterzeit sind auch für den, der den Bühnendingen ferner steht, eine fesselnde und anmutige Lektüre. — Ein weiterer Band, den wir gleichfalls sehr begrüßen, liegt neu vor: „Fünf Schlösser. Altes und Neues aus der Mark Brandenburg" (Stuttgart, Cotta), so daß ein Überblick über seine Tätigkeit neben den Romanen und Novellen jetzt wesentlich erleichtert erscheint. — Von Adalbert Stifters „Erzählungen" ist mit einer recht guten Einleitung von Felix Braun eine Auswahl erschienen, der auch eine der schönsten Perlen Stifterscher Kunst, „Bergkristall", nicht fehlt (Leipzig, Inselverlag). — Ebendort sind die „Briefe Heinrich von Kleist" erschienen, herausgegeben und gleichfalls ausgezeichnet eingeführt von Friedrich Michael. — Nach Goethes und Lessings Gesprächen sind jetzt auch „Gespräche mit Heine" erschienen, gesammelt und herausgegeben von H. H. Houben (Frankfurt, Rütten & Loening). Der dicke Band mit einem ausgezeichneten Sachregister und einem genauen Quellennachweis, geschieden nach gedruckten und ungedruckten Quellen, gibt, fast noch lebendiger als Heines Werke, ein sehr eindrucksvolles Bild der geistvollen, wenn auch sehr schillernden Persönlichkeit des Dichters, dessen eine Seite, die souveräne Bosheit, gerade in den Gesprächen in sehr gegenwartsnaher Art herauskommt. — Otto Weltzien gibt ein Lönsbuch heraus „Der Rosenjäger" (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung), in dem mit verhaltener Wärme in wohltuendem Gegensatz zu anderen Veröffentlichungen ein Mann vom Manne spricht.

Romane und Novellen

Da sich die in Aussicht genommene Besprechung der wichtigen Neuerscheinungen an Romanen und Erzählungen verzögert hat, sei hier in ganz kurzen Strichen wenigstens auf einige der neuen Bücher hingewiesen. Walter von Molo hat in glückhaftem Gelingen in seinem Roman „Ums Menschentum" (München, Albert Langen) Schillers Jugend in einer Form lebendig zu machen verstanden, daß auch der Schillerschem Schaffen gegenüber nur mehr historisch Urteilende stark berührt ist. Durch die dichterische Kraft Molos gewinnen nicht nur die Atmosphäre des Schillerschen Hauses, das Drängen und Ringen in dem Kinde und Jüngling, sondern auch die furchtbare Tatsache, daß das Geschick von Völkern einst in der Hand von Menschen lag, wie Schillers Herzog einer war, fast mit schmerzlicher Deutlichkeit leibhaftig Gestalt. — Kaspar Hauser läßt die Geister immer noch nicht

zur Ruhe kommen, trotzdem für die Ungläubigen — und das dürfte wohl die Mehrheit sein — um Hauser kein schicksalhaftes Geheimnis mehr waltet. So hat jetzt auch Sophie Hoechstetter seine Geschichte erzählt in ihrem Roman „Das Kind von Europa" (Nürnberg, J. L. Schrag), und es verstanden, bei aller Treuheit gegenüber den Dokumenten doch wiederum sein Schicksal als das rührende Bild eines armen Menschenkindes in seiner Not zu schildern. — Die bekannte Novellensammlung „Der Falke" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist in mehreren Bänden darunter sehr wertvolle und lebendige Beiträge, fortgesetzt worden. Neu aufgenommen sind Wilhelm Schäfer „Die Badener Kur", R. Friedenthal „Der Heuschober", Alphons Paquet „Lusikas Stimme", E. Reinacher mit der Hundegeschichte „Flock", Ina Seidel „Die Fürstin reitet", Axel Lübbe „Die Heimkehr", W. E. Süskind „Das Morgenlicht". Wir bedauern nur, daß in diese niveauhaltende Reihe neben dem glänzenden Meisterwerk Ina Seidels und Lübbes schicksalhafter, innerlicher Erzählung die rein literatenhafte, aufdringliche Arbeit von Süskind Aufnahme finden konnte. — Carl Haensel ist in alter Unverzagtheit an einen neuen Roman gegangen, den er „Macht der Erde" nennt (Berlin, Wegweiser-Verlag). Auch hier, wie in fast allen Werken Haensels, ein um die Größe des Stoffes unbekümmertes Zupacken, ein meisterhaftes Umreißen und Indenraumstellen der einzelnen Persönlichkeiten, und eine Handlung, in deren Tempo der Rhythmus unserer Zeit durchzittert, die er irgendwo in seinen Nerven hat. Aber auch hier die andere Seite. Trotz aller Vorzüge spürt man eine gewisse künstlerische Sorglosigkeit und einen Mangel von Verantwortung gegenüber den von ihm geschaffenen Gestalten und ihren Schicksalen und das Fehlen einer gewissen Ehrfurcht vor der Arbeit am Werke, die denn schließlich doch ein wesentlicher Teil jeden Schaffens ist. Es sind begabte Zeugnisse eines schicksalhaften Zeitmangels. — Josef Maria Frank, der hier seine Erzählung „Unus multorum" veröffentlichte, gibt ein absonderliches Buch heraus „Korax" (Berlin, Verlag Deutscher Bücher). Es sind Satiren, in denen zweifellos ein starkes Gefühl und ein scharfes Sehen zusammenwirken. In drei große Teile gliedert er: „Panoptikum", „Panoptisches Variete" und „Panoptische Schreckenskammer". Das Buch, auch in der äußeren Aufmachung dem etwas tollen Inhalt entsprechend, bietet mancherlei, und doch könnte man meinen, etwas weniger wäre mehr gewesen. — Der Verlag C. Schünemann in Bremen hat sich große Verdienste erworben im Kampfe um die Anerkennung spezifisch nord- und niederdeutscher Literatur. Dabei ist wohl nicht zu vermeiden, daß der gottgewollte Hochmut der Leute, die am und ums Meer wohnen — dessen tiefster Urgrund ein Gefühl unbezwingbarer innerer Kraft ist, deren Bändigung, mehr aber noch ihre Entfesselung etwas Elementares hat — auch in Erzählungen zum Ausdruck kommt, die ihre letzte künstlerische Reife noch nicht erfahren haben. Aber als Proben des künstlerischen Wollens, das hier wieder stark lebendig ist, empfehlen wir gerne die Erzählungen, die in kleinen Bändchen vereinigt sind: Ludwig Hinrichsen „Jens Störtebecker", Hans Richter „Sturmflut", Manfred Hausmann „Orgelkaporgel". Denn trotz manchen künstlerischen Bedenken im einzelnen: es ist Kraft, ringende Kraft, die hier zu uns spricht. — Der Novellenband „Bertolzhausen" von G. Kölwel (Trier, Lintz) bringt eine Sammlung einiger sehr gut gesehener Kleinstadtskizzen mit prächtigen bayrischen Typen in einer liebenswürdigen Lustigkeit. Hier ist noch Bodenständigkeit und gottlob keine Literatur. — Unter den Novellen von A. Paul „Der Teufel im Exil" (München, Langen), sind einige recht gute, die Mehrzahl jedoch ist schwächer, weil eine gewisse übersteigerte Laune Purzelbäume zu schlagen versucht und schließlich nicht auf den Beinen endet. — Ein Büchlein von seltsam eindringlicher Stimmungskraft ist der fünfte Manutiusdruck des Eigenbrödler-Verlages Berlin „Ein Haus brennt" von A. M. Renner, in dem mit lastender Unheimlichkeit ein Mann im Vorgesicht die furchtbare Tat erlebt, die er dann begehen muß, als er beim unvermuteten Nachhausekommen in nächtlicher Stunde seine Frau in den Armen eines andern findet, beide erschlägt und sie mit dem Hause verbrennt, um ins Ungewisse zu wandern. Die Ausstattung ist ein kleines bibliophiles Meisterwerk mit einer Zeichnung von E. Faberbier.

Von Curt Corrinth war eine Weile viel die Rede. Sein neuer Roman „Grauen" (Berlin, Werk-Verlag) bestätigt nur, daß es unnötig war. Diese von knabenhaft überschätzter, erhitzter Erotik durchtränkte Erzählung ist durch und durch nur Krampf. —

Gegenüber den wilden Kriminalromanen, die ja immer ihre Leser finden, ist der Versuch anzuerkennen, den eine Romanreihe „Schattenbilder des Lebens“ (Berlin, Liebmann) unternimmt, wo Menschen, die schreiben können und die Tatsächlichkeiten der Kriminalistik aus eigener Anschauung kennen, frei von der verlogenen Romantik der Verbrechergeschichten Erzählungen voll Spannung, aber mehr Wahrheit geben wollen, und in diesem Sinn soll das Buch von H. Lindenau „Kriminalinspektor Dr. Stretter“ willkommen sein. — Der vor einem Jahr erschienene Roman von Paul Fechter „Die Kletterstange“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) hat einen erfolgreichen Siegeszug gemacht. Das ist gut begreiflich, weil in ihm in etwas anderer Form alle die Vorzüge zutage kommen. die der Kritiker und Betrachter des Lebens, den eine seltene Scharfsichtigkeit auszeichnet, so oft bewiesen hat. Trotzdem der Roman in der uns allen verhaßten Inflationszeit spielt, nimmt man das Buch immer wieder gerne zur Hand, weil der überlegene Humor und die tiefe innere Verbundenheit mit dem, was wahres Leben heißt, uns zu einer lächelnden Betrachtung aller der Absonderlichkeiten, deren Masse man menschliches Leben nennt, zwingen. — Eine Utopie von größtem Ausmaß ist der Roman von H. Reiß „Dollarbeben“ (Berlin, Verlag für Kultur und Politik), in dem durch die teuflische Kunst überlegener Techniker nicht nur halbe Erdteile verschwinden und verwüstet werden, sondern ein unheimlicher Japaner endlich siegreich den Kampf gegen die alle Gemeinheit der Welt verkörpernden Träger des allmächtig gewordenen Dollars gewinnt. — Wie stark die Sehnsucht nach einer neuen Zeit ist, beweist auch der sehr begabte Roman von J. Delmont „Die Stadt unter dem Meere“ (Leipzig, Grunow), in dem geschildert wird, wie aus deutscher Kraft und deutschem Geiste heraus durch Erfindungen ungeahnter Tragweite endlich allen Feinden des Friedens die Waffen aus der Hand gezwungen werden. Bei einem Seebeben wird ein deutsches Unterseebot während des Krieges in eine unterirdische, riesenhafte Grotte an der dalmatinischen Küste getrieben. Die kleine Schar von Männern, die sich entschließt, bei ihrem Kommandanten auch nach Kriegsende auszuharren, schafft dann in einem unterirdischen Dasein die neuen Erfindungen, die es ihnen endlich ermöglichen, bei ihrem Wiederauftauchen der Welt, in der schon die Kunde von ihrem Vorhandensein die Gemüter auf das Tiefste erregte, durch Außerkraftsetzung aller bisheriger Kampfmittel den Deutschen Frieden zu geben.

D. R.

Berliner Theater

I.

Also das gibt es noch, daß in Berliner Theatern ein Stück eines lebenden und sogar jungen deutschen Dichters aufgeführt wird und trotzdem es preisgekrönt war (allerdings war der Preisrichter Paul Fechter), zu einem vollen Erfolge gelangte. Denn das war die Aufführung von Carl Zuckmayers Lustspiel „Der fröhliche Weinberg“ (Theater am Schiffbauerdamm). Freilich trug einen Teil des großen Erfolges die ausgezeichnete Besetzung mit Eduard v. Winterstein, Käthe Haack und Julius Falkenstein. Das einzige Bedenken, das man haben könnte, ist die Bezeichnung Lustspiel. Rheinisches Volksstück wäre wohl richtiger. Der Stoff erinnert an die alte Quelle des „Kaufmann von Venedig“, als es sich bei der Probe für die Bewerber um die Hand der reichen Erbin noch nicht um Rätselraten, sondern um den Beweis der Mannbarkeit handelte. Ein reicher Weingutsbesitzer am Rhein, der selber das Unglück einer kinderlosen Ehe erlebte und eine aus einem Seitensprung entstandene Tochter adoptierte, will sein Kind, ein prächtiges Mädel, vor den eigenen Enttäuschungen bewahren und es nur dem Manne geben, der es vor der Verlobung zur Mutter gemacht hat. Ein akademisch verblödeter Bewerber, mehr des Weinbergs als der Tochter, versucht, an dem guten, blutfrischen Kind, das beim Wein und in der sinnlich fröhlichen Luft ihres Heimatlandes leicht sich hinreißen läßt, den Nachweis zu erbringen, während sie im Herzen einem wilden und naturkräftigen Rheinmatrosen

zuneigt. Wie sich das dann alles in wunderbaren Volksfesten und Saufszenen, im Zauber der rheinischen Herbstnacht, wo alles in Lust erzittert und bereit ist, unter der zaubervollen Atmosphäre des reifenden Weins, der milden Luft, der duftenden Erde, und vor allem des leicht bewegten Blutes, in eitel Liebe und Paarung auflöst: das ist von Zuckmayer ohne Vermeidung von saftigen Derbheiten, doch ohne jede Plumpheit, mit echtem Gefühl und erdhafter Sinnlichkeit, ohne Sentimentalität und Schlüpfrigkeit wirklich sehr hübsch gemacht. Freilich denkt man manchmal, daß er nach einem Rezept gearbeitet hat und eine an sich leidliche Idee dadurch zu voller Bühnenwirkung brachte, daß er seine Personen ruhig alle die Derbheiten sagen läßt, die man im allgemeinen auf der Bühne nicht hört, und zwar mit dem Wortschatz gewisser Männerzirkel. Die Freude darüber, daß nach den vielen ausländischen Minderwertigkeiten ein junger Deutscher zum vollen Erfolge durchstieß, wollen wir uns aber dadurch nicht trüben lassen.

Den Versuch Ludwig **Bergers** hingegen, von sich aus eine neue Fassung der Hohenzollernlegende zu gestalten, „**Kronprinzessin Luise**“ (Deutsches Künstlertheater), können wir leider nicht bejahen. Berger hat einen merkwürdigen Trieb, sich an Stoffen deutscher Sagen oder deutscher Geschichte mit nicht gerade glücklicher Hand zu vergreifen. Trotzdem war der Eindruck der Aufführung wegen der Mitwirkenden ein recht erfreulicher: Käthe Dorsch, Kayßler, Rosa Valetti, Theodor Loos, Käthe Haack, Frieda Richard und Lothar Müthel. Das täuschte aber nicht darüber hinweg, daß diese 3 Akte mit sehr leichter Hand gemacht sind: Auf der einen Seite das starre, enge, in der Form korrekte Preußentum, das allerdings unter dem sehr liebebedürftigen Nachfolger Friedrichs des Großen auf dem Thron innerlich viel sittliche Fäulnis aufweist; auf der andern Seite die junge Luise, die trotz ihrer Mecklenburger Herkunft die Vertreterin eines naturnahen, herzenswarmen, mit dem Munde sehr wenig vorsichtigen süddeutschen Wesens ist, dazwischen diejenigen der Preußen, denen künstlerische Anlage ein freieres Menschentum vermittelte: Louis Ferdinand und seine Schwester. Das Gerippe bildet die Geschichte der Leidenschaft zwischen Luise und Louis Ferdinand, die sie dann, zum Verzicht bewogen durch die Würde und „anständige“ Haltung des späteren Friedrich Wilhelm III., siegreich überwindet und nach Bergers Ansicht dadurch die Krone des inneren Königtums und auch des äußeren erringt. Der Fehler bei Berger liegt in der schematischen Machart, und vor allem darin, daß es ihm nicht gelingt, die Dämonie Louis Ferdinands glaubhaft zu gestalten, so daß er im Grunde als nichts anderes wirkt, als ein — Berolinismen nicht verschmähender — naßforscher Schwadroneur. Als begabter erwies sich wiederum der Bruder Rudolf Bamberger, dem allerdings das Milieu preußischer Schlösser ein außergewöhnlich dankbares Objekt für seine Dekorationskünste bot.

Die Aufführung von Kleists „**Käthchen von Heilbronn**“ (Deutsches Theater) in der Regie von Klöpfer ist ein Versuch — und nichts mehr als das — ein sehr frischer, fast etwas frecher, aber zu einer gewissen Einheitlichkeit führender Versuch. Klöpfer hat Kleists Werk auf eine schwäbisch-romantische, derb-lustige Angelegenheit zurückgeschraubt unter Weglassung wesentlicher Kleistscher Züge. Das Käthchen spielte ein 15 jähriges Mädchen, das vielleicht einmal eine Schauspielerin werden kann. Für das Ganze war viel sensationeller Aufwand gemacht. Außer Klöpfer und dem jungen Mädchen hatte man Max Pechstein für die Bühnenbilder bemüht. Das ist wieder die Art, wie wir sie von früher bei Reinhardt kennen, ohne darüber beglückt zu sein. Das Ganze ist eben ein Versuch — aber wir lieben kein Experimentieren an Kleist.

Es sei noch im Vorübergehen erwähnt, daß die Silvesterscherze der Bühnen zwei sehr hübsche Auswirkungen hatten. Im Staatstheater Blumenthal und Kadelburgs anscheinend nicht umzubringendes Lustspiel „**Im weißen Rößl**“ in der Regie von Jürgen Fehling und einer Besetzung, in der es fast zum Erlebnis wurde, als Arthur Kraußneck mit der unerschöpflichen Vornehmheit seines Wesens und seinem echten und feinen Menschentum den Hinzelmann spielte (mit Agnes Straub als Wirtin und Lucie Mannheim als seiner Tochter). —

Im Theater in der Königgrätzer Straße führte man Nestroys Posse „**Einen Jux will er sich machen**“ auf, um Elisabeth Bergner in einer Hosenrolle brillieren zu lassen. Die Aufführung war schon sehr hübsch, und die Bergner zeigte, daß sie auch in freier Lustigkeit und Komik die großen Vorzüge ihrer merkwürdigen Art voll zur Geltung zu bringen versteht. Es wäre lohnend, einmal zu untersuchen, woran es liegt,

daß wir gerade in unserer Zeit bei diesen Harmlosigkeiten nicht nur fröhlich, sondern irgendwie dankbar mitgehen. Am Ewigkeitswert der Stücke liegt es zweifellos nicht, vielleicht aber daran, daß wir in unserer zerquälten Zeit die konforme Art einer Auslösung in harmloser Lustigkeit noch nicht gefunden haben.

In diesem Bericht geht die Lichtverteilung zwischen ausländischen und deutschen Stücken ausschließlich auf die deutsche Seite. Denn „Der 13. Stuhl" des Engländers Bayard Veiller (Komödienhaus) ist letztlich doch nur ein Reißer. Wie dort in einem spiritistischen Zirkel mit einem Schwindelmedium, der in einer vornehmen — wir sind in England — Gesellschaft veranstaltet wird, ein Mord geschieht, und die Aufdeckung dieses Mordes qualvoll den Verdacht auf die Tochter des Mediums lenkt, um endlich nach vielem Hin und Her den wahren Schuldigen nun doch durch das Medium entlarven zu lassen: das bedeutet für uns nicht nur eine überstarke Nervenanspannung, sondern auch eine Gefühlsquälerei, die jenseits der Grenze liegt, was wir guten Geschmack nennen.

Sehr ungern verzeichnen wir, daß gerade in den Kammerspielen ein Vaudeville von Maurice Donnay „Lysistrata" aufgenommen wurde. An das prächtige Motiv, durch den Liebesstreik der Weiber die Männer von politischen und kriegerischen Dummheiten zurückzuhalten, darf sich denn doch nur ein Aristophanes wagen oder einer, der zum mindesten ähnliche Voraussetzungen wie er mitbringt. Das Machwerk des Franzosen ist nichts als eine ganz grobe, mit den widerwärtigsten Zoten arbeitende Schweinigelei. Daß dazu noch die Regie Erich Engels, eines sonst gottlob unbekannten Mannes, so weit ging, alle Stadien männlicher und weiblicher Geilheit bis in widerliche körperliche Verrenkungen deutlich zu machen, schmerzt, wenn man bedenkt, daß die Kammerspiele dafür den Rahmen hergeben mußten. Wie das auf das Publikum wirkte, kann nur der richtig ermessen, der eine spätere Vorstellung besuchte. Man glaubte, bei dem Grunzen und Quieken im Schweinekoben zu sein, und ging weg mit einem Gefühl der Beschämung, daß es möglich ist, auf einer anständigen Bühne Schauspielerinnen von Rang so weit zu erniedrigen, daß sie diese Unsauberkeiten sagen müssen. R. P.

II.

Wenn einer sich aus der Mitte derer, die sich durch skeptisch-zynisches Mundgekräusel oder prophetisch umwölkten Literatenschädel als Bühnendichter der Gegenwart vorstellen, den Wunsch hat, eine Volkskomödie zu schreiben, so soll man ihn daran des guten Willens wegen nicht hindern.

Da bringt also Dietzenschmidt seinen „Lieben Augustin" (Volksbühne) mit Musik, Gesang und Tanz auf die Bretter, und man denkt wohl einen Augenblick an Nestroy oder gar Raimund. Doch keinen Jux will er sich machen, der Herr Dietzenschmidt, dazu nimmt er sich selbst viel zu ernst. Er träumt vielleicht von seiner eigenen „Tiefe", die ihm von „scherzhaften Ungeheuern" zu wimmeln scheint und von aufwühlendem Shakespeareschen Humor, verachtet daher die fidele Romantik und fröhliche Sentimentalität unserer alten Volkspossen und gerät gerade dadurch ins Reden und dürre Symbolisieren. Dabei ladet dieser liebe Augustin, dieses prächtige, der Flasche und seinem Dudelsack ergebene Menschlein, von dem uns schon Abraham a Santa Clara allerlei zu berichten wußte, zu der schönsten Volksdichtung ein. Selbst das Hirn eines Kritikers wird zu träumerischen Exzessen durch diese Urgestalt hingerissen — bevor der Vorhang aufgeht. Man bewegt sich in einer derblaunigen Ostade-Welt, geleitet von dem burlesk gefühlvollen Dudelsack unseres lieben Freundes durch Gassen und Schenken, schwelgt in grellbunten, schmutzig-schönen Farben, alles verklärt von dem warmen Goldton eines leid- und liebesschweren Menschenschicksals — und dann hebt Herr Dietzenschmidt die Hand, sein Stück beginnt, und alles ist erloschen. — Zuerst wird man doch noch einige Male warm, wenn die Laune aufpulst, oder ein kräftiges Wort, bis die schwer mitgenommene Schnapsleiche des Augustin als angebliche Pestleiche in die Pestgrube geworfen wird, aus der er schwer ernüchtert zu einem zweiten Leben sich retten sollte. — Aber dann wird die Angelegenheit lehrhaft und literarisch. Wie der Dudelsackpfeifer nun als wiederauferstandener „Bezwinger der Pest" mit Ehren und Reichtum behängt wird, um bald wieder in sein früheres Dasein zurückzusinken, ist psychologisch zu entwickeln versucht — aber nicht dichterisch. Und daß der liebe Augustin zum Schluß mit einer tragischen Geste zu seinen Pestleichen zurückkehren muß, ist Theater. — Ein Mißgriff dämpfte die Wirkung des Stückes noch erheblich: man stelle sich Granach als lieben Augustin vor! Dieser geduckte, hüstelnde und tänzelnde Intrigantendarsteller,

dem es wohl gegeben ist, sich für einen Augenblick auch zu dramatischer Wucht aufzurecken, der sich aber nie zu einem stillen, wahrhaft heiteren Menschentum befreien kann: selbst aus einer wirklich humorvollen Gestalt würde er immer nur einen unheimlichen Witzling machen. Und ist nun gar der Humor mit Literatengeist versäuert, so wird bei Granach daraus eine ungenießbare Essenz. — Sonst war das ganze Stück recht wacker durch Viktor Schwannecke zurechtgemacht, und auch die Bühnenbilder von Suhr verfehlten ihre Wirkung nicht. Wolfgang Zeller unterlegte recht artig Handlung und Wort mit anspruchsloser Musik, so daß die Volksbühne einen bescheidenen Erfolg verzeichnen konnte.

Ein Volksstück zu schaffen schwebte auch Eugen Ortner vor, als er seine Schwarzwaldtragödie „Michael Hundertpfund" schrieb. Barnowsky verhalf ihr in der „Tribüne" zu einer recht würdigen Auferstehung. Wenn man aber so in den leeren Bankreihen schonungslos dem gähnend freien Raum ausgeliefert ist, so fragt man sich, welche wirtschaftlichen (und auch künstlerischen) Notwendigkeiten einen Mann wie Barnowsky bestimmen mögen, in diesen Zeiten sich und seine bedeutenden Kräfte an drei Bühnen zu zersplittern. Eine kluge Beschränkung dürfte jetzt auch nicht nur in künstlerischer Hinsicht von Vorteil sein. Doch darüber zu diskutieren, ist hier nicht der Platz, und wir dürfen feststellen, daß das Werk Ortners größere Beachtung und wärmere Aufnahme verdiente, als es ihm eine halbleere Tribüne gewähren kann. — Ortner zeigt uns in „Michael Hundertpfund" einen heimatentwurzelten Matrosen, der von der Liebe zu einem Weibe und der feierlichen Größe seines Heimatwaldes so leidenschaftlich aufgerüttelt wird zu dem unbedingten Drang, sich mit allen Fasern seiner spröden Seele in den schmerzlich entbehrten Heimatboden wieder einzusenken, daß er zum Mörder wird — zum Mörder aus Heimatliebe. Ortner gelang es, zaghaft seelische Zartheit in dem triebhaften, fast brutalen Innern des Matrosen anklingen zu lassen, und der ungeheure Zwang, mit dem der Liebende in das Verhängnis getrieben wurde, hat glaubhaft und mit Notwendigkeit dichterische Gestalt angenommen. — Wenn man auch zum Schluß mit Spannung auf die seelische Auswirkung und Auswertung der Tat wartete und auf die Folgerung, die der Mörder zusammenbrechend daraus ziehen mußte, und leise enttäuscht feststellte, daß er nichts dergleichen versucht hatte, so ist das ehrliche Bemühen und die sorgfältige feine Zeichnung der einzelnen Figuren doch als ein Gewinn zu bezeichnen. W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Oper

Das einzige Ereignis auf dem Gebiete der Oper im verflossenen Monat bildete die Aufführung von Ferruccio Busonis „Brautwahl" im Städtischen Opernhaus, da die Neueinstudierung des „Othello" in der Staatsoper sich auf einige wenige Gesangspartien beschränkte (unter Szells Leitung), unter denen Schlusnus einen zwar stimmlich hervorragenden, aber vollkommen im bel canto steckenbleibenden, recht gutmütigen Jago darstellte. Es ist gewiß gut, daß Busonis Werk, das schon im Jahre 1913 in Hamburg seine Uraufführung erlebte, nun auch den Berlinern zugänglich gemacht worden ist, sei es nur, um mit dem Schaffen eines so bedeutenden Musikers wie des Meisters der Fantasia contrappuntistica vertraut zu werden, und den allem irdischen Meinungsstreit Entrückten objektiver beurteilen zu können.

Die „Brautwahl" bedeutet den Freunden Busonis eine schwere Enttäuschung; gerade deswegen verdient sie eine nähere Betrachtung. Die Novelle E. T. A. Hoffmanns, voller Humor, leicht und graziös im Aufbau, von ausgesuchter Diktion, ist zwar im selbstverfaßten Libretto des Komponisten inhaltlich recht getreu wiedergegeben — aber wohin ist die schwebende Phantastik, das geniale Vorüberhuschen des Dichters entschwunden? Breit, sehr real, ohne jeden Schwung wälzt sich die Handlung in holprigen Versen knarrend vorwärts; die wirkungsvollsten Spukszenen der Erzählung werden auf der

Bühne zur platten Langeweile, wie die Begegnung Tusmans und Leonhardts mit Manasse im Keller und der Fluch des Juden im Hause des Kommissionsrates. Das alles könnte, von beschwingter Musik getragen, ohne Bedeutung sein; aber auch die Komposition ist von ermüdender Breite und sonderbarer Schwerfälligkeit. Man werfe dem Kritiker nicht Voreiligkeit des Urteils nach nur einmaligem Hören vor: es ist unmöglich, auch nur die Hälfte der Feinheiten einer Busonischen Partitur sofort zu erfassen. Aber der allgemeine Charakter dieses Werkes ist ganz unverkennbar: die Oper enthält keine gewachsene, mit Notwendigkeit so und nicht anders empfindungsgemäß gestaltete, sondern vielleicht mit Notwendigkeit so und nicht anders konstruierte Musik. Die Erfindung ist, außer in den frühen, ganz italienisch-cherubinihaften Werken, nie Busonis Stärke gewesen; aber er war ein Seher der musikalischen Zukunft, er wußte, worauf es für die Musik ankam, wußte, daß wir mit der ewigen Romantik nicht weiterkommen, bemühte sich, eine neue Klassizität aufzubauen — und wählte zur Komposition einer Oper den romantischen Stoff des Romantikers κατ' ἐξοχήν. Mag sein, daß ihn diese Divergenz bedrückte und seine Erfindungskraft hemmte, da er wohl selbst einsah, ein romantischer Stoff müsse in Gottes Namen eben romantisch komponiert werden. Er gab als Künstler von unbestechlicher Ehrlichkeit der Verlockung nicht nach, blieb seinem Prinzip treu und vertonte mit unsäglichem Ernst und der deutschesten aller Gründlichkeiten jede Kleinigkeit seiner gequälten Diktion. Der Selige möge es mir verzeihen — aber ich mußte manchmal an Pfitzner denken. Natürlich stört keine Banalität; aber man möchte so gern einmal aus dem grämlichen Ernst, der kalten Theorie dieser Musik heraus, für die ich nur eine Stelle anführen möchte: die Orchesterbegleitung des ziemlich ausgiebigen Kusses, den sich Lehsen und Albertine im zweiten Akt verabfolgen. Unsinnlichkeit ist ja sicher sehr lobenswert — wenn die beiden Domino miteinander spielten, böte dieselbe Musik einen vortrefflichen Ausdruck dafür.

Einzelne Lichtpunkte, die wegen ihrer Seltenheit doppelt erfreuen, glänzen hier und da auf. Gleich das erste Duett der Liebenden in den Zelten blüht ein wenig auf, wenn auch in Tristanchromatik; der Einfall, die Militärmusik auf der Bühne den Rossinischen „Moses"-Marsch spielen zu lassen, ist gut, und der Marsch sehr lustig ... Dann hebt sich Tusmans Kantilene (wohl As-Dur) in der Kellerkneipe über das sonstige Grau. Der Walzer bringt im Duett Tusman — Kommissionsrat einiges Leben —, der Abschied Manasses im gleichen Bild mit dem gemauschelten „Leben Se wohl" eine gewisse Unheimlichkeit. Beim Duett am Klavier muß man berechtigterweise an Hoffmanns Erzählungen denken — man sollte es nicht tun, wenn auch hier, vor allem in Lehsens Part, ein paar wärmere Töne aufklingen. Amüsant der Auftritt des Baron Bensch.

Der Orchesterklang ist von größter Feinheit, aber vielleicht ein wenig stumpf; er versagt grade an Stellen, die Anlaß zur Entfaltung ausgesuchter Klangkombinationen geben, wie die Feuerzauber-Kunststücke Manasses.

Die Aufführung war von hohem Niveau, vor allem Gutmann als Leonhardt stimmlich prachtvoll — mit der in ihrem Renaissancekostüm doppelt puppenhaft wirkenden Figur ist schauspielerisch nichts anzufangen. Reiß als Tusman war von eindringlich-weinerlicher Beweglichkeit, und auch die anderen Darsteller boten einwandfreie Leistungen. Die Bühnenbilder der ersten Szenen, in den Zelten und vor dem alten Rathaus, sind voller Hoffmann-Stimmung; die Zimmer der folgenden Bilder lassen viel zu wünschen übrig. Manasse trat in der Maske eines jüdischen Hausierers von Oberländer aus den Fliegenden Blättern auf; vielleicht wäre es möglich gewesen, einen etwas originelleren Einfall zu haben.

Das Andenken eines großen Toten ist mit der Aufführung geehrt worden; nun gibt es andere Schätze, die in der Verborgenheit des Wiederfindens harren. Da schlummert z. B. der „Corregidor", dessen sich die löbliche Intendanz gütigst erinnern wolle ....

Konzerte

Zwei große Eindrücke in einem Monat der Konzerte: wie selten! Und wie noch weit seltener: den einen macht ein Quartett, den andern ein Pianist — wie viel der Erscheinungen aus beiden Gattungen, die hohen Ranges waren, sind an uns vorüber gezogen!

Aber ein Streicherklang wie ihn das Léner-Quartett aufweist, und eine klavieristische Begabung, wie wir sie in Wladimir Horowitz kennen lernten, sind ebenso ungewöhnlich wie selten. Das Quartett erwies seine Fähigkeit auf klassischem Boden (Haydn, Mozart, Beethoven; besonders der Mittelsatz des Haydn F-Dur op. 3 mit der Pizzicato-Begleitung und das Finale des D-Moll-Mozart verbreiteten reinste Freude), auf romantischem Gebiet (Schubert, Brahms; die Wiedergabe des Variationenfinale aus op. 67 ein Meisterstück), und auf neuem und neuestem Lande: César Franck, Ravel und Kodaly gaben den Spielern Gelegenheit, den ganzen Reichtum ihres Könnens im polyphonen, im farbigen und im expressionistisch-eigenwilligen Stil zu zeigen. Kodalys „Serenade" für 2 Violinen und Viola ist im ersten Satze für einen Nachfolger Bela Bártoks sehr zahm und liebenswürdig, fast ganz tonal, zeigt aber dann im zweiten sprunghafte Stachlichkeiten, die indessen unter dem Bild eines nächtlichen Ständchens, bei dem auch andere Geräusche hörbar werden als nur die (durch die Bratsche verkörperten) Stimme des Liebenden, in sehr witziger Weise glaubhaft gemacht werden. Der dritte huscht schnell und graziös vorüber. Den unter den Quartettvereinigungen an erster Stelle stehenden Ungarn ist für ihre Wiederkehr eine stärkere Publikumsbeteiligung zu wünschen — obgleich die nicht sehr zahlreich erschienenen Kammermusikfreunde in der Tat voll andächtiger Stille den richtigen Rahmen für die erlesenen Aufführungen boten, sehr im Gegensatz zu dem unerträglich unruhigen und lauten Auditorium der Virtuosenkonzerte, das auf Klavierakrobatik sensationslüstern regelmäßig die (nach seiner Ansicht) leichteren, langsamen und leisen Stellen durch Husten und Sprechen verdirbt. (N. B.: könnten nicht im Beethovensaal die Klappsitze repariert oder geschmiert werden, die bei jeder Bewegung der darauf Sitzenden quietschen und knarren?) Besonders bei dem von tiefster Musikalität durchdrungenen Spiel Wladimir Horowitz' trat dies höchst lästig in Erscheinung. Der einzige Vorwurf, den man diesem Künstler machen kann, ist der, daß seine Programme ein wenig zu gewaltig sind. Wie er sie aber bewältigt ist staunenswert im Hinblick auf das ungeheuere technische Können, eine Ausgeglichenheit der Fingerausbildung, die etwa in Chopinschen Etuden zum mechanischen Wunder wird, auf die Tragfähigkeit seines Tones, und die geistige Durchdringung der gespielten Werke, wie sie besonders auffallend in Liszts H-Moll-Sonate, und einigen Bach-Busonistücken zutage trat. Ebenso bewunderungswürdig aber ist sein musikalisches Empfinden, das ihn Schubert (in Lisztscher Transskription) vor sich hinsingen, Schumann vorübergespenstern und Modernstes mit neuschöpferischer Kraft gestalten läßt. Es ist ein großer Meister, trotz seiner jungen Jahre.

Julius Goldstein mühte sich vergebens mit Skriabine, vor dem uns in Deutschland der Krieg im großen Ganzen gnädig bewahrt hat. Sein zerfahrener und impotenter Mystizismus kommt auch in den von Goldstein gespielten Preludien und der Sonate op. 53 (mit dem bezeichnenden Motto: Je vous appelle à la vie, on forces mystérieuses) auf das peinlichste zur Geltung. Der Erde und dem Erfolge näher standen die Brüder Tossy (Violine) und Jascha Spiwakowski, die nach den obligaten Bach- und Brahmssonaten eine Suite in modo antico graziös verspielter Art von Gretschaninoff und eine bezaubernd freche und lustige Suite espagnole de Fallas mit dem besten Gelingen zu Gehör brachten. Gualtiero Volterra legte erfreulicherweise weniger Gewicht auf bravouröse, als auf musikalische Dinge, und bewies im Vortrag Schumannscher Romanzen und Noveletten Geschmack und Können. Schlusnus und Bronislaw Hubermann besitzen ebenso wie Emil von Sauer die Anziehungskraft, den großen Saal der Philharmonie mit der großen Schar ihrer Freunde zu füllen; die Stimme des Sängers und der Ton des Geigers vermögen den großen und unglücklichen Raum mit Leichtigkeit zu durchdringen, ebenso wie Sauers Anschlag die Vorzüge der alten Schule in hellstem Lichte erglänzen läßt.

Auch die Fried-Konzerte im Blüthner saal boten mancherlei Anregung. Das neue Jahr wurde mit einem Johann Strauß-Abend eingeleitet, der uns mit den Klängen des Wiener Waldes und der blauen Donau (in hinreißender Wiedergabe) die schöne und vergangene Ballsaalzeit vor Augen zauberte, in der die Damen zwar keine (sichtbaren) Beine, aber dafür noch Haare auf dem Kopf hatten . . . Man wurde ganz sentimental. Tatjana de Sanzuritsch spielte im Rahmen der Konzerte César Francks Symphonische Variationen für Klavier und Orchester, ein buntes und reich-effektvolles

Stück, das häufigere Wiedergabe verdiente, mit ausgezeichneter Beherrschung des Technischen und des Musikalischen. Peter Raabe trat für den in Moskau dirigierenden Fried ein (Brahms-Abend); ihm folgte Schillings, der mit ostentativem Beifall empfangen und immer wieder geehrt wurde. Er dirigierte die ebenso laute wie leere Es-Dur-Symphonie Schumanns, die man am besten ruhen läßt, brachte aber dann die entzückende „Italienische Serenade" Hugo Wolfs, die von neuem bewies, wie weit dieser geniale Unglückliche seiner Zeit voraus war, und den vorhin geäußerten Wunsch nach dem „Corregidor" (die herrliche Aufführung bei Gregor 1906!) doppelt lebendig werden ließ. Julius Wolfstal spielte mit sicherem und großem Ton des Dirigenten Violinkonzert op. 25, dessen erster Satz durch Kürzungen nur gewinnen könnte; es ist sonst ein durch schöne, innerlich verbundene Themen (bei denen die Vorliebe für einen Sextensprung nach unten auffällt) und sorgfältige Durchführung ausgezeichnetes Werk. Das ein wenig dick genommene Meistersingervorspiel löste zum Schluß großen Jubel aus und ließ uns wieder einmal den heute recht selten gewordenen Stolz empfinden, Deutscher zu sein. Anton Mayer.

Politische Rundschau

Ein altes deutsches Sprichwort sagt: gut Ding will Weile! So scheint es auch mit dem Fortschreiten der Entspannung in Europa zu liegen; es geht langsam, viel langsamer als die leitenden Staatsmänner wünschten. Zu groß ist die Zahl der Bremser in Uniform und Zivil, die wohl töricht genug sind, an ihre Mission der Zerstörung noch zu glauben.

Daß Militärs die Umstellung nicht leicht fällt, nimmt nicht weiter wunder, denn im tiefen Frieden braucht man sie nicht. Wir sehen sie eifrig bei der Arbeit, um das Zustandekommen der Abrüstungskonferenz zu erschweren, wir sehen sie in französischer Uniform wie üblich im Rheinland am Werke, um die vernünftigen, logischen Folgen aus dem Locarno-Pakt nicht so rasch Wirklichkeit werden zu lassen. Daß immer noch eine Riesenarmee dort steht, möchte man fast als Besetzungsskandal bezeichnen. Die Schritte der Reichsregierung bei den Besatzungsmächten sind sehr zu begrüßen, sie hat hierbei das gesamte deutsche Volk geschlossen hinter sich. Deutschland hat für Soldatenspielen kein Interesse mehr und für die Beschäftigung mit bunten Tressen und Röcken das Verständnis verloren. Wer hierfür im Ausland nicht den richtigen Blick hat, wird bald merken, daß er einen schweren psychologischen Irrtum begangen hat. Deutschland will Ruhe zur Arbeit. Es ist politisch stark genug, um sich durch seine klare, zielbewußte Friedenspolitik diese Ruhe zu verschaffen. In dem einheitlichen Volkswillen der diese Politik trägt, liegt ihre Stoßkraft. Man sollte unter Berücksichtigung dieser deutschen Einstellung im Ausland den Beschluß des Auswärtigen Ausschusses des deutschen Reichstages über die Truppenverminderung im Rheinland lesen, man wird dann rascher die Atmosphäre schaffen, die wir als unerläßliche Voraussetzung einer gedeihlichen Mitarbeit im Völkerbund ansehen.

Man hat in Deutschland auch kein Verständnis für Hetzereien, die nicht mehr zeitgemäß sind. In Prag glaubte man offenbar, die sehr bedauerliche Frankenfälschungsaffaire in Ungarn ausnützen zu sollen, um sich so eine Art Rechtstitel für eine „Sanktion" im Auftrage Frankreichs zu verschaffen. Anders kann man die Stimmungsmache nicht deuten, die nun schon seit Wochen von gewissen Stellen aus betrieben wird, deren Verwandtschaft mit Prager Fonds allmählich erkannt wurde. Wenn die Tschechoslowakei glaubt, Europa nützen zu sollen, wäre es angebracht, auf anderen Gebieten als dem einer einseitigen Außenpolitik energisch tätig zu werden.

Die unglückliche Regelung der Mossulfrage hat eine Erschwerung der europäischen Lage zur Folge. Die Türkei hat mit Rußland einen Neutralitätsvertrag geschlossen, also in ziemlich offener Form gegen England Stellung genommen. Angora hat weiter eine Annäherung mit Belgrad versucht. Dadurch kann am Balkan eine neue Verschärfung der

Lage eintreten, wenn Griechenland, das offenbar von England gestützt wird, versuchen sollte, durch seinen Diktator auf außenpolitischem Gebiet nach Erfolgen zu greifen. Denn eine Aktion Griechenlands würde sicher in Belgrad nicht ohne Mißbehagen hingenommen werden. Durch die Paralysierung einer englisch-griechischen Kombination durch die türkisch-russisch-jugoslawische Annäherung ist andererseits ein Kräfteausgleich geschaffen worden, der die Grundlage für eine Kompromißlösung der Mossulfrage abgeben kann. Es ist zu hoffen, daß England nach Wahrung seines Prestiges der Türkei durch eine besondere Geste entgegenkommen wird. Damit ließe sich nicht nur eine ruhige Weiterarbeit in der Befriedungspolitik, sondern auch ein beträchtlicher Prestigegewinn im ganzen Orient erreichen, den England zur Sicherung des Seeweges nach Indien braucht.

Die politischen Handlungen Großbritanniens im Mittelmeerbecken müssen auch heute noch, wie früher immer, von dem Gesichtspunkt der Sicherung des Weges nach Indien, vor allem der Erhaltung der beiden Schlüsselpunkte Gibraltar und Suezkanal, aus betrachtet werden. Dann werden die verschiedenen Ereignisse in den Ägypten vorgelagerten arabischen Gebieten, im Sudan, in Syrien, Palästina und Marokko verständlich. England hat dort die französische Bedrohung zu umgehen gewußt, bis auf Marokko, wo die letzte Entscheidung noch nicht gefallen ist. Seit Locarno sind die vorher ziemlich starken, unzweifelhaft von französischen Stellen hervorgerufenen Störungen in der britischen Sicherungszone um Ägypten schwächer geworden. Die schwere Einbuße an Prestige, die Frankreich gelegentlich der Mossulverhandlungen beim Völkerbund in Angora erlitten hat, mag das ihrige dazu beigetragen haben, Paris zum Nachgeben zu veranlassen.

Offen ist, wie gesagt, noch die Marokkofrage. Bei dem im Herbst vorigen Jahres mit Spanien getroffenen Abkommen hatte Frankreich weitgehende Verpflichtungen übernommen, deren eine Seite die Sicherung der spanischen Flanke nach erfolgter Landung in Alhucemas bedeutete. Diese Verpflichtung hat Frankreich nicht erfüllt; ob seine Armee nicht wollte oder nicht konnte, sei dahingestellt. Jedenfalls ist das spanische Landungskorps dadurch in eine sehr schwierige strategische Lage geraten. Eine honorige Regelung der Marokkofrage — sie war der Sinn der Militärdiktatur — mißlang, Primo de Rivera mußte bekanntlich unter dem Druck von Militärrevolten eine Umwandlung der Militärdiktatur in eine Zivilregierung vornehmen. Augenblicklich scheinen Verhandlungen mit Abd el Krim zu schweben. Man wird dahinter englische Einflüsse vermuten dürfen. Denn für die Stellung von Gibraltar wäre eine vollkommene Beherrschung der afrikanischen Seite der Straße durch Frankreich eine Unmöglichkeit. Bei Frankreichs Gesamtlage darf man wohl mit einer Regelung der Marokkoangelegenheit rechnen, die in erster Linie den britischen Interessen Rechnung trägt.

Eine Stärkung der britischen Stellung im Mittelmeer bedeutet die letzte Begegnung zwischen Mussolini und Chamberlain. Sie wurde vom Beherrscher Italiens angeregt und ist im ganzen als stärkere Anlehnung dieses Landes an England zu werten. Wenn Mussolini dabei auch hauptsächlich eine günstige Regelung der Kriegsschuldenfrage angestrebt haben mag, so darf doch nicht übersehen werden, welche Bindungen finanzielle Verpflichtungen auch auf politischem Gebiet zur Folge haben. In Paris scheint man über mancherlei Nachrichten aus Rom nicht sehr erbaut zu sein. Wird Italien in Nachahmung geschichtlicher Vorbilder tatsächlich Kaiserreich, so sind Überraschungen in den stark mit italienischen Elementen durchsetzten Grenzgebieten in Savoyen nicht ausgeschlossen.

Zu dem Kraftliniensystem des Mittelmeeres gehört mit Rücksicht auf die russische Expansion nach dem Süden indirekt auch Rumänien. Seine innere Lage ist schon lange unsicher, der Thronverzicht des Kronprinzen hat sie für die ganze Welt in deutlich sichtbarer Form entschleiert. Die etwas operettenhaft aussehende Weiberaffaire, die man eifrig propagiert, spielt dabei eine gänzlich nebensächliche Rolle. Letzten Endes war es der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Kronprinzen und den Exponenten der herrschenden liberalen Partei, den Brüdern Bratianu, der gelegentlich der Aufdeckung von Bestechungsmanövern rumänischer Offiziere bei der Bestellung von Fokkerflugzeugen zum offenen Konflikt führte, als der Kronprinz sich schützend vor diese Offiziere stellte. Die Angelegenheit hat einen politischen Hintergrund und ist somit der Beachtung wert. Wenn Bratianu durch Erwirkung des Thronverzichtes auch einen großen innenpolitischen Erfolg errungen haben mag, die Spannung in der inneren Lage Rumäniens ist nicht beseitigt. Es bleibt abzuwarten,

inwieweit diese Situation von der Sowjetregierung in Rechnung gestellt werden wird.

Vorerst scheint Rußland seine Expansionskraft in erster Linie noch im fernen Osten anzusetzen. Es bleibt abzuwarten, wie lange es in China in der bisherigen Form weiterarbeiten kann, ohne mit Japan in ernste Verwicklungen zu geraten. Es hat den Anschein, als ob Japan sich den angelsächsischen Mächten genähert hätte und im Begriffe ist, vielleicht nur infolge des Parallellaufes der Interessen, der angelsächsischen Politik in China eine Hilfsstellung zu geben. Japan hatte früher bekanntlich in seiner Außenpolitik einen Kurs angesteuert, der zu einem Zusammenstoß mit den Angelsachsen hätte führen können. Die Idee dieser Politik baute auf der glücklichen maritimen Lage Japans auf; ihr Zweck war die allmähliche Erwerbung der um den asiatischen Kontinent herum liegenden Inselgruppen einschließlich der Gebiete von Niederländisch-Indien. Noch zu der Zeit, als der Einwanderungskonflikt mit den Vereinigten Staaten die Öffentlichkeit Japans tief bewegte, schien es, als ob der angedeutete Kurs genommen werden sollte. Jetzt kann man dagegen eine andere Richtung der japanischen Politik feststellen. Es hat sich viel mehr nach dem asiatischen Kontinent hin entwickelt und nimmt diesem gegenüber eine ähnlich dominierende Stellung ein wie England gegenüber Europa. Wie stark die Interessen Japans auf asiatischem Boden geworden sind, zeigte seine Intervention in China nach der Niederlage Chang tso lins. Tokio nahm offen gegen Feng Stellung und bewirkte die Erschütterung seiner Position, die eben noch überragend mächtig geworden zu sein schien. Die Börse von Tokio reagierte auf die Nachricht des japanischen Erfolges durch eine bedeutende Hausse. Feng ist inzwischen von der politischen Bühne Chinas abgetreten. Angeblich reist er nach Moskau. Es wäre nicht verwunderlich, war er doch der Exponent der Machtfaktoren von Sowjetrußland. Die innere Lage Chinas bleibt ungeklärt, die schon seit längerer Zeit tagende Zollkonferenz scheint lahmgelegt zu sein. Wie sich die Dinge dort weitergestalten werden, ist nicht zu übersehen. Fest steht vorläufig nur, daß die bolschewistische Minierarbeit weitergeht. Ihr Ziel ist in Asien wie in Europa bekanntlich das gleiche: Zersetzung, Auflösung, Zerstörung. Sieht man den Kampf der Testamentsvollstrecker Lenins untereinander, so möchte man allmählich der Ansicht zuneigen, daß das zersetzende Gift nicht mehr nur nach außen wirkt, sondern sich nun schon in der Führung der Sowjetpolitik zu zeigen beginnt. Dringt es noch tiefer in die kommunistischen Organisationen ein, so wird allerdings auch die Idee der Weltrevolution der Auflösung anheimfallen. Vorerst ist dieser Zustand allerdings noch in weiter Ferne. Unvorhergesehene Zwischenfälle in Nachbarländern können vielleicht sogar der bolschewistischen Ideenwelt vorübergehend neue Antriebskraft geben.

Man denkt hier unwillkürlich an Polen, wo sich die politische und wirtschaftliche Lage immer mehr zuspitzt. Die Unruhen in Posen und anderen Städten reden eine deutliche Sprache. Europa sollte sich an den Gedanken einer Art Sanierung Polens gewöhnen, um Moskau zuvorzukommen. Gelingen würde diese Sanierung allerdings nur, wenn man Polen wirtschaftlich und politisch auf eine vernünftige Basis stellt, das heißt, sein Territorium von allen den Teilen befreit, die es doch nicht halten kann, um ihm die natürliche Mittlerrolle zwischen Westen und Osten zuzuweisen. Das wäre nicht die vierte Teilung, sondern die Wiedergeburt Polens, mit dem sich auch vom deutschen Standpunkt aus nach Bereinigung der jetzigen Differenzen eine realpolitische Zusammenarbeit ermöglichen ließe. Bei der Sanierungsaktion könnten auch gewisse litauische Ansprüche befriedigt werden. Litauen aber muß sich darauf einstellen, anstatt im Memelland durch ungeschickte, brutale Verwaltungsmethoden dem Deutschtum, das es braucht, den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Martellus.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Gouverneur z. D. Dr. H. Schnee, Berlin. — Dr. Friedrich Schnapp, Weimar. — Wilhelm Schmidtbonn, Cassel. — Dr. Oskar Walzel, Bonn. — Dr. Hermann Stehr, Bad Warmbrunn. — Staatsarchivrat Dr. Dehio, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andreas-Salome. — Friedrich Nietzsche in seinen Werken von Lou Andreas-Salomé. 230 S. Mit 3 Bildern Nietzsches und faksimilierten Briefen. Dresden 1925, Carl Reißner.

Aus den Papieren einer Toten. — Roman. 400 S. Berlin 1925, Gebrüder Paetel.

Aus Vergangenheit und Gegenwart wirtschaftlichen Geschehens im Bezirk der Industrie- u. Handelskammer für die Kreise Aachen-Land, Düren und Jülich zu Stolberg (Rhl.). Festschrift der Kammer aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens April 1925.

Balcke. — Bibliographie zur Geschichte der Preußischen Staatsbibliothek von Curt Balcke. 102 S. Leipzig 1925, Karl Hiersemann.

Basler. — Einführung in die Rassen- und Gesellschaftsphysiologie von Prof. Dr A. Basler in Tübingen. 154 S. mit 93 Abbildungen. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Baumeister. — Der deutsche Arbeiter in der Internationale. Ein Vortrag von Albert Baumeister. 32 S. Berlin-Hessenwinkel 1925, Verl. der Neuen Gesellschaft G.m.b.H.

Beamt. — Das erste Weib. Ein Novellenbuch von Walther Beamt. 176 S. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer (5,50 M.).

Beethovens Denkmal im Wort. — Herausgegeben von Richard Benz. VIII u. 95 S. Offenbach a. M., Wilh. Gerstung (geb. 5,— M.).

Beethoven. — Ludwig van Beethovens Konversationshefte. Herausgegeben von Walter Nohl. 461 S. München 1923/24, Allgem. Verlagsanstalt.

Belloc. — Der Sklavenstaat von Hilaire Belloc. Übersetzt von Arthur Salz. 218 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt (geb. 7,50 M.).

v. Below. — Der Gott im Labyrinth. — Gedichte von Gerda v. Below. 119 S. München 1925, Georg Müller.

v. Below. — Über historische Periodisierungen mit besonderem Blick auf die Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit. Von Georg von Below. 108 S. Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Berdjajew. — Der Sinn der Geschichte. Versuch einer Philosophie des Menschengeschickes von Nikolaus Berdjajew. Mit einer Einleitung des Grafen Hermann Keyserling. 308 S. Darmstadt 1925, Otto Reichl (12,— M.).

Berger. — Die Rohstoffgrundlage der Wirtschaftsgesundung von Dr Georg Berger. 16 S. Berlin-Hessenwinkel 1925, Verlag der Neuen Gesellschaft (—,50 M.).

Berger. — Martha Berger, das Leben einer Frau von Martha Berger, mit einem Geleitwort von Hermann Bahr. 602 S. Wien 1925, Nikola-Verlag.

Berneder. — Die Kappele im Korn. Eine Erzählung von O. Berneder. 62 S. München 1925, Kösel & Pustet (Ganzl. 1,—, Ganzleder 2,— M.).

Bertelmann. — Unter der Linde. Aus den Erinnerungen eines Dorfjungen von Heinrich Bertelmann. 150 S. Kassel 1925, Friedr. Scheel (3,20 M.).

Bertram. — Das Nornenbuch. Gedichte von Ernst Bertram. 121 S. Leipzig 1925, Insel-Verlag.

Binding. — Aus dem Kriege. Weg einer Wandlung von Rudolf G. Binding. 355 S. Frankfurt 1925, Rütten & Loening (geh. 5,— M., geb. 7,— M.).

Bismarck. — Deutscher Staat von Otto von Bismarck. Ausgewählte Dokumente eingeleitet von Dr Hans Rothfels. XLVII u. 436 S. München 1925, Drei Masken Verlag.

Tiburtius. — Erinnerungen einer Achtzigjährigen von Dr. med. Franziska Tiburtius. 223 S. Berlin 1925, C. A. Schwetschke & Sohn. (Geh. 3,50 M., geb. 5,— M.)

Treblin. — Der Dichter Eberhard König von Martin Treblin. 55 S. Leipzig 1924, Erich Matthes.

Troeltsch. — Aufsätze zur Geistesgeschichte und Religionssoziologie von Ernst Troeltsch. Zweite Hälfte. S. 401—872. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr.

Überlinger Almanach. — Herausgegeben von Bruno Goetz. 136 S. 14 Abb. Überlingen 1925, Benz & Gen. (5,— M.)

Urbanczyk. — Die Passivität der Handelsbilanz und die Rentenmark von Paul Urbanczyk. 33 S. Leipzig, Xenien-Verlag.

Utitz. — Jahrbuch der Charakterologie von Emil Utitz. I. Bd. 375 S. Berlin 1924, Pan-Verlag. (13,— M.)

Von neuer Musik. — Beiträge zur Erkenntnis der neuzeitlichen Tonkunst. 320 S. Köln a. Rh., J. J. Marcan.

Wachtel. — Der Waffen Schmied und Führer von Wilhelm Wachtel. Gedichte. 165 S. Leipzig, Xenien-Verlag.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Politische und wirtschaftliche Probleme des neuen Rumänien[1]

Von

Hans Erdmann v. Lindeiner-Wildau, M. d. R.

Der Abschluß des Weltkrieges hat dem Königreich Rumänien einen ganz außerordentlichen Gebietszuwachs gebracht. Alt-Rumänien umfaßte ein Gebiet von 131000 qkm. Die im Jahre 1913 annektierte Neu-Dobrudscha ist 8000 qkm groß. Der Abschluß des Weltkrieges aber fügte weitere 130000 qkm hinzu, so daß heute Groß-Rumänien ein Gebiet von fast 270000 qkm umfaßt. Im gleichen Maße ist die Bevölkerung gewachsen. Im Jahre 1913 hatte Alt-Rumänien eine Einwohnerzahl von 7755000, die Volkszählung von 1924 ergab eine solche von 16332000. Um nicht allzusehr mit Zahlen zu langweilen, möchte ich nur noch anführen, daß etwa 84% der Bevölkerung auf dem Lande und nur 16% in den Städten wohnen, im Durchschnitt wohnen etwa 64 Einwohner auf einem Quadratkilometer, man sieht also, daß trotz des Fehlens großer Städte das Land verhältnismäßig dicht besiedelt ist.

Während Alt-Rumänien nur die östlichen und südlichen Abfälle der Siebenbürger Karpathen und das Mündungsgebiet der Donau umschloß, sind jetzt die Karpathen in den Mittelpunkt des Landes gerückt. Rumänien umfaßt ein gut abgerundetes Gebiet, dessen Ost-Westausdehnung nur wenig größer ist als die nord-südliche. Im Süden und Osten bildet die Donau, die Küste des Schwarzen Meeres und der Lauf des Dnjester gute natürliche Grenzen, dagegen ist die Grenze nach Norden und Westen hin — man nennt sie in Rumänien nach dem Vater der Pariser Friedensverträge La Ligne Clémenceau — durchaus willkürlich gezogen. Von dem Hügellande der Bukowina verläuft sie, die alten ungarischen Komitate willkürlich durchschneidend, in flachem Bogen, der schließlich auch noch das Banat in zwei unorganische Teile zerlegt, wieder zur Donau, die sie etwa am Eisernen Tor trifft. Das ganze Gebiet ist verwaltungsgemäß in 76 Komitate eingeteilt, von denen nur 32 dem Altreich angehören.

Nach manchen schweren Kämpfen hat sich Rumänien endlich am 28. März 1923 eine neue Verfassung gegeben, die in hohem Maße der belgischen nachgebildet

1) Aus einem Vortrag vor der Vereinigung für Auslandsstudium an der Universität Berlin.

ist. Nach der Verfassung wird die gesetzgebende Gewalt durch den König und die nationale Vertretung ausgeübt. Die Nationalvertretung besteht aus Senat und Abgeordnetenkammer. Zum Zustandekommen eines Gesetzes ist die Übereinstimmung aller drei Faktoren erforderlich, die sämtlich Gesetzentwürfe einbringen können und von denen der König ein unbedingtes Veto besitzt.

Die Abgeordnetenkammer wird auf dem Wege des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts von allen über 21 Jahr alten Staatsbürgern gewählt, die Zahl der auf einen Wahlkreis entfallenden Abgeordneten wird durch ein besonderes Wahlgesetz bestimmt, zur Zeit gibt es 370 Abgeordnete. Das passive Wahlrecht wird erst mit dem 25. Lebensjahr erworben.

Der Senat besteht einmal aus gewählten Senatoren, die nach den gleichen Grundsätzen wie die Abgeordneten von den über 40 Jahr alten Staatsbürgern gewählt werden. Dazu treten eine erhebliche Zahl Senatoren von Amts wegen, z. B. Vertreter der Universitäten, der berufsständischen Kammern, der großen Religionsgemeinschaften und unter gewissen Voraussetzungen frühere Minister und kommandierende Generäle. Interessant ist, daß Mitglieder beider Kammern ihr Mandat niederlegen müssen, sobald ihnen ein besoldetes Staatsamt übertragen wird. Für die wirtschaftlichen Verhältnisse und darüber hinaus für die politischen Beziehungen Rumäniens sind zwei Bestimmungen der Verfassung von erheblicher Bedeutung geworden, durch die der Erwerb von Grundeigentum den rumänischen Staatsbürgern vorbehalten und sämtliche Bodenschätze des Landes zu Staatseigentum erklärt worden sind.

Rumänien ist zweifellos ein von der Natur ungewöhnlich begünstigtes Land. Es liegt etwa auf der Breite des südlichen Frankreich und bietet mit seinem fruchtbaren und unerschöpften Boden der Landwirtschaft besonders günstige Voraussetzungen. Allerdings sind die Ernteerträge besonders im Banat, in der Wallachei und in der Dobrudscha in hohem Grade von der Niederschlagsmenge abhängig, in regenarmen Sommern können auch völlige Mißernten eintreten. Als ich im Mai in der Dobrudscha war, litten die Bauern schwer unter zwei aufeinander folgenden, regenarmen Sommern. Als Zeichen ihrer Notlage erzählten sie mir, daß sie teilweise schon genötigt gewesen seien, Roggenbrot zu essen, weil der Weizen zur eigenen Ernährung nicht gelangt habe! Das Rückgrat der rumänischen Volkswirtschaft bildet zur Zeit immer noch die agrarische Produktion, wie ja auch schon aus den vorhin angeführten Zahlen über die Bevölkerungsverteilung hervorgeht. Die Correspondence Economique Roumaine gibt für das Jahr 1923 an, daß 58 % der Bodenfläche als Äcker, Wiesen, Weiden, Obst- und Weingärten der landwirtschaftlichen Produktion dienten. Im gleichen Jahre waren 2,5 Millionen Hektar mit Weizen, 3 Millionen Hektar mit Mais angebaut. Zur Zeit befindet sich allerdings die rumänische Landwirtschaft in einer schweren Krise durch die überstürzte Art, mit der das Ministerium Averescu die Agrarreform, das alte Kernproblem der rumänischen Innenpolitik, durchgeführt hat. Man hat alle größeren Besitze enteignet, wenigstens auf dem Papier, denn auch hier ist es natürlich, wie in allen Dingen in Rumänien, möglich gewesen, die Entscheidung der Beamten durch Bestechung zu beeinflussen. Die enteigneten Besitzer verwenden naturgemäß keinerlei Sorgfalt mehr auf die Bearbeitung des Bodens, der ihnen demnächst fortgenommen werden wird. Zur Neuansetzung von Ansiedlern fehlt es an Geld und Organisationen und die Ansiedler, die man wirklich

unterbringt, sind zunächst an selbständiges, verantwortliches Arbeiten noch nicht gewöhnt. Auf diese Weise ist es so weit gekommen, daß in großen Gebieten, die einen gewaltigen Überschuß liefern könnten, Getreideknappheit eingetreten ist. Als ich im letzten Frühjahr im Banat war, einst die Kornkammer Ungarns, trafen dort gerade die ersten Transporte argentinischen Weizens ein, und in Temesvar und Arad mußte ein brotfreier Tag eingelegt werden. Wenn die Besitzumschichtung in der Landwirtschaft durchgeführt sein wird und wenn sich ein Ministerium findet, das den Mut hat, einer Übertreibung der an sich notwendigen Agrarreform entgegenzutreten, wird Rumänien aber zweifellos wieder in großem Umfange Agrarexportland werden können.

Zur Zeit steht in der rumänischen Ausfuhr das Erträgnis der Forsten noch vor dem der Landwirtschaft. Nahezu 25% des Bodens haben Waldbedeckung, wenn auch große Teile davon infolge der fehlenden Verkehrsmöglichkeiten für rationelle Ausnutzung noch nicht aufgeschlossen sind. Immerhin ist der Holzexport, der im Jahre 1913 für Alt-Rumänien nur 283000 mto betrug, im Jahre 1922 für Groß-Rumänien auf 708000 mto gesteigert worden. Amtliche Schätzungen, die auch von dem amerikanischen Handelsdepartement bestätigt werden, gehen dahin, daß der Holzexport Rumäniens bei rationeller Wirtschaft auf 1,5 Millionen cbm Nutzholz und 1,9 Millionen cbm Brennholz p. a. unschwer gesteigert werden könnte.

Fast noch wertvoller aber als die Produkte der Land- und Forstwirtschaft sind oder werden auf die Dauer die sonstigen Bodenschätze des Landes. Viele von ihnen harren überhaupt noch des Beginns der Erschließung. Die Kohlengruben — vor allem im südlichen Siebenbürgen, bei Petroseny — produzierten 1921 erst $1^{1}/_{2}$ Mill. Tonnen. Wertvolle Vorkommen von Edelmetallen sind noch nicht erschlossen. Abgesehen von Steinsalz, das bereits in größeren Mengen exportiert wird, fallen am meisten die sehr wertvollen Vorkommen von Petroleum und Erdgas ins Gewicht. Es ist bekannt, daß gerade die großen Petroleumvorkommen auch im letzten Weltkriege eine bedeutsame Rolle gespielt haben und daß die Rumänen sich gefallen lassen mußten, daß beim Rückzug der Truppen die gewaltigen Anlagen der Petroleumfelder um Ploesti von englischen Ingenieuren zerstört wurden. Bis heute ist es noch nicht wieder gelungen, die Petroleumproduktion auch nur annähernd auf Vorkriegshöhe zu bringen. Einer Produktion von 1,8 Millionen mto im Jahre 1914 stand 1922 erst eine solche von 1,36 Mill. gegenüber. An den rumänischen Petroleumfeldern war deutsches Kapital in hervorragendem Maße beteiligt, infolge der Zwangsliquidation sind der deutschen Wirtschaft hier sehr große Werte verloren gegangen.

Noch interessanter fast als die Petroleumfelder sind die großen Erdgasquellen in der Gegend von Mediasch in Siebenbürgen, um die herum in wenigen Jahren eine recht bedeutende Industrie entstanden ist. Das Methangas, dessen Auftreten vor einigen Jahren ja auch in Deutschland in der Gegend von Hamburg festgestellt wurde, strömt dort in einem großen Bezirk an den verschiedensten Stellen aus der Erde, wird ziemlich primitiv gefaßt und in Röhrenleitungen dem Industrieviertel von Mediasch zugeleitet. Das Gas kann in seinem natürlichen Zustande zu Feuerungszwecken benutzt werden. Nur wenn es zu Beleuchtungszwecken verwandt wird — die ganze Stadt Mediasch und die umliegenden Orte werden mit Erdgas beleuchtet —, bedarf es einer geringfügigen Reinigung. Der

Brennstoff ist so außerordentlich billig, daß die ihn benutzenden Fabriken jede Konkurrenz aus dem Felde schlagen können. Ich sah z. B. eine Tafelglasfabrik, die erst 1921 errichtet ist und heute bereits 70% des gesamten rumänischen Verbrauchs an sich gerissen hat. Auch hier herrschte bis zu Kriegsende deutsches Kapital, vor allem solches von Tochtergesellschaften der Deutschen Bank, vor und es schweben zur Zeit noch große Prozesse darüber, ob und inwieweit Entschädigungsansprüche vom rumänischen Staat anzuerkennen sind.

Die intensive Ausnutzung dieser natürlichen Schätze des Landes ist zur Zeit ernstlich gehemmt durch jene Bestimmung der neuen Verfassung, die alle Bodenschätze zu Staatseigentum erklärt und dadurch fremdes Kapital von der Investition in Rumänien fernhält. Diese Vorschrift wie das daraufhin erlassene Minengesetz haben bereits zu ernsten Konflikten zwischen Rumänien und anderen Staaten geführt, die auch allgemein außenpolitisch für Rumänien recht bedenklich sind. Der derzeitige rumänische Finanzminister Vintila Bratianu versichert jedem, der es hören oder nicht hören will „Romania fara da se.“ Im Ernst glaubt er daran wohl ebensowenig wie irgendein anderer rumänischer Politiker und Volkswirtschaftler und bei längeren Gesprächen kommt denn auch immer wieder das Verlangen nach der Investierung fremden Kapitals in der rumänischen Wirtschaft zum Ausdruck.

Neben all den erwähnten Hemmungen aber wirkt zur Zeit die Unsicherheit der rumänischen Währung abschreckend. Es kann dem Lande zugegeben werden, daß es an dem Beginn der Inflation nicht allein schuld gewesen ist. Nach dem Friedensschluß war Rumänien genötigt, die in den neuen Gebieten umlaufenden fremden Geldzeichen und die von den deutschen Besatzungsbehörden herausgegebenen Banknoten einzulösen. Es handelte sich dabei um recht erhebliche Summen. Die deutschen Noten hatten einen Nennwert von 2,5 Milliarden Lei. Dazu aber kamen 8,5 Milliarden österreichisch-ungarischer Kronen und 2 Milliarden Rubel, zu deren Einösung immerhin 5,5 Milliarden Lei aufgewendet werden mußten. Heute beträgt der Notenumlauf mehr als 21 Milliarden Lei, deren Golddeckung eine mehr als fragwürdige ist. Das derzeitige liberale Kabinett behauptet seit langer Zeit, demnächst eine Stabilisierung der Währung durchführen zu wollen. Die Werte allerdings, die es als Deckung für die neue Goldwährung bereitstellen will, sind großenteils recht fragwürdige, so daß ich nicht recht daran glauben kann, daß in absehbarer Zeit stabile Währungsverhältnisse in Rumänien vorliegen werden. Dazu müßte die Eigenproduktion des Landes ganz anders gefördert und zu einer verständigen Handelsvertragspolitik übergegangen werden. Mir liegen die Angaben des statistischen Büros des rumänischen Finanzministeriums für das erste Halbjahr 1925 vor, nach denen in dieser Zeit für 1,750 Milliarden Lei mehr eingeführt als ausgeführt wurde. Dabei ist bedeutsam, daß 46% der Einfuhr aus Bodenprodukten bestand. Deutschland hat jetzt wenigstens in der Einfuhr die Vorkriegsstellung mit 22% wieder erlangt, dagegen ist die rumänische Ausfuhr nach Deutschland, die 1914 fast 10% betrug, heute noch nicht wieder auf 4% gestiegen. Diese Zahlen zeigen unwiderleglich, daß Rumäniens Interesse an Neuregelung seiner Handelsbeziehungen mit Deutschland noch größer als das unsere ist.

Zu einer wirklichen wirtschaftlichen Erschließung des Landes gehört aber vor allem eine umfassende Reorganisation seiner Verkehrsverhältnisse. Auch in

dieser Hinsicht ist Rumänien von der Natur insofern besonders begünstigt, als es in der Donau eine fast 1500 km lange natürliche Wasserstraße besitzt, zu der an sonstigen schiffbaren Flüssen, vor allem Maros und Pruth, noch weitere 1400 km treten. Dagegen fehlt es vorläufig noch an einer Vereinheitlichung des Verkehrsnetzes. Auf diesem Gebiete liegen in der Tat für Rumänien besonders schwierige Aufgaben vor, da es ja gilt, die auf gänzlich andere Staatshoheitsverhältnisse eingestellten Bahnnetze der verschiedenen Landesteile nun zusammenzufassen. Alt-Rumänien ist mit Siebenbürgen vorläufig nur durch zwei, großenteils nur eingleisige Strecken verbunden. Das bessarabische Bahnnetz aber hat immer noch die russische Spurweite, so daß Umladungen und lange Aufenthalte nicht zu vermeiden sind. Im Staatshaushalt der letzten Jahre sind sehr erhebliche Summen für das Verkehrswesen bereitgestellt worden, leider scheinen dieselben aber zum großen Teil in den verschiedenen Taschen der Beamten und Ingenieure stecken geblieben zu sein. Dasselbe wie von den Eisenbahnen gilt auch von dem Straßennetz, dem es an Einheitlichkeit für das Gebiet des heutigen Rumänien fehlt und das durch die Kriegsjahre teilweise in einen gänzlich verrotteten Zustand gekommen ist. So waren selbst auf der großen Strada nationale von Constantza nach Tulcea, dem Hauptverkehrsweg der Dobrudscha, noch nicht einmal die Granatlöcher aus den Kämpfen der Jahre 1916 und 1917 eingeebnet. Die Folge dieses Zustandes des Straßennetzes ist, daß sich auch der Autoverkehr nicht entwickeln kann. Rumänien besitzt bis heute keine eigene Automobilfabrik. Mir wurde mitgeteilt, daß die Gesamtzahl der Automobile in Rumänien nur etwa 14 bis 15000 betrage, von denen übrigens fast 10000 Fordwagen sein sollen.

Es ist verständlich, daß in einem Staate, dessen wirtschaftliche Basis noch keineswegs gefestigt ist, und der innerlich noch nicht wirklich zusammenwachsen konnte, in dem schließlich das Staatsvolk auf einem verhältnismäßig niedrigen Bildungsniveau steht, die politischen Verhältnisse noch keineswegs geklärte sein können. Das Regierungssystem einer parlamentarischen Monarchie steht in einem schreienden Mißverhältnis zur politischen Erkenntnis der Masse der Bevölkerung.

Im Augenlick des Sieges bestanden in Alt-Rumänien zwei große Parteien, die Konservativen und Liberalen, die sich nach englischem Vorbild in der Regierung abwechselten. Diesen beiden Parteien gegenüber waren die kleinen Gruppen der konservativen Dissidenten unter Take Jonescu und die Anhänger des bekannten Historikers Nikolaus Jorga, die sich Nationaldemokraten nannten, völlig bedeutungslos. Führer der Konservativen war der im Mai 1925 verstorbene Alexander Marghiloman, der der Liberalen der gegenwärtige Ministerpräsident Jonel Bratianu. Die Konservativen waren durch die Unterzeichnung des Friedens von Bukarest im Frühjahr 1918 nach dem deutschen Zusammenbruch so kompromittiert, daß sie schließlich nur noch ein ganz unbedeutendes Grüppchen bildeten, das sich nach Marghilomans Tode mit der Volkspartei des Generals Averescu verschmolzen hat.

Im vergrößerten Rumänien bildeten sich nun eine Reihe von neuen Parteien. Zunächst die ebengenannte Volkspartei des Generals Averescu, der sich durch seinen sogen. Sieg über Mackensen bei Marasesti eine ungeheure Popularität erworben hatte. Diese war so groß, daß es ihm sogar bei korrekten Wahlen im Frühjahr 1920 gelang, für seine neugegründete Partei 206 von den 370 Mandaten der rumänischen Kammer zu erobern. Man hatte damals allgemein ange-

nommen, daß Averescu die Rolle eines Mussolini in Rumänien übernehmen werde. Vielleicht wäre das zum Heile des Landes gewesen, das für die Verschmelzung der verschiedenartigen, in Groß-Rumänien zusammengeschlossenen Landesteile und zur Erledigung aller sich daraus ergebenden gewaltigen Aufgaben eine starke Hand gebraucht hätte. Averescus Popularität bei den breiten Massen stieg noch, als er die Agrarreform durchsetzte, die Land zur Befriedigung der Siedlungswünsche der alten Soldaten und der Bauernsöhne zur Verfügung stellte. Dann aber ist er an der Unzulänglichkeit und Bestechlichkeit des rumänischen Beamtentums und an der mangelhaften Organisation seiner jungen Partei, die der alteingespielten Partei der Intelligenz, den Liberalen, nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte, gescheitert. Die Wahlen des März 1923 haben einen völligen Zusammenbruch der Averescu-Partei gebracht, die von 206 auf 12 Mandate zurückging. Im siegreichen Vordringen ist demgegenüber eine zweite neue Partei, die Tzaranisten, die Bauernpartei. Die Partei hat ihren festen Rückhalt in Bessarabien, wo sie unter der klugen Führung von Konstantin Stere jedenfalls die rumänische Bevölkerung des Landes völlig beherrscht. Sie erobert sich aber immer neue Anhänger bei der Bauernbevölkerung der Bukowina und Alt-Rumäniens, wenn diese Fortschritte sich auch unter dem derzeitigen liberalen Regime zahlenmäßig noch nicht ausdrücken können. Die Bauernpartei ist in mancher Hinsicht sozialrevolutionär. Sie verlangt völlig gleiche Verteilung des Bodens ohne Entschädigung. Zweifellos sind hier die Einflüsse Rußlands und Bulgariens zu spüren. Überhaupt ist es ja für den deutschen Politiker auffallend, daß in den Balkanstaaten die breiten Bauernmassen nicht das konservative, sondern vielmehr das revolutionäre Element repräsentieren. Unter der Herrschaft der Bojaren mit ihren Riesenbesitzen ist eben eigentlich der Bauer der Proletarier des Landes gewesen. Durch ihren revolutionären Charakter nimmt sich die Bauernpartei selbst die Möglichkeit, eine Agrarpartei im berufsständischen Sinne zu sein und so eine in der Tat im System der rumänischen Parteien klaffende Lücke auszufüllen.

Als dritte neue Partei habe ich die Nationalpartei unter Dr. Julius Maniu zu erwähnen. Die Partei ist eigentlich Regionalpartei des siebenbürgischen Rumänentums. Um sich aber die Möglichkeit einer Ausbreitung auch in anderen Teilen des Staates nicht zu nehmen, unterdrückt sie diesen Charakter und hat sich ein recht unausgesprochenes Programm gegeben. Durch ihre Fusion mit den Anhängern des verstorbenen Take Jonescu, der völlig in französischem Solde stand, hat sie außenpolitisch eine stark ententefreundliche Richtung angenommen. Im übrigen spielen in all diesen Parteiprogrammen, mindestens auf dem Papier, Fragen der Zentralisation oder Dezentralisation, besonders in ihrer Auswirkung auf die Verwaltungsreform, eine große Rolle.

Zur Zeit aber beherrscht das Parlament und die rumänische Politik noch völlig die alte liberale Partei. Als Averescu abgewirtschaftet hatte und der Versuch der Bildung einer Regierung Take Jonescu nach wenigen Tagen scheiterte, berief König Ferdinand den Führer der Liberalen, Jonel Bratianu, an die Spitze der Regierung. Bei den Mehrheitsverhältnissen in der damaligen Kammer konnte er es natürlich nicht wagen, sein Kabinett der Kammer vorzustellen und deren Vertrauen zu erbitten. Er zog es vor, das Parlament aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben. Die Art, wie diese Wahlen durchgeführt worden sind,

stellt allerdings Alles in den Schatten, was anderweit bisher auf diesem Gebiet geleistet worden ist, und es ist den Liberalen gelungen 267 von den 370 Kammersitzen zu erobern; von den gewählten Senatoren sind 135 von 170 Liberale. Auf dieser Basis beherrscht zur Zeit die liberale Partei das Land unumschränkt. Ihre drei Exponenten sind die drei Brüder Bratianu, von denen der eine Ministerpräsident, der zweite Finanzminister und der dritte Bankpräsident ist. Da die Liberalen die Beamtenschaft, das Offizierkorps und vor allem die Gendarmerie, sowie die gesamte Intelligenz hinter sich haben, zudem über eine ausgezeichnete Organisation verfügen, ist es nicht recht ersichtlich, wie es möglich sein soll, ihre Machtstellung einmal zu erschüttern. Wenn man in den Zeitungen von Zeit zu Zeit immer wieder von einer bevorstehenden Regierungskrise liest, so handelt es sich lediglich darum, daß die Liberalen den Gedanken erwägen, freiwillig auf einige Zeit in die Opposition zu gehen, um die Reihen wieder einmal neuordnen zu können. Denn natürlich gibt es in einer so großen Partei auch innere Schwierigkeiten, besonders deshalb, weil es gewisse jüngere Kreise sich durch die Monopolstellung der Familie Bratianu zurückgesetzt fühlen. Es sind das vor allem die Kreise um den ehrgeizigen Ackerbauminister Konstantinescu, deren Umtriebe bisher aber der Partei noch nicht haben gefährlich werden können.

Die Stellung der Liberalen ist um so stärker, weil die zahlenmäßig an sich schon schwache Opposition außerdem, wie ich vorstehend schilderte, auch noch gespalten ist. Seit einem Jahr etwa gehen die Besprechungen zu einer Fusion der Oppositionsparteien hin und her, ohne bisher zu einem Erfolge zu führen.[2]) Die Versuche scheitern letzten Endes immer wieder an der Person von Konstantin Stere, den man mit großer Geschicklichkeit dem König und dem rumänischen Bürgertum als einen Agenten Moskaus hinzustellen verstanden hat. Die Liberalen selbst denken daran, auf einige Zeit wieder ein Ministerium Averescu zu arrangieren, das einige unpopuläre Fragen erledigen und dann wieder beiseite geschoben werden soll. Natürlich kommt es bei all diesen Entscheidungen in hohem Maße auf den König an; dessen ganze Persönlichkeit aber ist nicht so energisch und ausgeprägt, um die in seiner Stellung liegenden Machtmöglichkeiten wirklich auszunutzen.

2) Die Verständigungsverhandlungen zwischen den verschiedenen Oppositionsparteien haben in den letzten Wochen durch die sensationelle Thronentsagung des Kronprinzen Karol neue Antriebe erfahren. Kronprinz Karol, dessen intimer politischer Berater seit Jahren Professor Jorga von der Nationalpartei ist, war stets ein scharfer Gegner der Familie Bratianu und damit der Liberalen. Die Skandalaffäre im rumänischen Fliegerkorps, dessen Chef Kronprinz Karol war, die den ersten Anstoß zu dem Entschluß Karols gab, ist von der Regierung mindestens nicht so behandelt worden, daß der Kronprinz vor Verdächtigungen und Angriffen in der Öffentlichkeit geschützt wurde. Es dürfte heute feststehen, daß es dieser Gegensatz zur Liberalen Partei war, der letzten Endes den Kronprinzen zu seinem Schritt bestimmt hat, den die offizielle rumänische Öffentlichkeit mit Beziehungen zu einer Dame zweifelhaften Rufes begründen will. Die Oppositionsparteien, die ihre Hoffnung auf Karol setzen, haben daraufhin die Besprechung über einen Zusammenschluß wieder aufgenommen, ohne daß dieser bisher geglückt wäre. Immer wieder steht die sehr ausgeprägte Persönlichkeit des Tzaranistenführers Stere einer Einigung im Wege. Die Verhandlungen sind allerdings noch nicht völlig aufgegeben. Es ist möglich, daß unter dem Druck der nahen Parlamentswahlen schließlich doch noch eine Einigung zustande kommt. Man rechnet in Rumänien damit, daß Kronprinz Karol wieder in das Land zurückkehren und seine Ansprüche auf den Thron aufnehmen wird, sobald die jetzige Opposition zur Regierung kommt.

Der alte König Karol trieb eine Schaukelpolitik, bei der er Konservative und Liberale gegeneinander ausspielte und in der Regierung sich abwechseln ließ. Dasselbe System wollte König Ferdinand verfolgen, als er die Liberalen gegen Averescu zur Macht brachte. Das Ergebnis aber ist ein anderes gewesen und ich glaube zu wissen, daß der König jetzt oft in Sorge ist über die Unbedingtheit der liberalen Herrschaft, zu deren Niederhaltung es ihm an gleichwertigen politischen Kräften fehlt. Der Gedanke an Venizelos und die Rolle, die er dem griechischen Königtum gegenüber gespielt hat, mag König Ferdinand im Blick auf die innerpolitischen Verhältnisse Rumäniens manche trübe Stunde bereiten. Die Partei, die er als Grundstock einer antiliberalen Aktion benutzen könnte, die der Tzaranisten, ist ihm in der Seele zuwider, weil er fürchtet, daß ihre revolutionären Tendenzen sich auch einmal gegen die Krone selbst richten könnten.

Zur Abrundung des innerpolitischen Bildes erwähne ich noch die deutsche Parlamentspartei, die acht Vertreter in der Kammer und drei im Senat hat. Ihr stärkster und wirkungsvollster Vertreter nach außen hin ist Dr. Rudolf Brandsch, dessen starke, impulsive Persönlichkeit im gesamten Leben der deutschen Minderheiten Europas eine hervorragende Rolle spielt. Brandsch ist es gewesen, der 1918 nach dem Zusammenbruch mit einem kühnen Griff das Steuer herumriß und die Deutschen aus dem zusammenbrechenden Ungarn freiwillig nach Rumänien hinüberführte. Die Hoffnungen, die er für die Erhaltung des deutschen Volkstums und seiner Kultur auf diesen Schritt setzte, sind zweifellos nicht alle in Erfüllung gegangen. Immerhin kann man ihm darin zustimmen, daß es vom deutschen Standpunkt wünschenswert ist, wenn eine möglichst große Zahl der deutschen Minderheiten, für die eine politische Irrendenta nicht in Frage kommt, in einem Gaststaate vereinigt werden. Eine wertvolle Ergänzung der Persönlichkeit von Brandsch bildet der Vorsitzende der deutschen Parlamentsfraktion, Dr. Hans Otto Roth. Er ist der beste Typ des hochkultivierten, siebenbürger Deutschen, dessen ungewöhnlichen diplomatischen Fähigkeiten es gelungen ist, sich selbst und seiner Fraktion ein Maß von Einfluß und Ansehen zu verschaffen, das über die Fraktionsstärke erheblich hinausgeht. Ich habe mir bei Unterhaltung mit rumänischen Politikern immer wieder darauf hinzuweisen erlaubt, daß es, vom rumänischen Standpunkt aus gesehen, zweifellos empfehlenswert wäre, die erfüllbaren Wünsche des deutschen Volkstums auch zu erfüllen, um die Deutschen zu zufriedenen Staatsbürgern zu machen, sie an den rumänischen Staat zu fesseln und von den andern Minderheiten zu trennen, die erst durch den Zutritt der Deutschen zu einer politischen Macht und damit zu einer Gefahr für den rumänischen Staat werden könnten. Gerade in den letzten Wochen gewinnt es den Anschein, als ob man begänne, solchen Gedankengängen Rechnung zu tragen und gewisse Mißstände abzustellen.

Eine vorläufig noch unbedeutende Rolle im rumänischen Parteileben spielt der Sozialismus, der im Parlament nur doch einen Abgeordneten, den jüdischen Rechtsanwalt Dr. Jacob Pistiner aus Czernowitz, der dort mit einer Mehrheit von nur 30 Stimmen gegen den deutschen Kandidaten gewählt wurde, vertreten ist. Gute Kenner des Landes gaben mir aber zu, daß bei korrekten Wahlen der Sozialismus doch etwa 40 Mandate erringen würde. Stärker als von der sozialdemokratischen Partei werden aber marxistische Ideen von den Kommunisten vorwärtsgetragen, die in Bessarabien sich eine starke Stellung errungen haben,

mit dem Anwachsen der Industrie und dem Heranziehen kommunistisch orientierter fremder Vorarbeiter aber auch in den andern Landesteilen Fortschritte machen.

Die außenpolitischen Wirkungsmöglichkeiten Rumäniens sind aus machtpolitischen wie aus geographischen Gründen recht beschränkte. Rumänien empfindet sich selbst als Vorkämpfer für das Romanentum und für westeuropäische Kultur. Diese Einstellung als Grundlage aller außenpolitischen Betrachtungen trat mir in Rumänien, besonders auch in einer eingehenden Unterhaltung mit einem leitenden Minister, in stärkstem Maße entgegen. Man fügt aber seufzend hinzu, daß der natürliche Bundesgenosse und Freund Rumäniens, Frankreich, räumlich zu weit entfernt ist, um von ihm im Ernstfalle schnelle und wirksame Hilfe erwarten zu können. Eine solche Hilfe aber muß Rumänien von seinem Bundesgenossen verlangen, weil die Gefahr, die das politische Leben des Landes beherrscht, eine so nahe ist. Man fühlt sich umfaßt vom Slawentum, dessen Bedrohung deshalb doppelt groß ist, weil das russische Slawentum Träger der weltrevolutionären kommunistischen Gedankengänge ist und weil in Bulgarien der Haß auf den siegreichen Nachbarn, der schon 1913 dem schwerringenden bulgarischen Volke den Dolchstoß in den Rücken versetzte, das Gesetz des Handelns gegenüber Rumänien diktiert. Frankreich hat versucht, die Nachteile seiner räumlichen Trennung von seinen Freunden dadurch auszugleichen, daß es die kleine Entente schuf. Aber auch diese wird vom Slawentum beherrscht, von dem Rumänien sich nicht erdrücken lassen will. Darum sind besonders die Beziehungen zu Jugoslawien niemals über ein leidlich korrektes Verhältnis hinausgewachsen. Die einzige Hoffnung Rumäniens gegenüber der russischen Gefahr ist Polen, mit dem man in der Tat vor allem dank der sehr geschickten Arbeit des polnischen Gesandten in Bukarest sehr intime Beziehungen unterhält. Man ist sich aber über die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Verhältnisse Polens, besonders seit dem polnisch-russischen Kriege klar genug, um zu wissen, daß dieser Verbündete eine wirksame Hilfe nicht bringen kann. Ein sehr einflußreicher und hochstehender Rumäne sagte mir einmal: „Gewiß ist uns die polnische Mauer gegen Rußland von Wert, aber wir würden ruhiger schlafen, wenn wir wüßten, daß hinter ihr auch noch die deutsche Mauer unseren Feinden Halt gebieten könnte." Bei dieser Sachlage stellt die kleine Entente, für die als gemeinsamer Gegner eigentlich nur das kleine Ungarn in Betracht kommt, deren ganzer Apparat also in einem schreienden Mißverhältnis zur Stärke des gemeinsamen Gegners steht, letzten Endes nichts anderes als eine Geste dar, die die Ideen- und Hilflosigkeit der rumänischen Außenpolitik verschleiern soll. Es gibt in der Tat für Rumänien politisch und räumlich gesehen nur einen Ausweg aus seiner exponierten Stellung in der slawischen Umklammerung, und dieser Weg führt über Budapest und Wien nach Berlin. Diese höchst einfache Sachlage haben natürlich die Väter der Pariser Friedensverträge erkannt und darum durch die Grenzziehung tiefgehende Gegensätze zwischen Rumänien und Ungarn aufzurichten versucht. Aber selbst wenn diese Gegensätze unter dem Zwange der Verhältnisse überwunden werden könnten, sind heute in Rumänien die praktischen und die ideellen Folgen des Weltkrieges längst noch nicht so weit überwunden, daß es sich schon ermöglichen lassen könnte, an die politische Realisierung der eben gekennzeichneten Gedankengänge heranzugehen. Einer stärkeren Wiederannäherung mit Deutschland widerstrebt die rein gefühlsmäßig frankophile Einstellung der rumänischen Oberschicht und die antideutsche Gesinnung

der Königin. Dazu aber kommt, daß auch noch eine Reihe von akuten Fragen zwischen Deutschland und Rumänien ungelöst sind. Es handelt sich vor allen Dingen um den rumänischen Anspruch auf Schadensersatz für die Einlösung der von den deutschen Okkupationsbehörden ausgegebenen Noten. Rumänien verlangt hierfür eine Sonderentschädigung, während die deutsche Reichsregierung den Standpunkt vertritt, daß alle diese Ansprüche durch den Londoner Dawesvertrag mit abgegolten sind. Seit Jahren ziehen sich Verhandlungen über diese Frage hin, ohne zum Ergebnis zu führen, weil Rumänien gerade die deutsche Schadenssumme zur Fundierung seiner neuen Goldwährung benutzen will und deshalb glaubt, kein Entgegenkommen zeigen zu können. Selbst wenn man aber auf deutscher Seite sich entschließen sollte, um der Herstellung normaler Beziehungen willen, hier ein besonderes Opfer zu bringen, so müßte ich dringend abraten, diese Frage gesondert zu regeln. Nach meiner Einschätzung der rumänischen Politik und ihrer Träger müßten wir damit rechnen, daß dann alsbald irgendein neuer Streitfall aufgegriffen werden würde, um neue Forderungen zu begründen.

Dagegen halte ich es im Interesse beider Staaten und Völker für dringend wünschenswert, daß es endlich zu einer Generalbereinigung zwischen ihnen kommt. Ich habe darauf hingewiesen, wie gute Beziehungen zu Deutschland die machtpolitische Position Rumäniens erleichtern können. Ich bin aber weiter überzeugt, daß die beiderseitigen Volkswirtschaften durch Herstellung intimer Wirtschaftsbeziehungen nur gewinnen könnten. Rumänien ist durchaus aufnahmefähig für deutsche Industrieprodukte und kann, wenn es seine eigene Volkswirtschaft wieder in Ordnung gebracht hat, mit seinen Getreideüberschüssen zahlen. Es wird und muß die Zeit kommen, wo die Stimme der politischen und wirtschaftlichen Vernunft sich wieder wird Gehör verschaffen können. Diese Stunde wird, das hoffe ich zuversichtlich, Deutschland und Rumänien Seite an Seite finden.

König, Dame und Bube

Ein Märchen

von

H. C. Andersen[1]

Wie man doch aus Papier die niedlichsten Dinge schneiden und zusammenkleben kann! Da hatte nun klein Willi ein Schloß, so groß, daß es einen ganzen Tisch bedeckte; es war gemalt, als ob es aus roten Steinen gebaut wäre, und hatte

1) Deutsch von Ingrid Holtén.
Dieses Märchen ist erst neuerdings ans Licht getreten; wir geben es in getreuer Verdeutschung nach dem Originaltext in der letzten Weihnachtsnummer von „Svenska Dagbladet". Es lag lange unbeachtet in Andersens Nachlaß zwischen unfertigen Entwürfen, obgleich es völlig ausgearbeitet ist und offenbar auf der Höhe der besten Andersenmärchen steht, mithin einen Platz in den Werken längst verdient hätte. Der Grund, weshalb sein Ver-

leuchtende Kupferdächer; es hatte Türme und Zugbrücke, Wasser in den Gräben, das war wie Spiegelglas, wenn man hineinsah — denn es war aus Spiegelglas. Da stand ein Wächter, aus Holz geschnitzt, auf dem höchsten Turm, und er hatte eine Trompete zum Hineinblasen, aber er blies nicht. Der kleine Junge zog selbst die Zugbrücke auf und ließ sie wieder fallen, ließ dann Zinnsoldaten hinübermarschieren, öffnete das Schloßtor und sah hinein in den großen Rittersaal, wo an den Wänden in Rahmen große Bilder hingen wie aus einem Kartenspiel, die Kartenbilder, wie man sie hat in Coeur, Karo, Treff und Pik, die Könige mit Krone und Szepter, die Damen mit einem Schleier über die Schulter und einer Blume in der Hand, die Buben mit Hellebarde und wehender Feder.

Eines Abends lag der kleine Junge und schaute durch das offene Schloßtor hinein in den großen Saal, wo die Kartenbilder an den Wänden hingen wie die alten Bilder in den wirklichen Rittersälen. Da schien es ihm, als grüßten die Könige mit ihrem Szepter, Pikdame bewegte die Goldtulpe, die sie in der Hand hielt, und Coeurdame hob ihren Fächer. Alle vier Königinnen gaben gnädig zu erkennen, daß sie ihn bemerkten. Er rückte noch näher, um besser zu sehen, aber er stieß mit dem Kopf so gegen das Schloß, daß es wackelte. Da hielten alle vier Buben, Treff, Pik, Karo und Coeur, ihre Hellebarden vor, um ihn daran zu hindern ganz einzudringen, er war ja zu groß dazu. Und der kleine Junge nickte, und er nickte noch einmal, und dann sagte er: Sag etwas! — doch die Kartenbilder sagten nicht ein Wort. Aber als er zum dritten Mal dem Coeurbuben zunickte, sprang der aus dem Kartenblatt heraus, das wie eine weiße Leinwand hängen blieb. Coeurbube stand mitten auf dem Estrich mit wehender Feder auf seiner Mütze und der großen eisenbeschlagenen Lanze in der Hand. „Wie heißt du?“ fragte er den Kleinen. „Du hast helle Augen und gute Gedanken, aber du wäschst nicht oft genug deine Hände!“ Und das war nicht fein gesagt.

„Ich heiße Willi,“ sagte der Kleine, und das ist mein Schloß, und du bist mein Coeurbube!“

„Ich gehöre meinem König und meiner Königin, nicht dir!“ sagte Coeurbube. „Ich kann aus dem Blatt und aus dem Schloß herausgehen, und das können die hohen Herrschaften noch besser. Wir können in die weite Welt hinausgehen, aber das haben wir satt, es ist bequemer und behaglicher, in einem Kartenblatt zu sitzen und man selbst zu sein.“

„Seid ihr wirklich früher alle Menschen gewesen?“ fragte der Kleine.

„Menschen!“ sagte Coeurbube, „aber nicht so gute, wie wir sein sollten! Zünde mir ein kleines Wachslicht an, am liebsten ein rotes, denn das ist meine und meiner Herrschaft Farbe, so will ich dem Schloßherrn — denn du bist ja Schloßherr,

fasser es der Öffentlichkeit vorenthalten hat, geht hervor aus seinen Tagebuchaufzeichnungen aus der Entstehungszeit, dem Januar 1869 (herausgegeben von Jonas Collin in „H. C. Andersens sidste leveaar“). Als der Dichter nach seiner Gewohnheit das frisch niedergeschriebene Werkchen einigen Bekannten vorlas, fand mehr als einer darin eine antiroyalistische Tendenz. Ein solches Mißverstehen seines „unschuldigen Kindermärchens“ wurmte Andersen, ängstigte ihn aber auch, vorsichtig und empfindlich, wie er war, und die Geschichte von den Spielkarten blieb ungedruckt. So ist es gekommen, daß uns 50 Jahre nach seinem Tode zugleich eine unerwartete Bereicherung von Andersens Märchenschatz und ein interessanter Beitrag zu seiner Charakteristik beschert wird. Der Herausgeber ist Oberbibliothekar Julius Clausen in Kopenhagen.

sagst du — unsere Geschichte erzählen; aber unterbrich mich nicht. Wenn ich erzählen soll, muß es hintereinanderweg gehen!"

Und so erzählte er:

„Es waren einmal vier Könige, alle waren sie Brüder, aber der Coeurkönig war der älteste, denn er war mit Goldapfel und Goldkrone geboren. Er regierte gleich. Seine Königin war mit einer Goldrose geboren, die hat sie noch, wie du sehen kannst. Sie hatten es so gut, brauchten nicht in die Schule zu gehen, konnten den ganzen Tag spielen, Schlösser bauen und einreißen, Zinnsoldaten zerbrechen und mit Puppen spielen. Verlangten sie Butterbrot, so war Butter auf beiden Seiten und Puderzucker darauf. Das war die gute Zeit, aber man kann ihrer auch überdrüssig werden. Und so ging es ihnen. — Dann kam Karokönig!"

„Und was dann?" fragte der kleine Junge, aber Coeurbube sprach nicht ein Wort mehr, stand gerade und steif und sah auf das angezündete rote Wachslicht.

Dabei blieb es, dann nickte der Kleine dem Karobuben zu, und nach dem dritten Nicken sprang der auch aus dem Kartenblatt heraus, stellte sich auf und sagte das einzige Wort: Wachslicht! Der Kleine steckte schnell ein rotes Licht an und setzte es vor ihn; da präsentierte Karobube seine Lanze und setzte die Geschichte fort. Wir haben genau die Worte:

„Dann folgte Karokönig!" sagte er. „Ein König mit einer Glasraute auf der Brust, auch in die Königin konnte man geradewegs hineinsehen, und daß sie wie alle anderen Menschen beschaffen waren. Das war so vergnüglich, daß ihnen ein Denkmal errichtet wurde, das stand zwanzig Jahre lang, aber es war auch für die Ewigkeit errichtet."

Und dann präsentierte Karobube und sah auf sein rotes Wachslicht.

Und ohne daß der kleine Willi nickte, schritt ganz gravitätisch, wie nur der Storch geht, wenn der über die Wiese schreitet, Treffbube — das schwarze Kleeblatt auf der Karte fiel hin und sah aus wie ein Vogel, dessen Flügel größer und größer wurden. Das flog über ihn hin und darauf zurück in das weiße Kartenblatt an der Wand auf seinen Platz rechts. Und Treffbube erzählte, ohne erst um ein Wachslicht zu bitten, wie die beiden anderen.

„Nicht alle bekommen Butter auf beide Brotseiten. Das bekamen weder mein König noch meine Königin, und sie verdienten es gerade, aber sie mußten in die Schule gehen und lernen, was die früheren Könige nicht gelernt hatten. Sie gingen auch mit einer Glasraute auf der Brust, aber niemand sah hinein, außer um zu sehen, ob da nicht irgend etwas im Uhrwerk in Unordnung wäre. Ich weiß es, ich habe ihnen alle Jahre gedient und diene ihnen noch, gehorche ihrem Willen, und deswegen glaube ich, präsentiere ich!" Und das tat er auch sofort.

Willi zündete auch für ihn ein Wachslicht an, ein leuchtend weißes.

Da stand plötzlich gerade vor ihm Pikbube. Er grüßte nicht, er humpelte.

„Sie haben jeder ein Licht bekommen," sagte er, „ich bekomme es auch, das weiß ich. Aber wenn wir Buben das haben sollen, so muß unsere Herrschaft jede das dreifache haben. Ich bin zuletzt gekommen, und es ist mit uns bergab gegangen, ich habe sogar zu Weihnachten Spottnamen bekommen. Besonders heiße ich schwarzer Peter, und keiner will mich gern im Kartenspiel haben. Ja, ich habe einen noch schlimmeren Namen, der ist nicht fein, ich heiße Dreckspatz, und einmal war ich erster Kavalier beim Pikkönig, nun bin ich letzter. — Ich erzähle nicht die Geschichte meiner Herrschaft. Der kleine Schloßherr kann selbst daraus machen,

was er will. Aber es ist zurückgegangen, und es geht nicht mehr vorwärts, bis wir alle auf dem roten Pferd höher hinauf reiten, als wo Wolken sind."

Und der kleine Willi steckte drei Lichter für jeden von den Königen und für jede von den Königinnen an, und es wurde so hell in dem Rittersaal, so hell wie in des reichsten Kaisers Schloß, und die hohen Herrschaften grüßten mild und freundlich, Coeurdame fächelte sich mit dem Goldfächer, Pikdame wiegte die Goldtulpe, die schimmerte wie brennendes Feuer, wie helle Flammen. Die hohen Paare sprangen hinaus in den großen Saal, tanzten, und auf einmal entstand da ein Glanz, eine Glut. Das ganze Schloß stand in Flammen. Willi sprang erschreckt zur Seite und rief: „Vater! Mutter! Das Schloß brennt!" Es sprühte und flammte: „Jetzt reiten wir auf dem roten Pferd höher hinauf, als wo Wolken sind, hinauf zu des Höchsten Größe und Glanz. Das geziemt sich für königliche Männer und Frauen. Die Buben kommen mit!"

Ja, dies Ende nahm es mit Willis Schloß und mit dem Kartenspiel. Willi lebt noch und wäscht seine Hände.

Seine Schuld war es nicht, daß das Schloß aufbrannte.

Neue Briefe der Königin Luise aus den Jahren 1807—1810

Herausgegeben und erläutert

von

Karl Griewank

(Zum 150. Geburtstage der Königin — 10. März 1926)

Der Zauber der Anmut, des empfänglichen Gemütes und der aufrichtigen Herzensgüte, mit dem Königin Luise ihre Zeitgenossen entzückte, ist auch für den modernen Betrachter noch nicht erblaßt. Zahlreiche Briefe, in denen Luise als Prinzessin und Königin ihre Erlebnisse und Empfindungen, oft Großes und Kleines bunt durcheinander werfend, geliebten Menschen eifrig und anmutig mitteilt, zeugen von dem natürlichen Empfinden, dem zarten Innenleben, den ernsten Vorsätzen und dem gesunden Verstande dieser einzigen volkstümlich gewordenen preußischen Königin.[1]) Daß starke Hemmungen — Sprödigkeit und Launenhaftigkeit König Friedrich Wilhelms III., eigene, durch zehn Geburten wesentlich gesteigerte körperliche Schwäche, mangelhafte Geistesbildung und intellektuelle Schwerfälligkeit — sie von der klaren und vollen Entfaltung ihrer

1) Außer den bekannten Bailleuschen Veröffentlichungen vgl. das Werk „Königin Luise, Briefe und Aufzeichnungen", herausgegeben von Karl Griewank, das sehr viel vorher ungedrucktes Material benutzt. (Leipzig, Bibliographisches Institut.)

Absichten oft zurückhielten, vermochte und vermag dem persönlichen Reiz ihres Wesens als Frau, als Gattin, Mutter und Freundin, nicht Abbruch zu tun.

Ihr Lebensgeschick, ihre Bemühungen und ihre geschichtliche Nachwirkung haben die Königin Luise aber außerdem zu einer historischen Gestalt, zu einer denkwürdigen Erscheinung der preußischen und deutschen Geschichte gemacht. Zwar sind gewisse monumentalisierende und schmeichlerische Verherrlichungen, die sie im Anschluß an ihren frühen Tod fand, mehr auf zeitgemäßes Verehrungsbedürfnis als auf die geschichtlichen Tatsachen zurückzuführen. Tatsächlich aber fühlte sich die Königin seit dem Herbst 1805, seitdem der Wille Napoleons, Preußen in den französisch-russischen Krieg hineinzuziehen, offenbar geworden war, immer wieder als Beraterin des unselbständigen und vor Entschlüssen zurückschreckenden Königs mitverantwortlich für wichtige politische Entscheidungen und für das Ergehen des Staates. Die Haltung der Königin zu den politischen Ereignissen und Zuständen nach 1806 wird in wesentlichen Teilen beleuchtet durch die Briefe, die auf den folgenden Seiten zum erstenmal veröffentlicht werden.

Mit Recht rühmte Heinrich von Kleist ihre aufrechte, auf beharrlichen Widerstand gerichtete Haltung während des Krieges, den auch sie gewünscht, aber nicht herbeigeführt, und der so unvermutet unglücklich begonnen hatte. An die Erneuerung des politischen Bündnisses mit dem russischen Kaiser Alexander I., mit dem das Königspaar und insbesondere Luise seit 1802 ein eigentümliches, persönlich-idealistisch-dynastisches Freundschaftsverhältnis verband, klammerte sich damals Luises Hoffnung auf die endliche Niederwerfung des Feindes der europäischen Ordnung, den sie in Napoleon sah.

Mit zunehmender Entrüstung verfolgt sie in ihren Briefen aus dem Frühjahr 1807 die Zaudertaktik des russischen Generals Bennigsen, die in der Tat auch Kaiser Alexanders Unwillen erregte, aber in der militärischen Schwäche der russischen Armee und der Opposition der russischen Offiziere gegen diesen Krieg begründet war. Und mit der gleichen, oft ungerechten Heftigkeit fordert sie ein „Strafgericht" über alle, die ihr im Innern den Sieg des „Guten" zu hemmen scheinen, insbesondere über den abgesetzten Minister des Äußern General von Zastrow, den Rufer im Streit gegen die im März 1807 zum erstenmal durchgeführte Vereinigung der höchsten politischen Verantwortlichkeiten in der Hand des Freiherrn von Hardenberg, der stets das besondere Vertrauen der Königin genoß.

Die unerwartete Verständigung Rußlands mit Frankreich, die zwecklose persönliche Zusammenkunft Luises mit Napoleon in Tilsit, der harte und ungewisse Friede und die ständige weitere Bedrohung Preußens, die sogleich nach dem Friedensschluß einsetzte — das alles brachte die Königin in eine seelische Erregung und schmerzliche geistige Anspannung, aus der sie bis an ihr Ende nicht mehr herausgekommen ist. Ihre eifrige Vermittlungstätigkeit hat es bekanntlich zum großen Teil bewirkt, daß der König einige Monate nach der von Napoleon erzwungenen Abdankung Hardenbergs den Freiherrn vom Stein zum leitenden Minister machte. Auf Stein setzte sie ein Jahr lang ein fast grenzenloses politisches und persönliches Vertrauen, wenn auch die Verschiedenheit der Charaktere ein wärmeres Verhältnis zwischen Stein und der Königin auf die Dauer nicht zuließ und schließlich neben der politischen wieder eine persönliche Entfremdung herbeiführte. Im Einvernehmen mit Stein schrieb Luise an ihre Schwester, die Fürstin

Therese von Thurn und Taxis, die in Paris weilte, um den Besitz ihres Hauses sicherzustellen, den hier veröffentlichten großen politischen Brief vom 7. Oktober 1807, der für die Augen oder wenigstens für die Ohren des französischen Kaisers bestimmt war. Seit der Tilsiter Zusammenkunft betrachtete sie ihn persönlich achtungsvoller, aber auch menschlicher; durch Berichte der Schwester hatte sich bei ihr das Bewußtsein verstärkt, auch bei Napoleon Achtung und Wohlwollen erregt zu haben. Durch dieses persönliche Eintreten und durch persönliche Argumente hoffte sie nun — natürlich vergeblich — ein Milderung der willkürlich erhöhten Kontributionsforderungen und der Räumungsbedingungen zu erreichen. In dem gleichen Sinne schrieb sie einen Monat später einen Brief an Napoleon selbst, wollte sie sogar persönlich eine Mission nach Paris übernehmen. Es kränkte sie tief, daß als Antwort Thereses ein Brief eintraf, der sich Napoleons Anklagen gegen Preußens gezwungenermaßen widerspenstige Politik zu eigen zu machen schien. In der ersten Erregung warf die Königin am 18. November die hier wiedergegebenen heftigen Zeilen hin; an die Schwester ging dann aber ein vorsichtiges, vom König mitverfaßtes Schreiben zur Verteidigung der preußischen Haltung ab, das im Wortlaut an anderer Stelle bereits veröffentlicht ist.[2])

Angesichts der trostlosen Lage Preußens suchte Königin Luise in den Jahren 1808 und 1809 nur noch selten und stoßweise politisch nach innen oder nach außen zu wirken. Obwohl sie die mächtig aufwallenden deutsch-patriotischen Regungen teilweise wehmütig begrüßte, obwohl die konsequent frankreichfreundliche Haltung des alten Freundes Kaiser Alexander sie in ihren auf Menschlichkeits- und Tugendkult gegründeten Idealen auf das tiefste erschütterte, billigte sie, im Gegensatz zu Steins deutschen Volkserhebungsplänen, zunächst die friedliche Anlehnung Preußens an Rußland und Frankreich. Einige Monate später, während des französisch-österreichischen Krieges, drang aber auch bei ihr die Meinung durch, daß Preußen jetzt in den Krieg gegen Frankreich eintreten müsse; doch wagte sie sich darüber nur ganz persönlich hinter dem Rücken des Königs auszusprechen. Als sie, ihrer jahrelangen Sehnsucht entsprechend, nach Berlin zurückgekehrt war, hat sie im Jahre 1810 noch einmal eine große politische Entscheidung wesentlich gefördert, indem sie im Einklang mit dem König die Abtretung eines Teiles von Schlesien verhindern half, zu der das amtierende Ministerium Altenstein-Dohna sich durch neue Forderungen Napoleons gezwungen glaubte, und die Ernennung Hardenbergs, des schärfsten Gegners der Abtretung, zum Staatskanzler veranlaßte.

Ihre politische Haltung, mag sie zeitweise auch nicht über wehmütige und sentimental-idealistische Betrachtungen hinausgekommen sein, ist der Königin zum Schicksal geworden, hat ihren Tod beschleunigt und ihr Bild in der Erinnerung der Nachwelt wesentlich geformt. Sie bewahrte bis zuletzt eine persönlich-humanitär gefärbte dynastische Auffassungsweise. Trotzdem hat sich ihre Vorstellung vom Staate, von der Ehre des Staates und der Nation zunehmend vertieft und sich den aus den geistigen und politischen Triebkräften des Zeitalters erwachsenden nationalen Idealen genähert. Die äußere und innere Politik der Staaten war dabei für sie in erster Linie ein Gegeneinander- oder Zusammenspiel führender Persönlichkeiten, in denen sie ethische Kräfte, gute oder böse Prinzipien verkörpert

2) a. a. O. S. 265 ff.

sah. So konnte sie auch ihr eigenes persönliches Ergehen in den Jahren der Verbannung mit dem allgemeinen Leide des Staates und des Volkes vermischen und ihre Klagen über die so hart empfundenen persönlichen Entbehrungen als gleichsam politische Argumente ansehen. Obwohl sie in erster Linie preußische Königin war und sein mußte, fühlte sie sich doch, im Gegensatz zu ihrem Gatten, in den letzten Jahren bewußt als deutsche Fürstin und wurde schmerzlich erregt, wenn sie die Interessen des preußischen Staates und der deutschen Nation auseinandergehen sah. Bei alledem hat sie in schwierigen Lagen einen glücklichen Instinkt für ehrenvolle, die Zukunft des preußischen Staates und zugleich der deutschen Nation sichernde Entscheidungen bewiesen und auch, trotzdem oft genug formloser Jammer und hilflose Niedergeschlagenheit sie zu beherrschen drohten, im ganzen ein Vorbild religiös vertieften Duldens und opferwilliger Beharrlichkeit gegeben. Ihre sachlich schwankenden und oft schwächlichen Einwirkungen sind nur Teilstücke einer persönlichen Gesamtleistung. Diese Leistung wurde durch die Umstände, in die sie hineingeriet, bedingt, durch ihren frühen Tod gerundet und versinnlicht; sie hat sie ganz persönlich, ganz als Weib, mit weiblichen Schwächen und manchen Gebrechen, lediglich durch ihren guten Instinkt und durch den persönlichen Zauber ihres Wesens vollbracht.

*

Die folgenden Briefe sind wortgetreu nach Originalen im vormals Königlichen Hausarchiv (Charlottenburg) wiedergegeben. Der Wechsel zwischen französischer und deutscher Sprache, der in der Korrespondenz der Königin immer wieder begegnet, wurde beibehalten, weil nur so die Tonart der Briefe in ihrer vollen Ursprünglichkeit wirkt: Französisch in geschäftlichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten, deutsch in Herzenssachen, und wenn die empfindsamen Gefühle und Gedanken die Schreiberin zu offenem und starkem Ausdruck drängen; das Französische deutsch gedacht, das Deutsche fehlerreich, aber instinktsicher gesetzt, oft unvermutet in einzelnen Worten inmitten französischer Sätze hervorbrechend. Ihre Art der schriftlichen Mitteilung — literarisch unvollkommen, wie sie sprachlich und orthographisch unregelmäßig und fehlerhaft ist — zeigt Luise deutlich als Kind der deutschen Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts. Der entschiedenere Ton ihrer späteren Jahre deutet manchmal auch auf neuere Bildungseinflüsse; insbesondere hat Schillersches Pathos unverkennbar auf die Art, in der die Königin ihren ethischen und religiösen Gefühlen Ausdruck gab, eingewirkt.

I.

An die Schwester Therese, Fürstin von Thurn und Taxis.

Königsberg, ce 20 Avril 1807.

Le 2 avril à midi l'Empereur de Russie arriva à Memel.[3]) Vous sentez, chère Thérèse, tout ce que le Roi et moi nous devions éprouver en revoyant un ami tel que lui. Notre sauveur, notre appui, notre espoir! Non, cela ne se rend pas ce que je sentais en voulant lui rendre grâce, en lui exprimant notre reconnaissance. Jamais je n'ai pu y parvenir, les larmes étouffaient chaque parole, et lui-même était si ému, si triste, et cependant si grand, si noble, en disant avec

3) Das preußische Königspaar traf am 2. April in Memel mit Kaiser Alexander I zusammen und verbrachte dann noch in Kydullen einige Tage mit ihm.

une persuasion qui venait du fond de l'âme qu'il ne faisait que son devoir! — Vous connaissez son âme et vous ne douterez plus quand je vous parle de sa perfection.

II.

An König Friedrich Wilhelm III.

Koenigsberg, ce 15 Mai 1807.

. . . Blücher[4]) m'a dit après diner qu'il avait entendu que l'Empereur était fort mécontent de Bennigsen[5]) et qu'il était gespannt. Est-ce que peut-être la lettre qui devait annoncer le mécontentement impérial est déjà écrite et que c'est pourquoi B.[ennigsen] paraît aussi mécontent? Si seulement il y avait un bon général à lui succéder. Le major Eben est bien content de la permission que vous lui avez donnée d'oser accompagner Blücher. Son colonel est arrivé, un comte Frohberg, autrement dit Montjoye, que j'ai connu comme un fin élégant à Strasbourg (et moi, Dieu merci, j'étais enfant), et que j'ai revu comme une horreur, affreux, sans dents et vielli et hideux. Quel triste retour cela vous fait faire sur vous-même. Dans quelques années en me voyant on dira aussi: Est-cela cette Reine de Prusse qui avait quelque réputation de beauté? C'est infailliblement mon cas, mais si j'avais le malheur de perdre votre amitié et votre estime, ce serait ma propre faute, et ce n'est [qu']alors que je serais véritablement malheureuse. Je cède avec plaisir à mes enfants les avantages que j'ai eu en les mettant au monde et que je perds en ayant le bonheur de les voir grandir et prospérer; cela n'est pas de perte réelle, car la récompense est trop belle. Et si ils deviennent bons et qu'ils disent: Nous avons appris cela de papa et maman, c'est tout ce que nous pouvons désirer de bonheur, en ne le mettant surtout qu'à servir de modèle et en rendant heureux ce qui dépend de nous.

Adieu mon cher ami, aimez-moi toujours et croyez à mon inviolable attachement. Louise.

Ma soeur est à vos pieds. Mes enfants m'écrivent souvent et sont aux pieds de papa.

III.

An König Friedrich Wilhelm III.

Koenigsberg, ce 20 Mai 1807.

Je reste ici, car les nouvelles, Dieu merci, sont encore rassurantes. Je vous attendais donc en toute patience, et je voudrais pouvoir aller avec vous à Pillau; cette course fait depuis je suis ici ma plus grande sollicitude, et si cela se peut, et si vous trouvez que ce n'est pas indécent que dans un moment aussi sérieux qu'est celui d'à présent une femme mette le nez dans une forteresse pour s'amuser, je voudrais être de la partie. Mais réflection faite, je crois qu'il vaut mieux que j'y renonce. Vous êtes donc apparemment à l'heure qu'il est à Hulgenbeil, au milieu des vôtres, entouré de troupes, qui ont donné preuve de leur bravour et qui sont animés du plus beau zêle. L'excellent l'Estocq[6]) recevra de votre bouche les assécurances de votre contentement et de votre estime ce

4) General von Blücher, nach seiner ehrenvollen Kapitulation bei Rattau zum Kommandanten in Pommern ernannt, befand sich längere Zeit in Königsberg.
5) Vgl. Einleitung.
6) General l'Estocq, Oberbefehlshaber der preußischen Truppen im Osten.

qui sera pour lui la plus grande récompense et pour vous une vraie satisfaction, comme il n'y a rien de plus doux que de dire et de prouver à un homme qu'on estime, qu'on reconnaît ses qualités distinguées. Je vous déclare, mon cher ami, que je ne mets pas le pied à Memel sans vous. Que dois-je faire seule dans ce foyer de mécontentement, dans ce petit Moscau? Surtout je n'y arrive pas autant que Zastrow[7]) y sera. Mais au nom de Dieu, pourquoi y est-il, pourquoi ne l'avez-vous puni comme il le mérite, mais en même temps unschädlich gemacht. C'est donc une conduite comme on n'a jamais rien vu, et qui mérite sûrement une correction un peu forte. Que ce soit aussi votre bon plaisir.

Au reste je trouve qu'il est bien décent que vous fassiez votre cour à l'Empereur à Tilsit, et je suis sûre qu'il y sera très sensible. Je désire que le général Bennigsen soit tout partout où cela peut lui faire plaisir, seulement éloigné de l'armée. Son inaction, son indifférence pour la bonne cause, son entêtement, sa haîne pour la Prusse, voilà les mobiles de son âme, qui ne montrent que trop clairement et qui nous font perdre Danzig.[8]) J'avoue que je suis dans un état qui ne se décrit pas. La bêtise, la mauvaise volonté des hommes est une chose insupportable. J'espère que l'Empereur le chassera, et qu'il prendra lui-même le commandement.[9]) La réception de la générale de Bennigsen, qui est préparée par les commissaires de l'armée, par les juifs, contente au delà de trente mille hommes. De superbes terrines d'argent, uns vaisselle, des candelabres, des meubles superbes ainsi que tout ce qu'il y a de plus beau en fait de linge de tout le genre ont été achetés et faits pour la dite dame. Enfin il y a de quoi se donner à tous les . . . quand on voit tout ceci. Ich bin wütend. Le temps étant beau, je vais sortir. Adieu, mon cher ami, je vais chauffer au château, car les vieilles maisons comme les vieilles gens, il leur faut plus de chaleur qu'au reste du monde pour leur donner un certain degré de chaud. Tout a vous. Louise.

Frédérique[10]) est à vos pieds. Le prince Solms est un ange. Il vous en baise les mains.

IV.

An die Schwester Therese.

(Konzept im vorm. Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg).

Memel le 7 8bre 1807.

Votre charmante exactitude au milieu de Paris, chère Thérèse, m'était un trop doux garant de votre amitié constante pour ne pas vous en offrir mes plus tendres remerciments. Le souvenir que l'Empereur Napoléon me conserve et la manière dont il s'en est expliqué envers vous me sert de consolation au moment où j'en ai bien besoin. Hélas! chère Thérèse, si l'Empereur pouvait se faire une idée combien nous souffrons de voir qu'il y a des personnes qui prennent à tâche de mal interprêter tout ce que nous faisons et qui par là occasion-

7) Vgl. Einleitung. Zastrow hatte eine vom König verfügte Umkommandierung nicht annehmen wollen, wofür Hardenberg seine Bestrafung verlangte. Er wurde aber schließlich vom König, seinem Wunsche gemäß, aus dem Dienst entlassen.

8) Danzig ergab sich am 26. Mai.

9) In einem Briefe vom 2. Juni 1807 beklagte sich die Königin auch gegenüber Kaiser Alexander über Bennigsens zögernde Kriegführung. Sie wollte ihn auffordern, selbst das Kommando zu ergreifen, unterließ das aber auf Hardenbergs Anraten.

10) Friederike, die jüngere Schwester Luises, 1793—1796 mit Prinz Louis von Preußen, dem Bruder des Königs, vermählt, seit 1798 Gattin des Prinzen Friedrich von Solms-Braunfels, spätere Königin von Hannover.

nent des malentendus qui font qu'au milieu de la paix nous n'en connaissons que le nom, il en serait affecté lui-même, j'en suis sûre. Il a si fort le pouvoir en main de remédier ce qui nous accable que je me flatte qu'il voudra prêter un oreille bienveillant et juste à ce que Mr. de Brockhausen[11]) pourra lui dire. Le Roi depuis 10 ans qu'il est sur le thrône s'est acquis la réputation si bien méritée de la probité la plus portante que l'Empereur y croit aussi et se persuade que certainement il sera fidèle à ses engagements et que rien ne pourra le détourner du devoir qu'il s'est imposé à cet égard; mais nous espérons aussi que l'Empereur voudra par égard personel pour le Roi et pour moi écarter tous les obstacles qui pourraient élever des mésintelligences entre les deux cours occasionné par des rapports souvent précipités et compromettants des uns et la conduite imprudente et etourdie des autres.

Une chose qui m'est extrêmement à cœur, c'est le retour de Berlin. Sous tous les points de vue imaginables, ce retour est tout ce que je désire le plus, et comme Reine et comme épouse et comme mère. D'abord le pays auquel je tiens si fort, dont le bonheur faisait la base du mien, souffre horriblement de la présence des armées. Il est anéanti pour ses ressources si cela dure; il ne pourra jamais se réfaire et n'offrira plus d'espoir ni pour nous ni pour nos amis. En second lieu l'éducation de mes enfants ne peut pas du tout être soignée, mes fils qui avancent en âge reculent pour tout le reste, et je crains que bien de belles et bonnes qualités ne se développent plus si on ne les éveille a temps. Vous sentez ce que ceci doit me faire souffrir comme j'aime mes enfants en mère qui pense à leur bonheur en les formant à en être digne. Puis j'en viens à moi. Le climat ne me convient pas du tout, ma santé est affaiblie et mon état actuel doublement pénible. Le temps de mes couches approche et habituée à de grands soins, je ne pourrais les trouver qu'à Berlin.[12]) Le froid précaire, l'humidité, tout se réunit aux chagrins de l'âme pour me mettre bien bas, et j'appréhende le moment de ma délivrance. J'aimerais en tout cas reposer à Berlin. Ce voyage donc si désiré de Berlin ne peut être entrepris qu'àprès l'évacuation des armées du pays et de la ville capitale ou je ne pourrai me rendre avec décence qu'après cet évènement. Il serait donc fort à désirer que l'Empereur veuille entendre parler des justes diminutions des énormes contributions à payer, et des arrangements pour le payement par terme et par armées. Si les employés de l' Empereur avaient seulement un dixième de la justice de leur maître, nous serions allégés de beaucoup de maux. Mais des ordres précis pourraient remédier à cela et surtout la volonté précise de l'Empereur. Je ne veux pas vous attristir du spectacle des maux qui nous oppressent ni de ceux dont nous serons sûrement le victime pour toujours, si la voix de la justice et de l'humanité de l'Empereur ne s'élèvent bientôt en notre faveur. Si vous le voyez parlez lui de tout ceci, faîtes ce qu'il vous plaira de ma lettre, et rappelez-moi à son souvenir. Je vous répète que je suis bien flattée du sien. Aussi l'intérêt de l'Impératrice[13]) qui ne s'est jamais démenti pour moi me touche vivement.

Je finis en faisant mille voeux pour vous, ma bonne Thérèse, bien des grâces pour tous les détails que vous me donnez de Paris, de ses amusements et de son intérêt en tout genre. Le musé, ah! comme je voudrais pouvoir en

11) Freiherr von Brockhausen, seit Anfang November 1807 preußischer Gesandter in Paris.

12) Am 1. Februar 1808 gebar die Königin in Königsberg ihr achtes Kind, Luise, spätere Prinzessin der Niederlande.

13) Die Schwester hatte in ihrem Briefe vom 20. September über schweichelhafte Äußerungen der Kaiserin Josephine berichtet.

juger; le peu de production d'arts que nous avions, je ne l'admirerais plus, pourvu que je puisse encore une fois voir mes amis heureux et les larmes des familles en pleures séchées, ce spectacle fera du bien à mon coeur et reproduira des forces dépérissantes en moi; car vous savez que je vivais en partie du bonheur d'autrui. Vous me demandez des commissions, je vous en ai déjà donné dans mes précédentes lettres, et je me fais des reproches de tenir encore à toutes ces babioles; mais que voulez vous, la frêle humanité elle se laisse emporter vers les chères superfluités dont nous avons si souvent parlé et écris, et cependant nous y revenions toujours, voilà mon cas.

V.

An Frau von Berg, geb. Gräfin Häseler.

M[emel], 7.8bre 1807.

Lieber Barg! 4 Briefe gestern von Ihnen durch Ihre Freundschaft. Welche Güte und wie froh macht sie mich. Verzeihung, ich kann nicht mehr schreiben heute, ich bin tot, ich habe an Therese geschrieben und hoffe alles davon für unsere Zukunft. George[14]) sein Brief ist auch für Ihnen, deshalb ist er auf. Adieu, teure Freundin, der Courier wartet vor der Tür und ich bin matt. Ihre Luise.

Gottlob, Stein ist da! —

VI.

An die Schwester Therese
(Erster Entwurf, im vorm. Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg).

Memel, ce 18 9bre 1807.

Je vous avoue tout naturellement que je suis tellement indignée de la lettre que vous venez de m'écrire de Paris en date du 26. et 27. 8bre par la poste, que du moins je veux vous en dire mon sentiment. Si cette lettre vous a été dictée, du moins les expressions ne vous l'ont pas été, et je suis outrée que dans un moment de malheur vous puissiez abandonner ceux qui le sont par la faute d'autrui pour parler dans leur ton et avec leur parole. Tout ce que vous dîtes du Roi et la manière dont vous le dîtes est sans excuse. Un homme qu'on abonde des plus infames chicanes depuis le 10 Juillet, un homme que vous connaissez depuis 14 ans, qui jouit avec raison de l'estime personel de tous ceux qui l'approchent, enfin un Roi dans le malheur, comment osez-vous en parler de la sorte. Je ne vous reconnais pas en ceci. Il y avait mille manières différantes de dire de lui ce que vous aviez à dire, sans lui jeter la pierre, sans le blâmant en tout et sans le faisant paraître comme un idiot, et à place que les employés de la poste à Paris se sont persuadés que la Pr.[incesse] de la Tour est comme leur Maître persuadée des torts qu'on impute au Roi de Prusse, vous auriez dû démontrer au moins que vous ne partagiez cette opinion et que vous gémissiez des mésentendus qui prévalent. Voilà le langage qui aurait convenu à une femme de caractère, à une belle-soeur du Roi. Le duc de Cobourg[15]) n'a jamais démenti l'attachement qu'il porte à la maison de Prusse et son chef.

14) Georg, Erbprinz, später Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Lieblingsbruder der Königin. Sie hatte ihm am 7. Oktober bereits frühmorgens einen langen Brief geschrieben. (a. a. O. S. 249.)

15) Ernst I., Herzog zu Sachsen-Koburg und Gotha, befand sich in Paris, um eine Entschädigung für die aus seinem Lande gezogenen Summen zu erhalten. Er war 1806 Preußens Verbündeter gewesen.

VII.

An Frau von Berg.

[Memel, November 1807].

. . . Wie gerne wäre ich so irdisch, wenn ich nur könnte, allein seit meiner Nervenkrankheit[16]) bin ich nie wieder recht ordentlich gewesen. Und nun gar schwanger und keine Hoffnung, wenn Berlin für mich [nicht] wieder zu erreichen ist. Ende Januar oder Anfang Februar glaub' ich entbunden zu werden, und Gott weiß wenn wir reisen. Marschall Soult[17]) ist ein entsetzlicher Mann, und fährt er so fort so hält er uns gefangen hier in Memel Jahre! — Denn er tut was er will, und ist gar nicht in der Schule die ihn erzog. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen. —

Ich sage George tausend Schönes, liege zu den Füßen meines Vaters, und der Kleist[18]) viel Liebes und Gutes. Die Sache mit der Universität ist arrangiert, die zwei glückliche Professoren haben voller Freude und Glück bei uns ehegestern gegessen. Ich lese fleißig die Geschichte und lebe in der Vergangenheit, weil die Zukunft nichts mehr für mich ist. Stein kömmt und mit ihm gehet mir wieder etwas Licht auf; doch keine Zukunft gibt es nicht ohne Selbständigkeit, wo ist die in der Welt jetzt? Ach Gott! Ach Gott! — Brinckmann[19]) ist die einzige Gesellschaft hier; er ist gut und klug. Prinzessin Luise[20]) ist sehr gut mit mir; sie ist sehr unglücklich, seit Prinz Louis tot, nie wird sie diese Wunde vernarben.

Adieu meine gute Berg. Ich bin ewig Ihre treue Luise.

VIII.

An Frau von Berg.

[Koenigsberg, 18. März 1809]

Jugez que dans mon intérieur j'ai un peu plus d'espoir de retourner à Berlin. Si nos forteresses sont remplies de canons, si les Autrichiens se sont une fois déclarés aux mains avec les Français[21]), que ceux n'ont de la besogne, alors on peut espérer que pour le moment on aura rien de grand ni de petit à risquer d'eux, car jugez que les embuscades mêmes étaient du plan des Français contre la liberté et la personne du Roi.[22]) Cela fait frémir. Mais que sera la fin de cette guerre? Si les Français sont vainqueurs, nous sommes écrasés; si ce sont les Autrichiens et que nous avons été contre eux, ceux-là nous écrasent ou nous dépouillent. Ach lieber Gott. Ofte mach' ich die Augen zu und sage, so oft ich nur kann: Wir alle stehen in Deiner Hand, Gott verlaß uns nicht.]

16) Die Königin war im Dezember 1806 in Königsberg an Nervenfieber erkrankt, hatte sich aber nach der ersten Fahrt nach Memel in einigen Wochen erholt.

17) Marschall Soult, französischer Grenzkommissar für die Festsetzung der preußschen Ostgrenzen, hatte bei der Grenzregulierung sehr weitgehende Forderungen an Preußen gestellt.

18) Marie von Kleist, geb. von Gualtieri, Gattin eines Hauptmannes, zeitweise nahe Freundin der Königin.

19) Carl Gustav von Brinckman, der bekannte schwedische Staatsmann und Dichter, 1801—1808 schwedischer Gesandter am preußischen Hofe.

20) Prinzessin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen, Kusine des Königs, Schwester des 1806 bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand.

21) Gerüchte über eine geplante Absetzung oder persönliche Verhaftung des Königs sind in verschiedenen Briefen der Königin aus dem Frühjahr 1809 erwähnt, lassen sich aber auf keine nachweisbaren Tatsachen zurückführen.

22) Die Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich verschlechterten sich schon seit Ende 1808; Anfang April 1809 begann der österreichisch-französische Krieg.

IX.

An Frau von Berg.

[Dezember 1809].

Chère Berg! Jugez donc que c'est pour vous dire que je vous attends avec George le 22. X^bre à Freienwalde, que je prends la plume.[23]) Sentez-vous donc bien tout ce qu'il y a d'heureux dans ces peu de lignes? Je serai donc bientôt rendue à Berlin et rendue à tant d'honnêtes coeurs qui m'aiment et m'estiment. Mir wird es alle Augenblicke ganz miserabel für Seligkeit, und ich vergieße schon so viel Tränen hier, wenn ich daran denke, daß ich alles auf demselben Platz finde, und doch alles, alles so ganz anders, daß ich nicht begreife, wie es wird. Es ist eine Schwermut in mir, die ich beinah' nicht begreife. Schwarze Ahndungen, Beklommenheit, mit einem Worte: mehr traurig als froh. Je voudrais toujours fuir devant le monde, être seule hinter meine Schirmleuchter et penser et pleurer. J'espère que cela reviendra.

La grande séparation entre Fritz et Delbruck[24]) est effectuée, c'est-à-dire tous deux savent qu'ils se quittent. D.[elbruck] est venu hier se remercier auprès du Roi et moi pour les lettres que nous lui avons écrites et pour les titres de Conseiller Jntime et de Regence qu'il a reçus. J'ai été extrêmement touchée, déjà en lui écrivant mes pleures coulaient. Nous avons fait ce pas parce que tout le monde le voulait, mais moi j'en appréhende mal! Fritz est malade de chagrin.

X.

An Friedrich Wilhelm III.

Berlin, ce 17. avril 1810.

. . . On vient de m'annoncer le concert spirituel pour le vendredi saint, de Händel et Graun, exécuté par l'académie à la salle de l'opéra. Il dépendra de vous si je pourrai y aller ou non. Si vous viendrez pour l'entendre à Berlin et me conduirez le samedi à Potsdam, ou si le soir après ma communion, je vous dois y rejoindre.[25]) Si ma santé reste comme elle est aujourd'huii je n'irai ni à l'église ni à la communion ni au concert ni à Potsdam, car j'ai une fièvre continue, une soif à mourir, et l'idée ne me sort de la tête que je me traînerai comme cela encore quelques jours et puis je prendrai la fièvre turcque au premier air qui me touchera. Vous avez été dans les grandeurs aujourd'hui, entouré de belles princesses et de belles dames. Je présume que tout cela sera rentré dans les voies ordinaires et que maintenant après un diner un peu tard vous prenez le thé avec Mad. de Jagow[26]) et de Tauentzien[27]), pensez: Es ist doch besser, wenn meine Frau da ist.

23) Am 23. Dezember 1809 fuhr das Königspaar nach mehr als drei Jahren der Abwesenheit wieder in das von den Franzosen geräumte Berlin ein.

24) Friedrich Delbrück, der langjährige Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, wurde durch Johann Peter Friedrich Ancillon ersetzt, um dem Kronprinzen eine energischere und weltmännische Erziehung zu geben. Ein derartiger Wechsel war bereits von Stein während seiner Ministerzeit betrieben worden. Die Königin hatte mit Hilfe von Frau von Berg Ancillon gewonnen. Obwohl sie die Notwendigkeit eines Wechsels anerkannte, konnte sie ihr mütterliches Mitgefühl mit dem eigenwilligen Sohn, der sich von Delbrück durchaus nicht trennen wollte, doch nicht unterdrücken. Delbrück mußte den Kronprinzen noch nach Berlin begleiten; Ancillon trat erst am 23. Juni 1810 endgültig an seine Stelle.

25) Das Königspaar war, wie stets im Frühjahr, am 10. April von Berlin nach Potsdam übergesiedelt. Die Königin fuhr oft auf einige Tage nach Berlin.

26) Auguste von Jagow geb. von Heinitz, Gattin des Adjutanten und Oberstallmeisters des Königs, früher Hofdame der Königin.

27) Gräfin Lisinka von Tauentzien, Hofdame der Königin.

Adieu, cher ami. Que ne puis-je pas par ma présence éloigner de vous les chagrins et les ennuis de notre état. Dieu voudra vous bénir, Vous éclairer de son bon esprit et vous fortifier dans le chemin du vrai et du bien. Ce sont mes plus sincères voeux. Kalckreuth[28]) est arrivé à Paris d'après les gazettes. Je suis sûre que sa première lettre ne sera pas consolante, car sûrement qu'on l'aura brusqué, qu'on lui aura dit des choses aussi désagréables qu'à ma soeur[29]) pour embrouiller ses idées en l'effrayant. C'est là la manière du souverain de la terre; car les idées brouillées une fois et la frayeur dans les vaines, on espère qu'on lâchera non seulement bien vite la Silésie et qu'on fera d'aussi mauvaises conditions qu'on voudra, mais aussi qu'on se donnera des Blößen in der Angst desquelles on compte profiter pour nous diffamer à la face de la nation et de l'univers. Je vous conjure d'être bien sur vos gardes, car les ministres dans leur faiblesse et ineptie vous donneront sûrement de bien mauvais conseils . . .

Adieu, je n'en puis plus, et suis à vous de cœur et d'âme. Louise.

Sidonie Beeskow

Novelle

von

E. A. Greeven

Übers Jahr wird niemand mehr von ihr reden und keiner nach ihr fragen, denn was soll man viel Wesens machen von einem Menschen, der eines Tages kam und eines Abends ging, still und unbemerkt — wie ein Stein, der von ungefähr in den See fällt und ein paar Kreise zieht und dann ist seine Spur verloren.

Auch der Pfarrer tat Sidonie Beeskow schon viel zu viel Ehre an, als er sprach, hier habe sich ein Schicksal vollendet. Was sind das für große, schwerwiegende Worte! Wo im Grunde nichts war als ein kurzes Erschauern vor der Sinnlosigkeit des Geschehens und der Unbegreiflichkeit des Erlebens. Wirklich, man sollte bei Sidonie Beeskow nicht von Schicksal und Untergang reden und nach feierlichen Worten suchen; man macht sich damit nur ein wenig lächerlich vor vernünftigen Leuten!

Ich erinnere mich, daß Onkel Josua einmal sagte, Sidonie Beeskow habe keine glückliche Bestrahlung, und das war, so will mir heute scheinen, ein viel

28) General Graf Kalckreuth, bekannt als Verteidiger von Danzig im Jahre 1807, war als außerordentlicher Gesandter des preußischen Königs nach Paris gegangen, um Kaiser Napoleon Glückwünsche für seine Vermählung mit Marie Luise von Österreich zu überbringen. Kalckreuth galt stets als franzosenfreundlich und war seit 1807 Gegner jeder Widerstandspolitik.

29) Eine Erinnerung an das Verhalten der Fürstin Therese im Jahre 1807, vgl. Einleitung und die Briefe IV und VI.

klügeres Wort: sie ging im Schatten — Zeit ihres Lebens, bis die Schatten sie verhüllten und dann war ihre Spur verloren . . . .

* * *

Der Dampfer furchte quer über den See; sein weißer Körper wuchs rasch empor und das Schlagen der Schaufelräder kam näher und näher. Abendsonne lag auf den mannshohen Bohlen des Landungsstegs, und die Hügelstreifen des jenseitigen Ufers verschwammen in bläulichem Dunst. In den Fenstern der Kirche von Dingelsdorf drüben zuckte blutiger Schein.

Es ist durchaus nicht verwunderlich, daß ich mich jenes Abends noch so deutlich erinnere, denn es war für uns ein besonderer Tag und wir gingen schon eine Weile in ungeduldiger Erwartung unter dem Laubdach der Kastanien auf und nieder. Die große Maschine für Florians Sägewerk sollte mit dem Dampfer ankommen und die Morgenpost hatte Onkel Josua einen Brief gebracht, der ein langgesuchtes Büchlein über die irische Weissagung des Donegal ankündigte. Und ich — aber ich weiß nicht mehr, worauf ich wartete und ob ich überhaupt auf etwas wartete. In meinen Jahren darf man wohl abends eine halbe Stunde am Ufer stehen und über den See schauen, auch wenn niemand kommt, auf den man wartet.

Die Schiffsglocke fuhr ins Stampfen der Kolben und eine heisere Stimme gab Kommandos. Alsbald verstummte das Rauschen der stürzenden Wasser in den Radkästen, und der Dampfer legte an. Es war noch nicht Reisezeit und das Deck fast leer. Ein kleiner Mann in schwarzem Lodenmantel, der neue Bezirksgeometer, winkte uns heftig zu, denn er ist darauf bedacht, sich allerorts Freunde zu erwerben, und der Amtsrichter rief Florian schon von der Brücke entgegen, daß die Maschine in fünf Kisten verpackt an Bord stehe.

Florian schwenkte den Hut und wurde rot vor Freude. Ich sah ihn heimlich von der Seite an und dachte: wie jung ist er und wie schön, weil er jung ist! Wenn Percy, mein Sohn, einmal ein Mann sein wird, so wünschte ich, er wäre wie Florian. Nicht wie ich und auch nicht wie seine Mutter. Heute ist Percy ein Knabe von siebzehn Jahren; er lebt bei seiner Mutter und bisweilen, zweimal im Jahre, besucht er mich.

Die Taue flogen in losem Schwung zum Steg und ein Matrose schob polternd die Laufbrücke vor. Über ein Bündel Frachtbriefe gebeugt stand Florian und rechnete, denn er ist sehr genau in allen kaufmännischen Dingen. Onkel Josua schickte sein Lächeln zu mir herüber und ich nickte; wir verstehen uns sehr gut auch ohne viel Worte.

Jugend streckt die Hand aus und alles fällt ihr zu. Florian wird die neue Maschine aufstellen, sein Sägewerk wird wachsen und eines Tages wird er mich fragen, ob ich nicht meinen alten Schuppen am See verkaufen will, da er ihn just gebrauchen kann und weil ich in den letzten Jahren fast nie mehr dort gearbeitet habe. Wozu ich hier eine Werkstatt brauche, wird er fragen, da ich vielleicht über kurz oder lang doch wieder fort und auf Reisen gehe, wie schon so oft! — Nein, mein junger und kluger Herr Florian, werde ich antworten, ich reise nicht mehr, ich bin des Reisens müde, ich will am See bleiben! Ich habe mein Zimmer in einer kleinen Pension und werde gut verpflegt bei Frau Berg. . . . ich bin ganz zufrieden!

Mein Schuppen grenzt hart an Florians Sägewerk und er ist ihm ohne Zweifel im Wege, wenn er sich einmal vergrößern will. Ich sehe das vollkommen ein, aber ich verkaufe noch nicht, jetzt noch nicht! Es ist noch zu früh. Denn es wäre ja denkbar, daß jemand eines Tages zu mir käme, der meinen Namen gehört hat, um sich zu erkundigen, ob der Bildhauer Thomas Wiehl ihn modellieren wolle — ein richtiger Auftrag also, oder vielleicht käme auch jemand, der mir nur eine große Freude machen will, weil ich ihn darum bitte. Weil ich etwa gesagt habe: die Linie deiner Glieder ist ein Wunder an Schönheit; kein Tier, so vollendet es sei, hat einen schlanken Rücken wie du . . . . . .

Aber man soll nicht glauben, daß es mir in Wahrheit Ernst ist mit solchen Worten. Ich sage sie nur vor mich hin wie die Worte eines Wachtraums, wenn ich bei den Weiden am Ufer liege oder am Fenster meines Zimmers stehe und die kreuzenden Jollen verfolge. Ich kenne alle Boote hier am See, es entgeht keins meinen Augen. Ich habe sogar ein Fernglas bei mir, mit dem ich entlegene Buchten absuchen kann und das winzigste Segel am Horizont entdecke. Schon von weitem erkenn' ich jedes Boot an seiner besonderen Bauart und kleinen Eigentümlichkeiten. Es ist geradezu ein Sport von mir geworden, Boote zu erraten. Frau Berg und die Gäste in der Pension machen sich zuweilen einen Spaß daraus, mich auf die Probe zu stellen, aber ich täusche mich nie, ich gewinne jede Wette!

Da ist zum Beispiel eine leichte Jolle aus Gabunholz, schlanker als sonst Schwertboote sind, und so oft sie wendet, seh ich den Rücken eines Mädchens sich neigen und zur Seite schnellen. Ich habe nie schönere Bewegungen bei einem Menschen gesehen! Sie trägt eine rote Jacke, die weit über den See leuchtet und zuweilen fährt Florian mit ihr. Aber auch andere. Versteht sich, Hanna Berg kann segeln, mit wem sie will, ich bin der letzte, der ihr Vorschriften machen dürfte. Ich habe nicht das mindeste Recht dazu.

Onkel Josua hat inzwischen sein kleines Paket in Empfang genommen, das die Weissagungen des Donegal enthält, und macht sich auf den Heimweg. Er wohnt in einem Häuschen ein wenig oberhalb der Stadt, ganz für sich allein und seit Jahren mit der Herausgabe seltener, mystischer Schriften beschäftigt, die er für einen Kreis vornehmer Liebhaber auf einer alten Handpresse druckt und auch selbst bindet. Davon lebt er; sehr bescheiden, denn er ist im übrigen keineswegs vermögend. Verkehr hat er kaum in der Stadt, aber jedermann grüßt ihn und alle nennen ihn Onkel Josua, obwohl er mit keiner Menschenseele hier in der Gegend verwandt ist. Mittags kommt er regelmäßig zum Essen in die Pension, ich glaube, er ist ihr ältester Gast. Man kann sein Alter schwer schätzen, aber sicherlich hat Onkel Josua die Sechzig längst überschritten.

Ich hätte ihn wohl ein Stück Weges begleiten können und es reut mich, daß ich ihn alleine ziehen ließ. Aber es ist so schön um diese Stunde am See, wenn der Abend kommt! Die Schatten senken sich und Boote gleiten in den Hafen, eines nach dem andern . . . .

Wie gründlich Florian seine fünf Kisten prüft, die am Landungsplatz in einer Reihe aufgestellt sind! Bevor nicht alles in schönster Ordnung ist, bescheinigt Florian keinen Empfang. Er kauft gewiß keine Katze im Sack, dazu ist Florian viel zu klug und vorsichtig. Er hat ganz recht, ein guter Kaufmann muß wohl so sein. Nun gibt er endlich den Befehl zum Abtransport; auf seinen hageren

Wangen glüht noch ein Schimmer von Stolz, als er mir freundlich zunickt und seinem Wagen folgt.

Warum gehe ich nicht mit ihm die Straße hinauf bis zur Barfüßerkirche, wo unsere Wege sich trennen!? Ist es klug, wie ein Müßiggänger hier herumzustehen und mit halbfremden Leuten zu reden, die nachher nur den Kopf schütteln über Thomas Wiehl? — Die Sonne ist untergegangen, was tu' ich noch hier? Ich will nach Hause gehen, wo Frau Berg und mein Platz am Tisch auf mich warten, und nicht länger am Hafen bleiben, aber man will manches nicht tun und steht doch auf der Brücke und führt lange Gespräche mit Schillings, dem Angler.

Es interessiert mich zu erfahren, wieviel er heute gefangen hat und wo er jetzt seine Haken kauft, denn Schillings versteht sich aufs Angeln wie kein zweiter. Sieh an, er kauft in letzter Zeit ganz besondere Haken, so dünn und fein, wie man sie hier nicht bekommen kann! Er bezieht sie aus Ulm und morgen will er mir die Adresse geben. Schönen Dank, Vater Schillings! — das alles ist sehr interessant für mich, obwohl ich kein Angler von Passion bin, und während wir reden, stehlen sich meine Augen wie Diebe hinweg und Boote gleiten in den Hafen, eins nach dem andern. Große, weiße Yachten und plumpe Lastkähne und eine kleine, schlanke Jolle aus Gabun . . . . .

Gute Nacht, Vater Schillings, morgen um dieselbe Stunde werde ich kommen und mir die Adresse aus Ulm holen!

* * *

Durch die Dämmerung kommt ein leichter Schritt, eine rote Jacke huscht über den Kies am Strand. Gott mag wissen, wie ein Mensch so ohne Schwere und Last sein kann! Die Boote wiegen sich an den Bojen wie weiße, schlafende Schwäne und ich stehe reglos still. Ich weiß jedes Wort, das nun fallen wird zwischen uns, denn es ist alle Tage dasselbe Spiel.

„Sind Sie es, Herr Wiehl? . . . . Haben Sie auf mich gewartet?"

„Gottbewahre, kleine Hanna, bilde dir nur nichts ein! Ich plauderte eine Weile mit Schillings und komme ganz zufällig des Wegs!"

Wir können unser Lächeln nicht sehen, die Weiden hängen so tief über den Weg. Unsere Füße zögern bei jedem Schritt, und Hannas Nähe fließt in mich wie ein dunkler, nährender Strom. —

Als wir am Wirtsgarten des Hotel zum Löwen vorbeikamen, aus dem Licht fiel und Klappern von Tellern klang, ließ Hanna plötzlich meinen Arm los. Ich schaute auf und sah in das Gesicht einer fremden Dame, die an der Balustrade lehnte und, wie von einer seltsamen Erscheinung betroffen, Hanna anstarrte. Ich glaube, daß sie mich gar nicht bemerkte. Sie war blaß und nicht mehr ganz jung; und trug eine große, altmodische Brosche, eine Art Kamee, auf ihrem dunklen Kleid. Mehr sah ich nicht von ihr.

„Kennst du sie?" — fragte ich Hanna im weitergehen.

Sie schüttelte den Kopf. — „Nein, es muß eine Fremde sein, die mit dem Dampfer gekommen ist."

Hanna ist heute mit sich und der Welt sehr zufrieden und nicht wenig stolz auf ihre Fortschritte in der Segelei. Sie hat gelernt, das Spinnackersegel zu setzen; zum ersten Male und man muß hören, wie vorzüglich alles ging! Der Wind kam von achtern und war reiner Nord und sogar beim Horn, wo man jederzeit auf

Überraschungen gefaßt sein muß, auch da fiel ausnahmsweise keine falsche Bö ein. Von solchen und ähnlichen Dingen reden Hanna und ich, wenn wir zusammen sind, und dabei streift meine Hand ihren Arm und bisweilen fühle ich ihre Schulter dicht an meiner. Doch das ist eine Sache ganz für sich und hat nichts zu schaffen mit unseren ernsten Gesprächen; eine kleine Melodie, die über der Begleitung unserer Worte schwingt.

Ich will sie noch etwas fragen, was mir schon lange durch den Kopf geht, aber ich kann es alle Tage noch tun, es ist auch morgen nicht zu spät! Mein Schuppen am See und meine Geräte haben warten gelernt.

Langsam gehen wir zwischen Gartenmauern die Straße hinauf dem Hause ihrer Mutter zu. Das hohe Dach und die weißen Mauern schimmern durchs Gitterwerk der Zweige. Es ist ein altes Haus in einem schönen Garten und es gibt manchen, der Frau Berg darum beneidet, weil es eine prächtige Aussicht hat und weil es ein vortrefflicher Gedanke von Frau Berg war, hier eine Pension einzurichten. Obwohl der Putz an vielen Stellen abgebröckelt ist und der Park verwildert und ungepflegt daliegt. Es riecht nach vergangenem Laub auf allen Wegen bis in die Stuben hinein; es ist immer etwas von Herbst in dem Hause, aber die Stille und das Haus und sogar der fahle Duft sind mir lieb geworden.

Daß ich selbst einmal ein Haus besaß und mit einer Frau und Percy darin lebte, ist schon lange her! Die Leute haben es vergessen und ich . . . ich denke kaum noch daran. Ich bin ein Pensionär bei Frau Berg geworden, als Hanna ein kleines Schulmädchen war. Ich habe viel gezeichnet und bisweilen auch modelliert, aber nie mehr nach der Natur. Wie ein Schatzhüter habe ich ihr Wachsen und das Reifen ihrer Glieder überwacht und die Wunder vollkommener Formung in Hanna begriffen. Mich will bedünken, ich bin reich belohnt!

Onkel Josua sagt, daß die Materie nicht wirklich sei und nur von unseren Gedanken erzeugt werde. Ich verstehe nichts von diesen Dingen, denn ich bin kein Gelehrter wie Onkel Josua, aber wenn ich an Hanna denke, so muß ich über den Alten und seine Weisheit lächeln. Die Wölbung ihrer jungen Schulter ist wirklicher und trostreicher als alles Gedachte!

Zwei Pappeln stehen am Eingang des Gartens. Ich öffne das schwere, eiserne Tor und lasse Hanna eintreten. Und während sie an mir vorbeischlüpft, hebt sie sich blitzschnell empor, küßt mich mit ihrem Munde und ist im Dunkel verschwunden. Es ist alle Tage dasselbe Spiel. Ich schließe das Tor, schiebe den Riegel vor und lehne einen Augenblick gegen das Gitter. Nur der steile Weg vom Hafen herauf ist Schuld und weil Hannas flinke Füße so eilten, daß mein Herz klopft und ich schwindlig bin!

* * *

Im Löwengarten sitzen Onkel Josua und sein Freund, der Pfarrer von Andelshofen. Sie sitzen fast jeden Abend dort, streiten über Horoskope und Wünschelruten und trinken dazu einen leichten Roten.

Die Nacht steht still überm See. Ein Wiegen geht gegen die Mauern des Gartens und Fische springen klingend auf aus der Tiefe des Schweigens. Durch die Bäume zieht fröstelnd ein Hauch und legt sich in den Duft der Zweige und schläft ein.

Onkel Josua füllt unsere Gläser. „Trink, Thomas Wiehl! Trink, Pfaff von Andelshofen! Wer den Wein nicht liebt, vor dem sinkt kein Geheimnis" . . . . Der Pfarrer nimmt sein Glas und beugt sich zu Onkel Josua nieder:

„Gott wollte sterben, aber er sah die Sünder, die seiner bedurften! Er konnte nicht sterben um der lieben Sünder willen. Um der Gerechten willen wäre Gott längst tot und die Welt entgöttert!"

Onkel Josua lacht lautlos in sich hinein. — „So redet man, wenn man nichts weiß von der Magie aller Dinge!"

Und dann streiten sie weiter. Ich stehe auf und trete dicht an die Mauer. Ich bin es müde, von Hermes Trismegistos und Laskarius von Mytilene zu hören und ob Aurum potabile noch etwas anderes sei als der vorletzte Zustand des großen Elixiers. Sagt mir lieber, wo die Sünder, die Gott so sehr liebt, ihre Ruhe finden? Wo und wann hat ihr Herz Frieden?!

An einem der letzten Tische des Gartens seh ich die Fremde, der Hanna und ich vor zwei Stunden begegnet sind. Sie hat den Kopf aufgestützt und schaut auf den See hinaus. Ich sehe nun, daß sie wohlgeformte, kräftige Hände hat und das dunkelblonde Haar in einem weich geschlungenen Knoten trägt. Sie sitzt ganz ruhig und scheinbar unbekümmert, aber in ihre Züge fährt bisweilen ohne ersichtlichen Grund eine jähe Spannung, wie wenn ein Erschrecken der Seele in ihr aufflatterte und ihre Augen vor Angst erstarren ließ. In solchen Momenten ist ihr Gesicht, das man kaum schön nennen kann, von einem tiefen, unheimlichen Reiz.

Der Wirt erzählt mir, daß die Fremde Sidonie Beeskow heiße und mit dem Abenddampfer gekommen sei. Irgendwoher aus Norddeutschland; er habe die Stadt schon wieder vergessen. Sie kenne niemanden hier am Ort und habe die Absicht, längere Zeit zu bleiben, wenn es ihr am See gefalle. — Nun gut, was geht es mich an und was liegt an einem Namen! Sie hat Hanna angesehen und nicht mich, aber so viel wird man wohl sagen dürfen, daß es ein merkwürdiger Blick war, und der Pfaff von Andelshofen, der die schönen Worte so sehr liebt, würde behaupten, daß dieser Blick nicht eigentlich aus den Augen, sondern aus den Tiefen einer Wunde brach!

* * *

Es gibt Abende, an denen es mir schwer wird, heimzugehen. Ich fühle ein Grauen vor dem langen Korridor in der Pension mit seinen Türen, hinter denen Menschen atmen und im Traum zu reden beginnen. Und da ist Hannas Tür, an der ich vorüber muß. Von der Treppe bis zu meinem Zimmer sind es zweiundzwanzig Schritte; das ist ein weiter, schwerer Weg wie durch Wüstensand. Ich möchte nicht, daß ich eines Abends vor ihrer Tür Halt mache und zusammenbreche — dann ist es besser, Straßen auf Straßen ab zu laufen, ohne Ziel und Richtung! Nur um an dieses und jenes zu denken, dazu ist mir jeder Weg recht!

Über die Dächer am Markt fließt blanker, stummer Mondschein, tropft glitzernd an den Giebeln herab und übertüncht die Wände der Häuser mit kaltem Licht. Alle Türen sind geschlossen, alle Fenster tot. Die Zeit rinnt lautlos unter fahlem Leichentuch. Und Schatten wachsen steil und scharf wie schwarze Bäume aus Torbogen und Mauernischen. O Leben . . . . o Blut, warum schweigst du?

Horch, da kommen Füße durch die Nacht, sie gehen tastend und ungewiß ihren Weg . . . bleiben stehen und gehen weiter, kreisen um den Brunnen und fürchten sich! Ich habe ein feines Ohr und ein gutes Auge. Das ist nicht der Schritt von Onkel Josua, so geht auch nicht der Arzt, wenn er nachts gerufen wird, oder der Schmied, der zuweilen ein Glas über den Durst trinkt! Es sind ganz leichte, scheue Füße, die kaum ein Geräusch in die Stille werfen; es sind die Füße einer Frau, die umherwandert und vielleicht etwas verloren hat, das sie nun suchen geht.

Aber sie sucht ja gar nicht, sie steht still! Ich sehe ihren leicht gekrümmten, schwankenden Schatten und daß ihr Arm gegen Stein greift, um einen Halt zu haben in der beklemmenden Öde der Nacht. Ihre Hände liebkosen den Stein wie Blinde tun. Man ist nicht sonderlich reich, wenn man seine Zärtlichkeit zu den Steinen tragen muß! Was für seltsame Fremde jetzt in unser Städtchen kommen!

Diese Frau ist groß und schlank und trägt das reiche Haar in einem weich geschlungenen Knoten. Sie wendet den Kopf aus dem Schatten ins Helle: so viel Ratlosigkeit und Angst vor dem Leben sah ich niemals in einem Gesicht geschrieben wie bei Sidonie Beeskow! Böse Dinge müssen ihr widerfahren sein!

Aber so wahr ich Thomas Wiehl heiße, ich will mich nicht beschweren mit andrer Leute Schicksal! Es trägt jeder das Seine. Ich werde mir keine Gedanken darüber machen, was sie zur Nachtzeit nicht schlafen läßt, so wie ich nicht wünsche, daß man sich über mich Gedanken macht. Ich habe niemand gesehen in dieser Nacht; der Markt war leer, als ich ihn im Mondschein überschritt. Hört ihr, ich habe nichts gesehen, nichts und niemanden! Sagt meinetwegen, Thomas Wiehl habe Gespenster gesehen oder er sei betrunken gewesen, aber sage mir keiner, daß ich stehen blieb und voll Mitleids war. Wer so spricht, lügt! Ich bin ein wenig neugierig wie jedermann hier im Städtchen — das ist alles!

* * *

Onkel Josua steht in seinem Garten und putzt die Messingbänder einer uralten Sonnenuhr, in die astrologische Zeichen und die Bilder des Tierkreises kunstvoll graviert sind. Er hat sie vor langen Jahren von Jollivet Castelot, dem Herausgeber der „Hyperchimie“, zum Geschenk erhalten und hält sie hoch in Ehren. Nicht nur wegen der Feinheit und Präzision ihrer Arbeit, die ein Meisterstück Augsburger Herkunft ist, sondern als ein Pfand der Erinnerung an gemeinsame Jahre, denen er Vieles an Erkenntnissen verdankt.

Onkel Josua ist klein und zierlich von Gestalt und wie er so dasteht, das silberweiße Haar von einem unförmigen, gelben Strohhut überdeckt, gleicht er einem Gnomen oder einem Pilz im Walde.

Während er mit mir spricht, fährt er in seiner Arbeit unbekümmert fort und nickt vergnügt vor sich hin, wenn wieder ein Teilchen des komplizierten Gehäuses blitzblank und funkelnd im Licht der Sonne spielt. Plötzlich richtet er sich auf und schaut über den Zaun auf den Weg, der zwischen Wiesen an kleinen Häuschen und Villen vorbei zur Stadt führt.

„Heute früh“ — sagt Onkel Josua — „war schon Besuch bei mir, ein merkwürdiger Besuch, die Fremde aus dem Löwen!“

Überrascht schaue ich ihn an.

„Jawohl, die Fremde. Sie fragte, ob bei mir vielleicht Zimmer zu mieten wären. Sie sucht eine ruhige Wohnung für längere Zeit. Denn sie will sich hier niederlassen.“

Ich spüre, wie etwas Fremdes sich nähert und an den Kreis unseres Lebens pocht; ich höre ihre Füße in nächtlicher Einsamkeit tasten und sehe in die dunkle Verlorenheit ihres Lebens. Aber von alledem sage ich nichts.

„Wollen Sie denn vermieten, Onkel Josua?“

„Ich könnte sehr wohl zwei Zimmer abgeben“, antwortete er nachdenklich. — „Ich habe schon oft daran gedacht, auch der Einnahme wegen. Aber ich möchte nicht gern an die Fremde vermieten!“

„Und warum nicht, Onkel Josua?“

Onkel Josua nimmt ein weiches Tuch zur Hand und reibt vorsichtig über den Planetenbogen seiner Sonnenuhr, wie wenn er meine Frage überhört hätte; er steckt voll solcher kleinen Eigentümlichkeiten. Aber auch ich kann warten — mir eilt es durchaus nicht! Denn ich möchte wohl wissen, warum er an Sidonie Beeskow nicht vermieten will. Nach einer Weile legt er das Tuch zur Seite und sieht mich ruhig an.

„Weil diese Frau keine glückliche Bestrahlung hat! Ich fühle das, Herr Wiehl — glauben Sie mir! Wenn man ihr das Horoskop stellte — aber ich werde es nicht tun! — so würde es sich erweisen. Ich habe mich seit Jahren bemüht, alle schädlichen Einflüsse auf mein Haus und meine Arbeit auszuschalten, soweit uns Menschen das möglich ist . . . . . die Fremde würde mich stören! Darum kann ich sie nicht aufnehmen und wenn sie mir Gold böte! Ich hab' sie zu Frau Berg geschickt, da ist es ruhig und still wie hier!“

Warum nur hat er sie zu Hannas Mutter geschickt, frage ich mich; warum nicht zum Lehrer, der doch auch vermietet oder zur Witwe Fuchs? Es ist Zufall, wenn es einen Zufall gibt. Natürlich ist es ein Zufall, denn Onkel Josua weiß nichts von jener ersten Begegnung. Aber ich weiß davon, und der Blick, mit dem die Fremde sich an Hanna klammerte, beunruhigt mich. Was kümmert es mich, ob Sidonie Beeskow eine glückliche Bestrahlung hat oder nicht, es geht nicht um sie! Ich denke an Hanna, die fröhlich ist und voll warmen Lebens, schön und bedenkenlos wie ein Tier! An Hanna, die eine Stunde mit mir durch die Dämmerung geht! Ich will auf meiner Hut sein, denn da ist ein Fremdes, das an unser Leben rührt, eine Gefahr, die ich wittere! —

Ich gehe durch die Wiesen, auf denen Birnbäume und Äpfel sich müde geblüht haben und Kohlweißlinge hin und her taumeln, und biege ein zu den Weiden am See, wo meine alte Werkstatt liegt. Ich werde mich vielleicht beeilen müssen, frischen Ton zu besorgen und meine Geräte bereit zu halten, denn es ist eine Gefahr im Verzuge. Ich darf auch nicht länger meine Tage im Traum verbringen und mit jeder Linie ihrer Bewegungen und dem Rhythmus ihrer Glieder meine Mappen füllen, die niemand sieht, von denen kein Mensch etwas weiß und Hanna am allerwenigsten! Es ist ein Rankenspiel um einen Traum, aber bei Gott! — es ist keine Gestaltung.

Wenn ich noch einmal Thomas Wiehl sein will, dessen Werke draußen hoch im Preis standen, dann muß es bald geschehen. Wozu anders wäre ich sonst noch hier? — Einmal muß der Traum sich formen, in dem wir leben und weben, oder es ist zu Ende mit uns! Ich bin nicht mehr jung genug, um zu besitzen, und

nicht alt genug, um zu verlieren. Aber ich kann, vielleicht, noch einmal Thomas Wiehl sein, der ich war, und meinen Traum gestalten!

* * *

Nun ist Sidonie Beeskow bei uns eingezogen. Der Hausknecht vom Löwen hat zwei große Koffer und ihre lederne Handtasche herübergeschafft; man sieht es ihnen an, daß sie aus gutem Hause sind. Mutter Berg findet, daß Fräulein Beeskow alles in allem eine Pensionärin ist, wie man sie sich nur wünschen könne: ein bescheidener Mensch, der seiner Wege geht, selten klingelt und nichts als Ruhe haben will!

Sie hat das blaue Zimmer am Ende des Korridors bekommen, dicht neben meinem, aber wir hören nichts voneinander und begegnen uns selten. Wir müßten schon sehr laut und heftig reden, wenn man im Nebenzimmer ein einziges Wort verstehen sollte. Lärm zu machen ist gewiß nicht meine Art und, wie mir scheinen will, auch nicht der Ehrgeiz von Sidonie Beeskow.

Wir bilden eine große Familie bei Tisch, fast wie im Hochsommer, wenn die Fremden das Haus füllen, und Mutter Berg hat wirklich alle Ursache, zufrieden zu sein, denn da sitzen bereits Gäste, die mittags und abends Wein trinken und nicht erst lang nach dem Preise fragen! Um euch nur einen zu nennen: den Fabrikanten Zollinger aus Stuttgart mit seiner hübschen, jungen Frau, die ihre Blicke von einem zum andern wirft und sich ersichtlich um Florian bemüht. Ihr Mann hat eine liebenswürdige Überlegenheit, sie gewähren zu lassen und wenn es ihn an der Zeit zu sein dünkt, so zieht er mit unmerklichem Lächeln Florian in ein ernstes Gespräch über Frachttarife und Holzzölle und alle möglichen Dinge, denen Florian durchaus nicht widerstehen kann. Er ist ganz offenbar ein kluger Gatte und ein schlauer Fuchs, dieser Herr Zollinger und für Onkel Josua und mich ein Quell geheimer Freuden!

Zumeist kommt Florian als letzter zu Tisch, denn er arbeitet bis zum späten Abend und gönnt sich oft noch nicht einmal die Zeit, in Ruhe zu essen. Von Fräulein Beeskow hat er kaum Notiz genommen, aber man muß zu Florians Entschuldigung sagen, daß allerdings nicht das geringste in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen liegt, was jungen Menschen Eindruck machen könnte. Sie sehen an ihr vorbei und merken gar nicht, was für ein merkwürdiger Vogel da an unserm Tische sitzt.

Ach, und im übrigen denkt Florian einzig und allein an sein Sägewerk und allerlei Pläne für die Zukunft! Er spricht mit dem Fabrikanten davon, daß er sich ein Haus bei der Fabrik bauen wolle. So gut geht es dem jungen Florian, daß er an Bauen denken kann! Frau Zollinger neckt ihn ein wenig, weil ein Haus ohne Frau doch ein Unding sei, aber Florian schüttelt gleichmütig den Kopf. Eine Frau? — Daran ist immer noch Zeit zu denken, wenn das Haus erst 'mal fertig ist!

Ich kann von meinem Platz aus sehen, wie Hanna sich zurücklehnt bei seinen Worten und ihn spöttisch betrachtet. Es zuckt um ihren Mund und es liegt auch ein ganz klein wenig Furcht darin, wie immer wenn Hanna sich lustig macht über Florians unbeholfenen Ernst. Eine winzige, weibliche Furcht vor der Tatze des Bären. Ich bin nicht unerfahren und nicht blind; es sind Frauen genug über Thomas Wiehls Weg gegangen!

Sidonie Beeskow sitzt mir gerade gegenüber neben Fräulein von Gillfeldt, die schon seit drei Jahren hier wohnt und von Mutter Berg stets neben die Neugekommenen dirigiert wird, weil sie eine besondere Gabe und Geduld hat, alles Wissenswerte aus den Leuten herauszulocken. Aber ich glaube nicht, daß sie mit ihren listigen Fragen bei Sidonie Beeskow viel Glück haben wird, denn die Fremde ist scheu und auf ihrer Hut; ganz vorsichtig gibt sie Antwort und legt ein Zögern zwischen ihre Worte, wie wenn sie überlege und wäge, was ein Übelwollender an ihnen deuteln und drehen könne. — Daß sie vor Jahren einmal im Wiener Kamera-Klub photographieren gelernt hat und als junges Mädchen eine Sammlung von Gipsabgüssen schöner und seltsamer Hände begann, daß sie Beides nach einer Weile aufgab, liegen ließ und heute, wie sie sagt, nicht mehr den Mut aufbrächte, sich hinzusetzen und eine Sache ganz zu tun — das wundert mich durchaus nicht, von ihr zu hören, aber es geht mir im Kopf herum und ich gäbe manche Skizze aus meinen Mappen dafür, wenn ich die Hände sehen könnte, die Sidonie Beeskow gesammelt hat!

Fräulein von Gillfeldt ist Künstlerin, wie sie behauptet, und radiert auf kleinen Blättchen jeden malerischen Punkt am See für eine Berliner Kunstanstalt. Ich glaube, sie wird sehr schlecht bezahlt, aber auf ihren Briefen steht: an die Kunstmalerin Freiin Annemarie von Gillfeldt, und darauf ist sie ebenso stolz wie auf ihren Namen. Einmal im Jahr fährt sie zum Familientag aller Gillfeldts nach Hannover und sie würde lieber drei Monate hungern als auf diesen Tag verzichten. Auf dem Rückweg besucht sie dann Herrn Lewinski, ihren Verleger, und bespricht neue Schlachtfelder, die Rothenburg und Dinkelsbühl heißen. Auf mich sieht sie ein wenig herab, weil Herr Lewinski gesagt hat, Thomas Wiehl sei zwar vor Jahren ein Künstler von Rang gewesen, aber er verstünde nichts mehr aus sich zu machen. Vortrefflich gesprochen! Wenn ich Herr Lewinski wäre, ich würde akkurat dasselbe von mir sagen!

* * *

Laßt die Toten ihre Toten begraben und gebt dem Leben, was des Lebens ist! Ich bin kein Freund von Friedhöfen, auch wenn ein Wall von Rosen sie bedeckt und Land und See und die Ferne wie ein Märchen der Freude zu ihren Füßen liegen. Wenn ich tot bin, will ich ausgelöscht und vergessen sein; ich will die Welt nicht mehr beschweren mit meiner Mahnung an Vergänglichkeit und eitlen Schnickschnack. Ob dies Leben gut oder schlimm, arm oder reich war — gleichviel, es war ein Leben, und damit soll es sein Bewenden haben!

Ich hatte Augen zu sehen und Sinne zu fühlen; daß ich sie nutzte, war mein Recht, daß ich lebte, war mein Glück! Wenn das Feuer verloschen ist, soll man die Asche in alle Winde streuen und weitergehen. Nein, ich bin kein Freund von Friedhöfen, die den Menschen schwach machen und das Leben vergiften. Die vielgerühmte Weisheit der Totengräber ist eine kümmerliche Wichtigtuerei und nichts weiter!

Wenn ich dennoch bisweilen auf den Friedhof gehe, so habe ich meine besonderen Gründe und der Gärtner dort oben weiß schon, warum ich komme. Von Trauerweiden und Efeu hält er so wenig wie ich und züchtet viel lieber die schönsten Rosen. Er läßt blutrotes Leben funkeln gegen den blassen Tod und das gefällt mir an ihm; wir sind mit den Jahren gute Freunde geworden. Von Zeit zu Zeit

geh' ich zu ihm hinauf und hole mir ein paar Stecklinge für Frau Bergs Garten, und weil es Hanna in den Sinn kommen könnte, eine Rose in ihren Gürtel zu stecken. Dann gehen wir zusammen von Strauch zu Strauch, atmen die Fülle und den Duft des Lebens. Die Toten stören uns dabei nicht im geringsten!

Der Gärtner hat vor kurzem eine neue und sehr seltene Sorte bekommen, auf die er viel Sorge verwendet, um sie in Blüte zu bringen. Er hat ihr besondere Erde gegeben und kennt ihre kleinsten Bedürfnisse und Wünsche; er spricht von ihr wie von einer Tochter. Da gehen Schritte hinter uns vorbei durch die Allee und der Gärtner grüßt Sidonie Beeskow. Sie dankt und geht ruhig weiter, die Reihen der Gräber entlang bis zu dem neuen Teil des Friedhofs, der noch nicht bebaut und kaum angelegt ist. Wir schauen hinter ihr drein und ich frage den Gärtner, woher er die Dame kenne.

„Sie kommt fast jeden Tag hierher", erwidert er — „und gestern hat sie sich eine Grabstätte gekauft .... dort hinten, wo man die schönste Aussicht über den See hat und auf die Berge!"

Ist es nicht ein wenig merkwürdig von meiner Nachbarin, daß sie kaum zwei Wochen hier ist und schon eine Grabstätte kauft? — Doch der Gärtner schüttelt den Kopf:

„Daran ist nichts Merkwürdiges, Herr Wiehl — eine Grabstätte kauft sich gar mancher, dem es hier gefällt und der ortsansässig werden möchte. Aber viel merkwürdiger ist, daß die Dame bereits zwei Grabstätten besitzt! Jawohl, sie selbst hat es mir erzählt! Eine in Thüringen und eine zweite in Braunschweig. Warum?" — der Gärtner lächelt und hebt die Schultern — „Sie sagte mir, daß ihr die Gewißheit Ruhe gebe, dort wo es ihr gut gefiele, eine Stätte für Zeit und Ewigkeit zu haben."

Dennoch bleibt es ein seltsamer Kauf und es wäre das letzte, was ich täte und worüber ich mir den Kopf zerbräche. Laßt die Toten ihre Toten begraben, irgendwo wird auch einmal Raum sein für mich! Aber daß Sidonie Beeskow so erpicht auf den Tod und um ihre letzte Ruhe so besorgt ist, das macht mich lächeln. Und ich leg' es zu dem übrigen, das ich von ihr weiß. Es wird noch mehr hinzukommen, das fühle ich, es wird vielleicht mit der Zeit eine ganze Geschichte werden. Warten wir es ab und haben wir Geduld: ich bin nicht mehr so töricht, daß ich alles gleich am ersten Tag begreifen will!

* * *

Wenn man Onkel Josua und den Pfarrer von Andelshofen reden hört, so ist die Welt bis zum Rande gefüllt mit Mystik und unser Leben durchtränkt von rätselhaftem Geschehen. Und wir Menschenkinder, grob von Sinnen und plump, irren ewig weglos durch die silberzart gesponnenen Gewebe unsichtbarer Kräfte. Der Andelshofer ist ein belesener Mann und hat sich eine sonderbare Methode ausgeheckt, spürt Sagen und Märchen nach und den Geschichten von vergrabenen Schätzen und goldenem Kegelspiel im Berge. Mit Wünschelruten und siderischem Pendel ist er am Werk, deckt Gräber der Vorzeit auf und Siedlungen längst vergangener Geschlechter, holt Verborgenes ans Licht und läßt Verwestes auferstehen.

Der Andelshofer sagt, nichts sei so traumwirr und scheinbar sinnlos in den Überlieferungen abergläubischen Volkes, das nicht zurückginge auf eine verschüttete Wahrheit und verlorene Erkenntnis. So glaubt er an Zwerge und Siebenmeilen-

stiefel und die grauen Mädchen, die im Mondschein bloßen Fußes von Wallhausen über den See schreiten! Das ist ein eigentümlicher Glaube für einen christlichen Pfarrer und ich weiß, daß viele Anstoß an ihm nehmen; zu Unrecht, denn über Glauben und Nichtglauben hinaus hat er das Herz eines gütigen Menschen. Ich glaube, er sucht das Sonderbare und das Wunder, wie der Heilige die Anfechtung, weil er zu tiefst Gott darin findet. Es ist ein kleiner Umweg wie alle unsere Wege.

Er ist gleich Onkel Josua so sehr versponnen in dunkle Rätsel, daß er das Seltsame nicht sieht, wenn es vor seinen Augen sich begibt. Dinge, die mich tiefer erregen und schwerer bedrücken als das Märlein vom Zauber im Siegmundshau! Heute abend habe ich etwas gesehen, was mein Herz aufhorchen ließ und mir die Ruhe nahm. Vielleicht hat es nichts zu bedeuten und es traf mich nur deshalb, weil ich ein Mann bin und Hanna mit des Mannes Augen ansehe, aber gleichviel — es war seltsam und wie das plötzliche Erleuchten einer verborgenen Tiefe!

Ich kam aus der Stadt und stieg langsam die Treppen hinauf, um in mein Zimmer zu gehen. Ich hörte Hannas Lachen und die Stimme Fräulein Beeskows, eine halblaute und doch wie aus Wölbungen tönende, sehr biegsame Frauenstimme. Etwas Niegehörtes schwang in Hannas Lachen — nicht die leise Lockung und ihr jäher Wechsel, die mir nichts Fremdes sind, auch nicht die kleine Furcht, die sich hineinstiehlt, wenn sie mit Florian redet, sondern ein harter, ein böser Klang! Aber wiederum nicht das Böse selbst, sondern die Lust am Bösen, die Freude an der Macht des Bösen! Heute zum erstenmal erschrak ich vor Hanna; ich hatte nie daran gedacht, daß Böses in ihr sein könne.

Wenn man die Treppe hinaufgestiegen ist, kann man den hellen Korridor in seiner ganzen Länge übersehen. Die Tapete ist schon alt und nicht mehr ganz sauber. Mutter Berg hat hier und da einen gerahmten Stich — Riedingers Hirsche und Bären und römische Ruinen von Piranesi — über die schadhaften Stellen gehängt. Aber das ist nebensächlich und nur ein Beweis dafür, wie praktisch Mutter Berg in jeder Hinsicht denkt und wie klug das Schicksal war, als es sie ausersah, eine Pension zu führen.

Hanna stand im Rahmen ihrer Zimmertür und lehnte sich lässig, den Hut in der Hand, an das weißlackierte Holz; den rechten Arm hinter den Kopf gelegt und die Augen halb geschlossen. Es ist eine von Hannas Lieblingsstellungen, die ich schon oft — ach, wie oft schon gezeichnet und in meinen Mappen geborgen habe! Mutter Berg liebt es nicht, daß ein junges Mädchen so lässig dasteht, und sie mag ihre guten, mütterlichen Gründe haben. Denn das kann ich beschwören: niemals ist das Spiel von Hannas Gliedern weicher und gelöster, niemals ihre Linie süßer und betörender als in diesen Augenblicken!

Und ich frage mich: was ist in sie gefahren, daß sie vor einer fremden Frau ihr Spiel treibt und sie schlägt mit ihrem bösen Lachen!? Sieht Hanna nicht, daß diese Frau leidet?

Denn da stand Sidonie Beeskow, drei Schritte von Hanna entfernt, demütig vor ihrem Lachen und die schönen, männlichen Hände halb zu ihr erhoben. Unbewußt in scheuer Gebärde, wie wenn sie ein ohnmächtiges Verlangen trüge, ihrer Einsamkeit zu entfliehen und eines Menschen Wärme zu suchen. Ich konnte nicht verstehen, was sie sprach, und ich glaube, daß ihre Worte einen andern Weg gingen als ihre Hände, daß sie mit Willen Gleichgültiges redete und Worte an-

einanderreihte, nur um an eines Menschen Tür zu stehen und ihre Sehnsucht zu verströmen vor Hannas übermütig spielendem Lachen.

Als sie mich kommen hörte, glitten ihre Hände nieder wie ertappte Diebe und sie grüßte mich mit einem ruhigen Neigen ihrer schönen Stirn. Hätte mich das Leben nicht feige gemacht, ich würde vielleicht ihre Hand ergriffen und gesagt haben — o lüge nicht das Leben an, Thomas Wiehl, denn niemals würdest du haltgemacht und ein gutes Wort zu Sidonie Beeskow gesagt haben, niemals, solange Hanna in der Tür stand und lächelte, lässig und voll grausamer Jugend!

Seht, ich ging mit gesenkten Augen und hastig vorüber, ich eilte vorwärts, um in mein Zimmer zu kommen, obwohl kein Brief und keine Blume mich dort erwartet! Und schob den Riegel vor, was ich sonst nicht tue. Ich war zornig auf Hannas Lachen und auf meine Feigheit, ich schämte mich bis auf den Grund meiner Seele. Immer aber sah ich zwei arme, sehnsüchtige Hände, die einen Menschen suchten und um Güte bettelten.

Wie oft habt ihr schon vergebens gebettelt und seid erdrückt von Scham geflohen!? Aufgescheucht von der Stätte, wo ihr glaubtet, Ruhe zu finden für Zeit und Ewigkeit! Warum mußtet ihr hierher kommen in meine und Hannas Nähe?

Und Angst überfiel mich, daß Sidonie Beeskow ihre Hände eines Tages auf Hanna legen und ihre Jugend mir stehlen könnte. Wahrhaftig, ich bin ein schöner Narr, der von stehlen spricht, wo mir nichts gehört! Ich bin ein Bettler, der einem Bettler die Sonne neidet!

Mein liebes und einsames Fräulein Beeskow, es nützt Ihnen gar nichts mehr, einen Schild vor mir aufzurichten und Ihr armes Leben dahinter zu verbergen, denn Ihre Hände haben Sie verraten! Ich weiß, was ich weiß, und sehe tief in Sie hinein: ich grabe geduldig einen Stollen, bis ich auf die Ader stoße. Denn Thomas Wiehl hat Zeit, wenn er etwas ergründen will. Ich kann uralt werden, wenn es nötig ist.

Von allen, die unter meinen Augen hier wohnen und in den Tag hineinleben, ist Sidonie Beeskow das wunderlichste und ärmste Geschöpf. Sie kauft Grabstätten und ist in ihrem Herzen menschenleer, trägt Wunden, die nicht heilen und nachts bluten! Wollen wir wetten, daß ihr Leben bedeckt ist mit Striemen und daß es ihr so schlecht ergangen ist wie einem vertrauensseligen Hunde unter Menschen!? Jetzt ist sie müde und friert und wittert von ferne Hannas wärmendes Blut.

Sieh dich vor, du arme Sidonie Beeskow — von allen Tieren, die Gott der Herr schuf, ist Hanna das gefährlichste! In ihrem Lachen schwirren vergiftete Pfeile. Ich rede aus großer Erfahrung und nicht ins Blaue hinein. Thomas Wiehl hat eine Frau und Percy, seinen Sohn, er hat einen Freund auf Sandhamn und einen zweiten in Forte dei Marmi. Und dennoch: was lebt er hier jahraus, jahrein am See, vertut die Zeit und kann kein Ende finden!?

* * *

Nach dem Abendessen, wenn Mutter Berg mit verbindlichem Lächeln die Tafel aufgehoben, spazieren die Gäste noch ein wenig auf der Terrasse und im Garten auf und nieder, und für jeden steht ein Täßchen Kaffee bereit mit einem winzigen, zuckerbestreuten Stück Kuchen daneben.

Dem reichen Herrn Zollinger aus Stuttgart kommt es gar nicht darauf an, für uns alle noch einen Kirsch oder für die Damen einen Curaçao zu bestellen, wenn er gerade dazu in der Laune ist. Fräulein von Gillfeldt behauptet zwar, Kirschwasser und Curaçao seien durchaus nichts Feines und auf dem letzten Familientage in Hannover habe es siebenerlei verschiedene Schnäpse gegeben, einer noch erlesener als der andre — denn erlesen und edel ist alles, was Fräulein von Gillfeldt im Munde führt — aber Onkel Josua und ich, die wir ein wenig abseits in der Laube sitzen, nehmen es nicht so genau und sind der Meinung, daß es doch dem Menschen zu Zeiten sehr prächtig anstünde, aus dem Vollen zu schöpfen und nach Belieben kleine Freuden austeilen zu können. Und von früh bis spät nicht allzu sehr rechnen zu müssen!

Da tritt Florian zu uns, quer über den Rasen, wiegend und gewichtig wie ein Mann, der ein Sägewerk sein eigen nennt. Behutsam fängt er an zu reden; er möchte gern weit ausholen und den dreimalklugen Kaufmann spielen, von diesem und jenem sprechen und dann unmerklich auf seinen wohlbedachten Zweck kommen. Vom Sägewerk spricht er — denn wie sollte Florian auch anders beginnen? — und den neuen Maschinen, die über alles Erwarten vorzüglich arbeiten, aber auch sehr viel Lärm machen und die Nachbarschaft leider stören.

Oho, mein kluger Herr Florian, ich weiß schon, wohinaus das will! Ich habe das längst erwartet, aber ich lasse ihn ruhig sein Garn spinnen und stelle mich dumm. Lärm? — Nicht daß ich wüßte, Herr Florian, und von stören kann keine Rede sein, denn wenn ich arbeite, dort unten in meinem Schuppen, so höre und sehe ich nichts von dem, was in der Welt vorgeht. Florian merkt wohl, daß er auf diese Weise mit mir nicht weiter kommt, und ändert kurz entschlossen seine Taktik. Er bietet mir für meinen Schuppen, den er höflich Atelier nennt, einen schönen Preis, einen bessern, als mir jemals ein andrer werde bieten können, denn wegen des Lärms seiner großen Sägen — ich verstünde ihn wohl — sei der Platz für jeden andern wertlos!

Das ist klar und deutlich und gewiß auch sehr kaufmännisch gesprochen, aber der junge, kluge Herr Florian kommt zur unrechten Stunde, denn er weiß Eines nicht, was mir viel wichtiger ist als Geld und alle seine Pläne: daß ich nämlich heute morgen mit Hanna ein Gespräch hatte, als ich sie zum Baden begleitete, und daß Hanna mir versprochen hat, in meinen Schuppen am See zu kommen und mir Modell zu stehen für eine Arbeit, an der mir viel liegt! So viel, daß ich nicht zu sagen vermöchte, woran in dieser Welt mir heute noch mehr läge!

Darum kann ich spröde tun vor Florians Angebot und ein bißchen meine Kunst herauskehren, von der er nichts versteht und die in seinen Augen ein überflüssiger Zeitvertreib ist. Nein, mein Herr, ich verkaufe noch nicht, unter gar keinen Umständen, und wenn Sie mir das Zehnfache böten! So ein großer Meister bin ich heute! Mein Schuppen ist beileibe kein gewöhnliches Atelier — Fürstinnen setzten ihren Fuß hinein und vielleicht wird eine Königin mich dort besuchen!

Aber warten Sie ein Weilchen, mein bester Herr Florian, Sie sind noch jung, und eines Tages — wer weiß!? — bin ich des Schuppens müde, weil er seinen Sinn erfüllt hat, und Sie kaufen ihn billig und vielleicht gar schenke ich ihn weg! Weil die Fürstinnen gegangen sind und die Königin mir den Rücken wandte. Dann, aber nicht früher, mag Florian ihn haben und niederreißen, um Hallen darauf zu bauen und mit singenden, blitzenden Scheiben das duftende Holz zu

sägen. Thomas Wiehl ist kein Kaufmann — o er ist weit davon entfernt, aber was den Schuppen angeht, so ist er sehr auf seinen Vorteil bedacht und denkt zuerst an sich!

* * *

Ich habe diese Tage und Stunden, in denen Hanna mir vergönnt, mein Werk nach ihrem Maß zu formen, seit Jahren ersehnt und seit Monaten an nichts anderes gedacht. Jetzt seid ihr da, jetzt seid ihr bald schon wieder vorbei: ich steh' in einem müden Rausch, und wenn ich jemals ein Künstler gewesen bin, so war es sicherlich in diesen Stunden. Das ist mein tiefstes Glück! Einmal muß unser Traum sich gestalten und nur was Form annimmt, ist uns Erlösung.

Aber laßt es gut sein, redet nicht davon! Es ist eine schlechte, schamlose Sitte, viel Worte um die Erfüllung zu machen. Hanna und ich — wir sind beide erfüllt von unseren Tagen, das ist genug! Vielleicht wird mein Werk bleiben, länger als ich und länger als Hanna!

Ich habe nasse Tücher über den Lehm geworfen, damit nichts eintrocknet, und das Gestell noch tiefer in den Schatten gerollt. Hanna ist müde und wir wollen uns eine Weile ausruhen und plaudern. Wir haben sehr fleißig gearbeitet, mehr als drei Stunden, und ihre Gelenke sind ganz steif geworden.

Die Fenster des Schuppens und die Tür stehen weit offen, der ganze Raum ist wie eine strahlend durchsonnte Veranda nach dem See geöffnet und Licht, Seeduft und Frische fluten breit und wärmend herein. Ich reinige meine Spachtel und Messer, und Hanna schreitet derweilen mit ihren hohen, schlanken Beinen und den knabenhaften Schultern neugierig und heiter durch Kaskaden von Licht. Sie geht ganz ohne Scheu und in großer Natürlichkeit, wie wenn sie zeitlebens auf einer Insel der Südsee gelebt hätte. Sie macht durchaus kein Wesens von ihrem Körper, vor dem selbst die Cherubim ihres Amtes vergäßen. So schön und untadelig ist Hanna!

Lasse ich Spachtel und Messer sinken und meine Augen mit dem Wohlklang ihrer Glieder sich füllen, so nickt sie mir zu, lächelnd und stolz, dreht sich blitzschnell auf den Zehenspitzen und weitet wie ein Vogel ihre Arme. Freilich weiß Hanna, daß sie schön und ein Wunder der Natur ist; warum sollte sie es nicht wissen? — Auch wenn Thomas Wiehl nicht wäre, so würde jeder Spiegel es ihr sagen und hat es oft genug gesagt. Wer weiß und was geht es mich an, wer es ihr sonst noch gesagt hat!

Hanna breitet einen Teppich aus in der offenen Tür, schneidet den Kuchen in schmale Stücke und nippt ein wenig von dem herben, kühlenden Landwein. Dann streckt sie sich auf dem Teppich aus und blinzelt behaglich wie eine Katze über die mittagsstille Wasserfläche, die in tausend blitzenden Lichtern sprüht. Die Luft ist schwer und warm von Sommersumsen und müdem Gezirp.

Traumhaft verwundert lasse ich mich durchströmen vom Glück des Daseins. Denn das Glück unseres Daseins ist da-sein. Unter Hannas Schulterblättern, die Grübchen tragen, spielen Sehnen und Muskeln ein holdseliges Spiel wie schnelle Tiere unter seidener Decke. Ich streichle ihre Kühle und atme ihre Wärme, danke dem Schicksal und segne ihre Jugend, segne sie aus tiefstem Herzen. So vergehen die Stunden.

Hanna trägt ein feines, goldenes Kettchen um den Hals, an dem ein rosenfarbener Amethyst hängt. Von bestem Schliff und ebenso wie das Kettchen von alter, sehr schöner Arbeit. Als ich frage, läßt sie den Stein durch ihre Finger gleiten und lächelt. — Sieh da, Fräulein Beeskow hat ihn ihr geschenkt vor ein paar Tagen! Sie haben eines Abends zusammen Sidoniens Schmuck durchstöbert, den sie in einer rotledernen Kassette verwahrt, und als Hannas Hände den seltenen Amethyst bewundernd hielten, hat Sidonie Beeskow sie gebeten, ihn zur Erinnerung von ihr anzunehmen und stets zu tragen. „Ich hätte nicht zu bitten gewagt, nein, niemals — sagt Hanna und lächelt ein kleines Frauenlächeln — aber ich glaube, sie könnte mir nichts versagen!“

O wie schlau du bist, kleine Hanna, und wie scharf deine Augen den Menschen ins Herz sehen! Dir ist Macht verliehen und Jugend ist herrisch.

Der Himmel steigt höher und höher hinauf, es ist ein Sieden in der Luft, das ihn emportreibt, weg von uns in blaue und immer blauere Unendlichkeit. Wie schön ist Hanna und ein Bettler streckt die Hand nach ihr aus! Wenn ich die Augen schließe, sehe ich die Sidonie Beeskow mit flehenden Händen ..... bedenkenlos verschenkt sie Hab und Gut. Kette und Stein, nur um ein kleines Wort von ihrem Munde! So dumpf bin ich vor Zorn und Verlangen, daß ich meine Hand zum Schlag erheben könnte gegen Hanna, aber seht mich Prahler! — in einer heißen, schluchzenden Liebkosung versinkt mir alles! Sie atmet tief; in ihren Augen steht Wissen und die Gier der Jugend.

Nach einer Weile frage ich, weil es mich schmerzt und quält bis in die Eingeweide hinein: „Was ist mit Sidonie Beeskow?“

„Nichts ... es ist nichts“ — und ihre Augen gleiten ins Weite.

„Ich habe ihre Hände gesehen ... und wie sie dich ansah!“

„Du bist ein großer, großer Narr, Thomas Wiehl ... bin ich nicht bei dir?“

„Heute bist du bei mir!“

„Heute ist immer und nie mehr ....“ Hanna wiegt den Kopf und alles ist unsicher und tief verworren wie zuvor.

Draußen, weit draußen zieht ein Segel schleichend langsam durch die Mittagsflaute, ein greller, weißer Brand in der Sonne. Wir neigen uns zueinander wie zwei Stämme, die aus gleichem Erdreich ihre Kraft ziehen. Da legt Hanna schmeichlerisch den Arm um meinen Hals und ihr Haar ruht an meiner Schläfe: „Gib mir dein Amulett, das du immer bei dir trägst ... laß es mich sehen!“

Es ist eine winzige, silberne Münze, auf der fast nichts mehr zu erkennen ist, ein Matapan des Dogen von Venedig. Ich trage sie seit langen Jahren mit mir herum und zögere — versteht ihr wohl, ich zögere, denn es täte mir leid, die Münze fortzugeben. Obwohl es doch Hanna ist, die mich bittet!

Eine Weile dreht Hanna das Amulett in ihren Händen und betrachtet die verwischten Zeichen mit komisch ernster und gefurchter Miene, dann beugt sie sich blitzschnell nieder — o wie schön ist der Bogen ihres Rückens! — und küßt es zweimal brünstig wie zum Segen.

„Nun ist es für immer von mir geweiht ...“ und reicht es mir hin mit einem tränennahen, zuckenden Lächeln.

Du Geschöpf der Erde, du elfenbeinerne Gottheit, hold und betrügerisch: sei bedankt für deine Gnade und diese Stunde und alles was die Tage bringen! Nichts ist böse, nichts ist gut — ich durfte noch einmal Thomas Wiehl und jung sein!

Laß die Menschen sich verhärten mit Worten und Gesetzen: das Leben weiß nichts von ihnen, denn das Leben ist ewig ungewiß und gesetzlos!

* * *

Kennt man Frau Bergs Gartenfeste? Sie haben eine gewisse Berühmtheit erlangt, und wenn wir Alten hören, daß ein Gartenfest in Aussicht steht, so wissen wir schon, was die Glocke geschlagen hat, und nicken uns zu wie Verschworene. Denn es ist stets dieselbe, kleine Komödie: eines Tages erklärt Mutter Berg, daß sie sich ungeachtet der schweren Zeiten entschlossen habe, ihren Gästen ein Gartenfest zu geben mit Feuerwerk, Illumination und Bowle, weil sie es liebe, fröhliche Menschen um sich zu sehen, und weil es in ihren Prospekten mit fetter Schrift gedruckt steht.

Schon flattert die berühmte Kunstmalerin, Fräulein von Gillfeldt, geheimnisvoll von Tisch zu Tisch, beugt sich von einer Schulter zur andern und schlägt mit wichtig gedämpfter Stimme vor, ein Komitee zu bilden, um der herzensguten Mutter Berg einen kleinen Teil der Lasten abzunehmen.

Herr Zollinger erklärt sich bereit, die ganze Bowle zu stiften und von Florian erwartet man, daß er das Feuerwerk herbeizaubere; der Zollinspektor, der kein Wort redet, übernimmt den Schinken und die Zungenwurst für das kalte Büffet und auf mich entfallen — es ist jedes Jahr das Gleiche — der Geiger Öhry und der Cellospieler Jaßmann. Sie sind erprobte Kämpen und bilden mit Frau Bergs intimster Freundin, dem klavierbegabten Fräulein Tudichum, ein taktfestes Trio, das man weit und breit kennt.

An Onkel Josua traut sich die närrische Gillfeldt nicht heran, weil er ihr unheimlich ist mit seinen Horoskopen und bei ihr im Verdacht steht, ein Jude zu sein, wozu nur Herr Lewinski, ihr Verleger, ein Recht zu haben scheint. Aber es ist auch nicht notwendig, Onkel Josua zu fragen, denn er bringt unaufgefordert einen Korb Obst aus seinem Garten, und so bleiben für Frau Berg nur die vierundzwanzig Lampions übrig, die sie von ihrem Vorgänger übernommen hat. Dafür lassen wir sie hochleben und sie legt auf Herrn Zollingers Bowle ein feierliches Gelöbnis ab, daß ihre lieben, lieben Gäste heute und immerdar ihrem Herzen die nächsten sein sollen!

Nichts für ungut — wir verstehen uns aufs Festefeiern und, damit die Rührung nicht überhand nehme, intoniert Fräulein Thudichum mit forschem Kopfnicken einen kriegerischen Marsch, in den Öhry und Jaßmann begeistert einfallen.....

Aber so weit ist es diesmal noch nicht, nur die Schöpferin malerischer Ansichten flattert schon umher und sammelt die Umlage ein, wie Florian es nennt. Es dauert noch ein paar Tage und vorher ist von dem merkwürdigen Besuch zu reden, den Sidonie Beeskow eines Mittags empfing und der mehr als eine Stunde auf ihrem Zimmer verweilte!

* * *

Sagte ich nicht, es sei ein merkwürdiger Besuch gewesen, der Sidonie Beeskow heimsuchte? — Je nun, gar so merkwürdig war er nicht, im Gegenteil, es war ein hagerer Mensch von vielleicht fünfunddreißig Jahren, ein wenig jünger als Sidonie, in der gleichgültigen Eleganz aller großen Städte gekleidet. Mit einem Stöckchen in der Hand, das frech durch die Luft wippte, und schamlos falschen

Augen. Fräulein von Gillfeldt traf ganz das Richtige, als sie flüsternd kundgab, es sei ein jüngerer Herr aus den Kreisen der Gesellschaft gewesen.

Ich saß in meinem Zimmer und las. Um die Wahrheit zu sagen, ich träumte über mein Buch hinweg und dachte an Percy, meinen Sohn, weil ich einen Brief bekommen habe, der mir seine baldige Ankunft meldet. Percy besucht mich zweimal im Jahr — das ist so ausgemacht mit seiner Mutter — und das sind immer gute Tage für uns, weil wir uns ohne viel Worte verstehen und gleichen Blutes miteinander wandern und lachen.

Ich bin so sehr die Stille meiner vier Wände gewöhnt, daß ich erschrak, als ich plötzlich durch die Wand hindurch aus Fräulein Beeskows Zimmer Stimmen vernahm. Und die Schritte eines Menschen, der heftig auf und nieder ging. Zwei Stimmen: die eines Mannes kalt und ohne Klang, Wucher treibend und Wunden schlagend — und die Stimme Sidoniens wie zersprungenes Glas, geschüttelt von Jammer und dem Schluchzen der Ohnmacht.

Gott soll mich bewahren, in die Geheimnisse fremder Leute zu dringen, die mich nichts angehen! Ich verstand kein Wort, keinen Satz von dem, was sie sagten — ich schwöre euch, ich wollte nichts verstehen, aber ich wußte doch alles!

Dort, hinter der Mauer, stand ein Gespenst, wie um uns alle Gespenster stehen, ein Gespenst, vor dem sie geflohen und in diesen Winkel sich versteckt hatte. Ein Mann, der einmal Rechte besessen, wo kein Recht gilt, nur Gnade und Schenken, und der heute darauf pochte! Einer, der sie ausgesogen an Leib und Seele und nun gekommen war, ihre Leiche zu plündern! Alles im Namen der Liebe, die ein geduldiges Wort ist für Himmel und Hölle und was wir Menschentiere daraus machen!

Und jetzt schrie die Stimme Sidoniens — o Gott des Erbarmens, wie sie aufschrie aus Qual und irrer Verzweiflung und ihren eigenen Schrei in Wimmern erstickte!

Ich wollte aufspringen und davonlaufen, weil ich nicht den Mut hatte, mit meinen Ohren zu hören, wie ein Mensch zerbrach vor Entsetzen und nach Alleinsein schrie. Da wurde es still. Totenstill. Aber die Stille war unheimlicher und grauenhafter als alles, was ich vorher vernommen.

Eine Tür schlug hart ins Schloß und Fräulein von Gillfeldt, die im Garten saß, sah einen Herrn das Haus verlassen, mit einem Stöckchen in der Hand, das frech durch die Luft wippte, und einem Lächeln auf den Lippen. Er habe ausgesehen wie einer, der weiß, was er will, sagte die Gillfeldt, und das wird wohl stimmen. Ich kenne diese Gesichter, ich habe Angst vor ihnen wie vor Mördern!

Als Sidonie Beeskow am Abend zu Tisch kam, war keine Spur von Erregung in ihren Zügen zu lesen. Stumm und leergebrannt ging sie an meinem Platz vorüber und nickte mir zu wie alle Tage. Nur als Hanna einmal das Wort an sie richtete, verzerrte sich ihr Mund und eine dunkle Röte flammte aus ihrem Innern, Stirn und Wangen tief bedeckend.

Erst viel später, als alles längst vorbei war, erfuhr ich zufällig durch den Schreiber des Notars, daß Sidonie Beeskow am Tage nach dem Besuch jenes Mannes Wertpapiere und ihre Grabstätte in Braunschweig verkauft und den Erlös an die Adresse eines ihm unbekannten Herrn geschickt habe. Ja, auch

ihre Grabstätte, und der Schreiber fügte hinzu, daß Fräulein Beeskow auf eine verwunderlich traurige Art gelächelt und dem Notar gesagt habe, nichts im Leben müsse man sich so teuer erkaufen, wie Frieden und Ruhe!

* * *

Onkel Josua ist in sich versonnen und wortkarg. Wenn man ihn fragt warum, so schüttelt er bloß den Kopf und winkt mit der Hand ab; das ist ein Zeichen, daß er nicht darüber reden möchte. Aber so viel glaube ich doch zu wissen, daß es nicht seine eigenen Sorgen sind, die ihn drücken.

Vielleicht weiß er mehr als wir anderen oder er fühlt mit feineren Sinnen daß ein Fluidum nahender Dinge uns umweht und dunkle Vögel vor der Sonne fliegen. Er hat mir zuweilen von der Gabe des zweiten Gesichts erzählt; vielleicht daß auch er sie besitzt, aber was weiß ich von Onkel Josuas geheimen Gaben! Ich bin kein Auserwählter, mir sind die Tore verschlossen!

Vielleicht auch kreisen seine Gedanken um Sidonie Beeskow, denn seine Augen, klug und alt, ruhen sehr oft auf ihr, wenn sie glaubt, daß niemand sie beobachtet. Ich habe längst schon bemerkt, daß Onkel Josua Anteil an ihr nimmt und stets gut und milde von ihr spricht, wenn er es auch vermeidet, in den Kreis ihres Lebens zu treten.

Wer sich ein wenig auf Menschen versteht und Fingerspitzen hat, die zu fühlen vermögen, der nimmt wohl wahr, daß die Luft um uns, der Lebensbereich, in dem wir atmen, auf eine seltsame Weise sich verändert hat. Es ist, als ob eine Spannung in ihr läge und als ob dieser und jener ganz ohne Willen getrieben würde, seine Tage und Nächte unter heimlichem und erhöhtem Druck zu leben. Merkt wohl auf, ich spreche von diesem und jenem, nicht von mir! Ich stehe außerhalb des Drucks und der Gewitter: mein Amulett ist gesegnet, meine Scheuer gefüllt! Ich habe genug und kann in Frieden leben!

Aber Hanna ist ein Füllen auf der Weide, toll und ausgelassen, voll ruheloser Lustigkeit. Sie lacht und springt den ganzen Tag, wie ein Irrwisch ist sie bald hier, bald dort und plötzlich wieder verschwunden! Mutter Berg ruft ganz vergebens ihren Namen durch Haus und Garten; ich weiß, wo Hanna steckt: Seite an Seite mit Sidonie Beeskow, Arm in Arm mit ihr am See, auf den Dampfer und die Dämmerung wartend!

Ich weiß noch viel mehr, doch es berührt mich nicht. Hanna mag tun und lassen, was sie will. Was schön und köstlich an ihr war, hab' ich geborgen! Mein Werk ist getan, meine Arbeit ist fertig — ich brauche keinen Schuppen und keine Geräte mehr! Jugend mag weitergehen, von Erleben zu Erleben — ein Tor, wer sie schilt und hinter ihr herjammert!

Hanna trägt Ohrringe aus Schildpatt, wie man sie vor langen, langen Jahren einmal trug, hängende, zierlich geschnittene Ovale aus dunkelstem Schildpatt, die ihre leuchtenden Augen und den schweren, zuckenden Mund geruhsam rahmen. Wißt ihr, wer ihr die Ohrringe gab und den spanischen Seidenschal, der um ihre Hüften liegt? Still, nichts davon — wir wissen es alle! Ihre Füße stecken in Goldkäferschuhen, die es weit und breit nicht zu kaufen gibt, und gestern trug sie ein Kleid, rehfarben und mit Knöpfen aus Korallen, von dem das ganze Städtchen spricht.

Habt ihr auch schon bemerkt, ihr neugierigen Gäste Mutter Bergs, daß Sidonie Beeskow zu neuem Leben erwacht ist und aufblüht unter Hannas Augen?! Wie war sie scheu und verschlossen und faßt in dieser verwandelten Zeit ein wunderlich blindes Vertrauen zu einem Wesen, das halb Kind, halb Weib ist! Tut sie es nicht, weil sie muß, weil Alleinsein so furchtbar ist und langsam tötet? Seht, wie gegen alle Vernunft und böse Erfahrung ihre frierende Seele sich wärmt an Hannas jugendleichtem Sinn, der sie ein Geschenk des Himmels dünkt, das sie niemals besessen! Ach, es liegt ein erster Schimmer von Glück auf Sidoniens Zügen, aber uns, die wir Augen haben zu sehen, macht es über die Maßen traurig. Denn sie kennt Hanna nicht, so wie ich sie kenne, und das ist schlimm für eine Frau wie Sidonie Beeskow. Sie ist so sehr im Tiefsten gläubig und hängt ein Letztes an die Schwingen des Vogels, der morgen schon davonfliegt!

Und ein wenig — verzeiht! muß ich lächeln und die Achsel zucken über die Menschen. War Sidonie Beeskow nicht in Qual und Verzweiflung und geschlagen und getroffen an der Wurzel ihres Seins? Und heute — Wochen sind vergangen, nicht Jahre — wo ist heute ihr großer Jammer, wieviel ist übrig von ihrer Erkenntnis, daß unser Leben ein grauenvoller Betrug sei?! Ringsum war Nacht und plötzlich: ein Fünkchen der Ferne ist Licht genug, um alle Klugheit zu verscheuchen!

Sie hängt ihr Letztes an die Schwingen des Vogels, der morgen davonfliegt. Wohin? Gott weiß zu wem! Ganz gewiß nicht mehr zu mir. Mir kann Hanna nichts mehr geben, ich will dankbar sein bis ans Ende. Man muß in meinen Jahren nicht glauben wollen, daß Glück ein Ding sei, das länger währt als eine Stunde. Man muß endlich einmal aus der Schule heimkehren. Nein, nicht zu mir wird sie kommen, aber vielleicht zu dem, der ihre Bestimmung ist und dem sie gehört, weil er sie eines Tages für sich fordert!

Da ist Florian, der Land auf Land kauft und sein Sägewerk täglich erweitert, der sein Holz in großen Schiffen hinüberschickt in die Schweiz und ein Haus baut. Denkt ihr, ich sähe nicht, daß seine Augen in Brand stehen und seine Hände vor Hanna schwer werden, weil er ihrer inne geworden ist und ihr Duft in sein Blut fiel?! Hanna tut, als ob sie nichts von alledem bemerke, aber in ihrer Stimme zittert mehr Furcht und heimlicher Jubel, als sie weiß und sich selbst gesteht. Es reizt sie, dicht an ihn heranzutreten, so oft er ihr begegnet, und den Bären in ihm mit ihrem Spott zu stacheln, aber wenn plötzlich seine Schwere über ihr wuchtet, wird sie ein klein kleines Mädchen, das sich fürchtet und auf List sinnt, zu entschlüpfen.

Sage mir, Hanna, für wen in weiter Welt trägst du Ohrringe aus Schildpatt und einen seidenen Schal? Für wen die Kleider, die ich nie an dir sah, klüglich auf den Leib geschnitten und wohl berechnet für eines Mannes Auge? Und für wen sind deine Zärtlichkeiten, wenn du dich an die Schulter einer andern lehnst und Sidoniens Arm streichelst vor Florians Augen? — Du bist auf der Flucht, kleine Hanna — auf einer Flucht, die bald enden wird! Mich täuscht du nicht; Thomas Wiehl kennt zu gut euer Spiel, es ist oft genug auch um seinetwillen gespielt worden.

* * *

Percy ist gekommen und hat sein kleines Zimmer im Dachgeschoß bezogen. Aber bis lange nach Mitternacht sitzt er bei mir und ich lasse ihn reden und erzählen. Percy ist geladen mit tausend Fragen und Plänen, die seinen Jahren sehr wichtig scheinen und von denen er findet, daß man sie „unter Männern“ besprechen müsse. Ich darf nicht lächeln, denn aus Percy spricht die Stimme des Jungseins und lehrt mich den Ernst des vielgestalten Lebens. Vornübergebeugt schau ich ihn an und entziffere ihn vom Scheitel bis zur Sohle, lese Vergangenes und Gegenwärtiges.

Percy hat die Stirn seiner Mutter und ihre Augen — nun gut, ich verlange nicht, daß er in allem mein Ebenbild sei, Gott bewahre! Wenn im Gespräch hin und wieder der Name seiner Mutter fällt, sieht er mich zögernd an, wie wenn er fürchte, an eine Wunde gerührt zu haben. Nein, mein Sohn, so steht es nicht um mich! Dein Vater hat gelernt, einen Strich zu ziehen, einen Punkt zu setzen und auszulöschen, was seiner Art fremd ist. Zu Jahren kommen, heißt in die arktische Zone treten und dicht am Herzen die Vereisung der Welt spüren. Höre nicht zu, mein Junge, und lache unbesorgt; es wäre nicht gut, wenn du mich heute schon verstündest!

Wie alt bist du, Percy? — Siebzehn Jahre und ein Weniges darüber. Mit den Fischern hinausfahren und Netze legen, in den Wäldern streifen und zwischen Mauerresten graben, wo der Boden hohl klingt nach verborgenen Gewölben, an den Hängen klettern, wo die Falken nisten und vor hundert Jahren der Räubersmann Fidelis herumkroch und den Leuten ein Schnippchen schlug — das ist Percys Lust und Leben und das Beste, was ich ihm geben kann!

Percy ist gut Freund mit Hanna und darf mit ihr hinausrudern und das Segel bedienen, auch bisweilen, wenn alles glatt geht und Hanna gnädig gelaunt ist, an der Pinne sitzen und versuchen, ihre leichte Jolle zwischen den Bohlen hindurch in den Hafen zu lenken.

So gehen Percys Tage vorüber, einer nach dem andern .... Wenn der Abend kommt, steh' ich bei Schillings, dem Angler, am Kai und lasse mir erzählen von Felchen und Hechten und wie er mit Menschenschläue die Klugen überlistet. Bis ein weißes, kleines Segel dort draußen zum letztenmal wendet und durch die Kühle der Abendschatten wie ein Pfeil heranschießt. Fast noch ein Knabe ist Percy, aber wenn er an Land springt und Hanna die Hand reicht, die sie lachend ergreift, dann leuchtet Erwachen aus seinen Augen und sein Mund, der mein Mund ist, wird heiß von der Bedrängnis seiner Jugend und ungeküßten Küssen.

Auch Fräulein Beeskow hat abendliche Wege und weiß es so einzurichten, daß sie am Ufer steht und Hanna erwartet. Ein wenig abseits von mir, unter den Kastanien, geht sie auf und ab. Sie hat Angst um Hanna und blickt mit Sorge auf Percys leichten, federnden Schritt. Sie leidet Qual wie ein Armer, der nach Fahrt und Irrfahrt eine Freistatt gefunden hat und von allen Seiten Raub wittert. Endlich ist Wärme gekommen in ihre Einsamkeit, ein Mensch ist ihr nahe, dem sie geben kann von ihrer Güte, an den sie sich und ihre Dankbarkeit verschwenden darf. Und der nur freundlich zu ihr sein soll, ein wenig menschlich und ihr Dasein duldend! Man kann nicht gut bescheidener sein als Sidonie Beeskow, die für sich nur um ein Lächeln bittet. — Zum Teufel, wenn man's einmal auf die Wage legt: sie zahlt einen hohen Preis für das bischen Wärme und ein lächelnder Mund kommt sie teuer zu stehen!

Es ist Percys letzter Abend; ich habe nicht viel von ihm gesehen, er hat mit Hanna gesegelt und war mit Hanna droben in den Felsen. Auch ein Vater wird eines Tages überflüssig, es gibt stärkere Magnete und man muß die Nadel ihren Pol suchen lassen. Als ich heimkomme, ist mir, als huschte Hanna flink wie ein Wiesel über den Gang zu der Tür, die in den Garten führt. Sieh da, bist du schon wieder auf der Flucht und hast Scheu, mir zu begegnen?! — Mutter Berg hat für ihre Gäste einen Salon, der so traurig und kahl ist, daß kein Mensch ihn gerne betritt. Ein Kamin ist darin aus grauem Stein, in dem, so lange ich denken kann, noch kein Holzblock je gebrannt hat, zwei steife Sessel stehen davor wie Wächter vor einem leeren Grabe.

Die Tür ist angelehnt und ich weiß nicht, was mich trieb, aber ich drückte behutsam auf die Klinke und schaute hinein. Da saß Percy, mein Junge, zusammengekauert im großen Sessel am Kamin, eingewühlt in ein Schluchzen, das seinen zuckenden Rücken bog. Lautlos weinte Percy seine Schmerzen in sich hinein. Er hörte nicht, daß ich zu ihm trat, und fühlte nicht, daß ich es war, der über sein Haar strich — wieder und wieder über sein dunkles, seidenes Knabenhaar, bis ein Zittern in meine Hand lief und nach meiner Kehle griff. Nicht reden, Percy, nichts sagen ... ich weiß, ich weiß ... du bist am Anfang und ich bin am Ende... es ist alles eins!

Am nächsten Morgen reiste Percy ab, quer durch Deutschland, zu seiner Mutter zurück. Er ließ noch einmal Onkel Josua grüßen und Florian, seinen alten Freund, den Schiffer Heino — gut, mein Sohn, ich werde alles ausrichten und deine Grüße getreulich bestellen! Und auch die Blumen nicht vergessen, die Percy mir für Hanna gab; im letzten Augenblick, als der Zug schon in Fahrt war.

* * *

Es regnet schon den ganzen lieben, langen Tag. Der See ist grau verhangen von den Fahnen des Regens, die aus den Wolken herabhängen. Das jenseitige Ufer bleibt dicht verhüllt und in Grau verschwommen. In den Dachrinnen trommelt der Regen seit Stunden und Stunden und rauscht in ewigen Litaneien auf das Laubdach der Bäume. Bald ist der Sommer vorbei und die Herbststürme kommen und fegen alles zusammen.

Was kann man anders tun als im Zimmer sitzen und lesen oder in der Diele mit Onkel Josua Domino spielen? Nach der Zeitung ausschauen und darauf warten, daß Mutter Berg den Gong schlägt und zum Essen ruft! — Ich habe gar keine Lust, meinen Regenmantel hervorzuholen und mit aufgespanntem Schirm durch den aufgeweichten Schmutz der Straßen zu pilgern, nur um die Zeit totzuschlagen, die so grau dahinschleicht wie der Regen, der rings um uns niedergeht. Dann ist es schon besser, sich von Onkel Josua während des Spiels erzählen zu lassen: von dem wunderbaren Steinregen zu Sumadan in der Regentschaft Preanger auf Java, über den der Resident ein langes Protokoll an die Regierung schickte, das niemand glauben wollte; von Subhadra, dem Fakir, und warum der Amethyst, der rosenfarbene aus Sibirien, angenehme Träume bringt und Schwermut und Trauer stillt. Onkel Josua spricht ganz ruhig davon wie andere von ihren Geschäften und dem Wetter. Alle Wunder sind ihm selbstverständlich geworden und nichts Wunderbares mehr. In die strömende Monotonie des Regens

säet er bunte Märchen, feuchtschwer wie der erdige Duft, der aus dem Garten zu uns hereinquillt.

Denn Fräulein Beeskow — in einem langen, triefenden Mantel — ist von draußen gekommen und steht in der Tür, durchnäßt und das beperlte Haar in Strähnen. An ihren Schuhen klebt Lehm und die Kleider hängen an ihr wie schwere Fetzen. Sie sieht aus wie ein grauer, zerzauster Vogel. Was hat sie in Wind und Wetter herumzulaufen, sie kann krank werden und sich auf den Tod erkälten, denn man sieht ja, daß sie stundenlang draußen gewesen sein muß!

Mit einer müden, schwankenden Bewegung tritt sie an unsern Tisch, auf dem die Dominosteine wie Schafe durcheinanderstehen, streicht das nasse Haar aus der Stirn und fragt halblaut, ohne uns anzusehen: „Wo ist Hanna? — Wissen Sie, wo Hanna ist?"

O da ist so viel Angst in ihrer Stimme, so viel bebende, herzblutende Angst und es muß schlimm um Sidonie Beeskow stehen, daß sie ihrer Scheu nicht mehr achtet und uns Männer nach Hanna fragt! Nein, wir wissen es nicht; sie ist kurz nach Mittag ausgegangen, aber wer soll wissen wohin, wer von uns soll wissen zu wem!?

Es ist nicht der Regen, der aus Sidonie Beeskow einen so flügellahmen, zerzausten Vogel gemacht hat. Onkel Josua und ich, wir sagen wohl freundlich lächelnd: jaja, es ist böses Wetter draußen und ein häßlicher Wind, der durch und durch geht und die Menschen totenblaß macht und ihre Zähne aufeinanderschlagen läßt, aber wir glauben kein Wort von dem, was wir sagen! Wir sehen in dich hinein, arme Sidonie Beeskow, durch und durch — und wissen es besser!

Sie wandert ruhelos und verloren zwischen Tür und Tisch und hat kein Auge mehr dafür, daß ihre Bluse zerknittert und der Saum ihres Kleides abgerissen ist und am Boden schleift. Sie ist nachlässig geworden und läßt alle Dinge laufen, wie sie wollen. Wundert euch nur und bedenkt: das ist Fräulein Beeskow, die kein Stäubchen auf ihrem Rock duldete und immer daherkam wie aus dem Ei geschält! Das ist Sidonie Beeskow mit der unbewegten Stirn und den kühlen, stolzen Augen! Jetzt aber flattern und krampfen sich ihre schönen Hände, wenn sie hastige Fragen tut und törichte, unbesonnene Worte redet, um die Leere nicht so zu spüren, die ihr bleischwer zum Herzen steigt und den Atem zusammenpreßt.

„Wo ist Hanna? — Wissen Sie nicht, wo Hanna ist?"

Nein, wir wissen nicht, wo Hanna jetzt stecken mag, wir können nur den Kopf schütteln und die Schulter heben. Und ein winzig Teil von Sidoniens Furcht verstehen, die in ihren Augen hockt und wortlos zu uns herüberschreit.

Plötzlich beugt sie sich zu mir nieder, wie wenn sie sich nicht mehr aufrechthalten könnte, und ihre Hand schwankt kraftlos in der Richtung, wo Mutter Bergs Salon und der tote Kamin liegt:

„Ich sah Percy . . . dort . . . am letzten Abend", sagt sie tonlos und traurig.

Ich bleibe stumm und nicke — dreimal, langsam und verstehend. Soll ich ihr vielleicht sagen: jawohl, mein liebes Fräulein Beeskow, Sie haben ganz recht gesehen, Percy war unglücklich und weinte, wie man mit siebzehn Jahren unglücklich ist und seinen Kummer riesengroß macht!? Soll ich ihr kluge, dumme Worte sagen über die Liebe, der niemand befehlen kann und auf die es in Gottes weiter Welt kein Recht gibt?! Nicht für Percy, nicht für mich — für niemanden! Und wenn er noch so verloren und einsam wäre!

Thomas Wiehl wird sich hüten, vor Sidonie Beeskow sein bißchen Weisheit auszukramen! Er nickt dreimal mit dem Kopf und das ist Antwort genug!

* * *

Es ist, wie wenn ein Stein ins Rollen kommt: er lockert sich aus seinem Erdreich, nur ein wenig und noch ein wenig, beginnt ganz sachte zu rollen und tänzelt dahin; sein Lauf wird schneller, er hüpft und springt die Halde herab und stürzt in rasenden Sprüngen in jähe Tiefe. Und zuletzt denkt niemand mehr daran, daß es als ein Spiel begann.

Vielleicht ist es nur eine landläufige, großmäulige Redensart, wenn ich sage: mich jammert ihr armes, verirrtes Leben, denn was geht es mich an, der ich genug mit mir herumschleppe!? Ob Sidonie Beeskow von Tag zu Tag mehr verfällt, den Straßenbuben zum Gespött herumläuft und nicht Antwort findet auf die törichtste aller Fragen, warum der letzte Mensch, an dem ihr Sein hing, sie verleugnet — was geht es mich an! Warum ihr Gutes mit Bösem, mit der Kälte des Herzens, vergolten wird? Habe ich dich nicht gewarnt, Sidonie Beeskow, und dir gesagt, daß von allen Wesen, die Gott schuf, Hanna das schönste und gefährlichste sei!?

Die Grabstätte in Braunschweig hat sie verkaufen müssen, damals als jener Kavalier aus der großen Welt zu uns kam, sie ist hin und verloren, um der Ruhe und des Friedens willen. Nun, das war vielleicht klug getan und kein allzu hoher Preis, aber die kleine, kunstmalende Kröte, unser Fräulein von Gillfeldt sagt, daß nun auch die zweite Grabstätte bereits verkauft sei und daß kein Mensch recht wisse, wohin ihr das Geld wie der Sand zwischen den Händen zerrinne. Denn sich selbst gönnt sie nicht das geringste — das weiß ein jeder von uns und auch Mutter Berg und deshalb verwundert es sie so sehr, daß Fräulein Beeskow ihre letzte Rechnung noch nicht bezahlt hat und mit verlegener, scheuer Miene auf der Treppe an ihr vorbeihastet! Das sind kuriose Dinge und schwer zu fassen. Beinahe möcht' ich glauben, was man erzählt, daß nämlich Sidonie Beeskow zu Zeiten wie von Sinnen sei und blindlings alles wegschenke, an irgendwen, an Fremde, an Kinder auf der Straße, vielleicht an Hanna — ich weiß es nicht!

Aber warum, nicht wahr, warum sie das tut, wer sagt uns das? Man kann wohl plappern und Erklärungen stümpern, aber das letzte Warum bleibt immer verborgen. Ein Erfrierender will Wärme kaufen und an Menschennähe sich geklammert halten, das letzte Licht, das ihm leuchtete, nicht in der Finsternis verlieren. Vielleicht ist es das, vielleicht auch nicht — man weiß nicht viel voneinander! Und ihr müßt immer bedenken, daß Sidonie Beeskow eine Frau ist, leichter ans chaotisch Dunkle und das Unvernünftige verloren als wir Männer!

* * *

Wir haben Mondwechsel und der Wind ist umgeschlagen. Der Regen vorbei und letzte, schöne Tage über Land und See, bevor der Herbst uns überfällt und die verdunkelten Wälder auflodern läßt in gelbroten Flammen.

Für heute Abend ist Mutter Bergs Gartenfest angesagt und alle Vorbereitungen sind schon getroffen. Ich habe Öhry und Jaßmann engagiert und ihnen eine besondere Belohnung versprochen für den Fall, daß sie sich nicht betrinken.

Aber der Fall wird nicht eintreten; wir haben schon genug Gartenfeste bei Mutter Berg mitgemacht, um das Schicksal zweier Musikanten vorhersagen zu können!

Es ist ein so warmer, schöner Sommerabend voll Dunkelheit und heimlichem Leuchten; man kann ganz unbesorgt auf der großen Terrasse dicht am See sitzen und die schottischen Wollplaids getrost auf den Stuben lassen. Windstiller Friede über dem Wasser — niemand wird sich erkälten und es morgen in den Gliedern spüren!

Wir haben Mutter Berg schon hochleben lassen und der gütigen Spenderin der Freude mit dem Glas in der Hand gedankt; das ist so guter alter Brauch bei uns und auch Herr Zollinger, der doch die ganze Bowle gestiftet hat, was keine Kleinigkeit ist bei so vielen Menschen, auch Herr Zollinger aus Stuttgart kommt erst als zweiter an die Reihe! Obwohl die Bowle in diesem Jahre besser und stärker ist als jemals zuvor und Herr Zollinger sie eigenhändig gebraut hat.

Onkel Josua hat seinen Freund, den Pfaff von Andelshofen, mitgebracht — ein besonderes Vorrecht von Mutter Bergs ältestem Gast und durch die Jahre verbrieft und geheiligt. Übrigens findet Mutter Berg, daß eine schwarze Soutane und ein priesterlich Gesicht ihrem Fest eine gewisse Würde und Weihe gibt und als Folie uns alten Ketzern gar nicht übel ansteht. Und auch mir ist's recht so, denn der Andelshofer ist ein schnurriger und umgänglicher Mann, der neben Onkel Josua sehr wohl bestehen kann, trinkfest ist und ein gütiges, sauberes Herz hat. Wir sitzen in der Laube am Ende der Terrasse auf unserem Altenteil, wie Florian es lachend nennt, und schauen geruhig auf die roten, blauen und goldenen Monde der Lampions, die an unsichtbaren Fäden leise zwischen den Zweigen schwanken wie verankerte Schiffe in nächtlichem Hafen. Ihr bunter Schein fällt zitternd in den See und macht die Dunkelheit der Weite doppelt schwer und groß. Unsere Terrasse ist eine winzige, lichte Insel im Ozean der Nacht, ein klingender Kahn auf schwarzem Gewässer!

Sage mir niemand, daß Herr Öhry falsch spielt und Jaßmanns Cello ein armseliges Instrument sei — es mag wahr sein, aber es trifft nicht die Bedeutung! Die kleine, kokette Frau Zollinger tut Unrecht, sich über unser Trio lustig zu machen und es mit Größen zu vergleichen, die in der Welt einen Namen haben. Wir sind hier nicht in der Welt und wir wollen gar keine vollendeten, gottbegnadeten Meister, es ist uns genug, wenn das Zittern einer Geige im Winde verweht und ein Cello dunkel brummend über die Schatten kriecht!

Und seht, ist unser Trio nicht herrlicher als alle Meisterschaft der Welt, süßer und verführerischer als die Kunst der Vielgerühmten! Denn Hanna hebt ihre Füße zum Tanz und löst den Wohllaut ihrer Glieder in eitel Schönheit! Du Geige und du Cello — seid ihres Leibes demutsvolle Diener und ihrer Jugend glückliche Trabanten! Seid der Kuß, der ihre tiefste Sehnsucht weckt und die verborgene Kraft ihres göttlichen Rhythmus! Laßt sie im Ebenmaß des Tanzes sich vollenden und führt sie aus schreitendem Klang zu den Wundern ihrer Bestimmung ......

Niemand als Thomas Wiehl weiß, wie schön Hanna ist, niemand hat ihre Schönheit so sehr geliebt und sein Ende in ihr gefunden! Niemand außer mir kann sie tanzen sehen und dazu lächeln!

Mutter Berg ist eine fürsorgliche, kluge Frau und hat junge Leute geladen, die mit Hanna tanzen und Herz und Kopf darüber verlieren. Nicht irgendwen,

der nichts weiter als zwei Tanzbeine hat — so unpraktisch ist Mutter Berg beileibe nicht! Aber nette, junge Leute in Position und fester Stellung, nicht zu klug und nicht zu dumm, angemessene Heiratsware, auf die man, so Gott will, eines Tages seine mütterlichen Sorgen abladen kann, und die den Segen lohnen, den man ihnen gibt!

Und Hanna tanzt mit ihnen, aber mir will scheinen, daß es nicht die Hände der angenehmen, jungen Leute sind, die Hanna sucht, und nicht ihre Stimmen, nach denen sie unruhvoll die Augen wendet. Es steht ein Habicht über ihr in der Luft, auf den ihre Hände warten und vor dem ihre Augen sich schließen! Kleine, süße Hanna, ich höre durch Geige und Cello und die bunte Nacht dein Herz, das schwer von Blut wie ein Schrei dich zerreißt: stoß zu, du mein Vogel! — und schlage mich mit deinen Schwingen! Nach so viel Tanz und Spiel ist unsere Stunde gekommen!

Dreimal haben Florian und Hanna miteinander getanzt, dreimal hat Onkel Josua mir einen Wink gegeben und sein Glas erhoben. Worauf sollen wir Grillenfänger und Geisterseher anstoßen und trinken? Auf Hannas Gesundheit? — Ach, sie bedarf unser nicht mehr, ein Habicht hat sie entführt und in seinen Fängen ist alles Vergangene für sie tot! Auf die Liebe? — der Himmel bewahre uns, von der verdächtigsten Sache der Welt so viel Aufhebens zu machen! Trinken wir auf die Ruhe unserer alten Tage und die kleine Weisheit unserer gelichteten Scheitel! Das ist nicht viel und bei Gott nichts sonderlich Großes, aber genug, um eine gute Bowle und ein Gartenfest Mutter Bergs damit zu beschließen!

Aber es sieht nicht so aus, als ob dies Fest schon enden wollte! Wahrhaftig, es muß eine unerschöpfliche Bowle sein, die Herr Zollinger da bereitet hat! — Die beiden Mägde und Emil, der Lohndiener, werden nicht müde, hin und her zu rennen und unsere Gläser immer von neuem zu füllen. Sie wird auch nicht dünner im Lauf der Stunden wie sonst bei Mutter Berg; im Gegenteil, der Andelshofer, der ein Kenner ist, behauptet, sie nehme seit Mitternacht zu an Stärke und herrlichem Duft.

Nein, es ist kein Gedanke daran, daß die Gäste so bald schon aufbrechen! Jugend will alle Lust bis zur Neige, und wir drei in der Laube — ach, wer fragt nach uns!? — Die bunten Lampen glühen und zittern im Gezweig und von den kleinen Tischen, halb im Dunkel, flammt Lachen auf und das Gewirr vieler Stimmen und Händeklatschen .....

..... Die Luft ist schwer und verdunkelt von irren Klängen. Horcht: Öhry, der betrunkene Öhry spielt! Die Geige unterm Kinn, schwankt er auf und ab, verneigt sich tief vor den Damen, und nie in seinem Leben hat er besser und heißer gespielt. Morgen wird er zu mir kommen und um Zulage bitten, weil er so wunderschön gespielt habe und zu Höherem berufen sei!

Habt ihr Herrn Zollinger je lustiger gesehen als heute Nacht? Sein Gesicht ist rund und rot und ein einziges, dröhnendes Lachen. Er schwenkt wie ein Bär das magere Fräulein von Gillfeldt im Kreis und ihre dünnen Lippen sind blutrot. So oft sie am Springbrunnen vorübertanzen, hebt er sie hoch in die Luft und droht, sie ins Wasser zu werfen, wenn sie ihm keinen Kuß gibt. Was vermag sie gegen den Riesen, das kleine, kunstmalende Etwas! Gott und ihre Ahnen werden ihr verzeihen, denn ihre Seligkeit ist gar zu groß und es geschah ihr selten, daß ein Mann ihren Kuß begehrte!

Nun haben wir alle der Reihe nach begrüßt, die bei Mutter Berg ein- und ausgehen, aber sagt mir, wo ist Sidonie Beeskow geblieben? — Sie hatte die Tische mit Blumen geschmückt, in flachen Schalen und schlanken Vasen, und für jeden Tisch sorgsam und liebreich Blumen von der gleichen Farbe gewählt. Da war niemand unter uns, der ihrem zarten Farbensinn und ihrem guten Geschmack nicht ein Lob spendete und ihr ein artiges Kompliment sagte, das sie schüchtern und erschreckt von sich abwehrte. Dann hat sie sich still zu Mutter Berg gesetzt, mit dem Rücken gegen die Büsche und mit dem Blick auf die Tanzenden und den nächtigen See, in dem Sterne sich spiegeln wie Lichter aus der Tiefe.

Als Hanna und Florian miteinander tanzten und in der Verzauberung ihres Blutes sich fanden, sah ich Sidonie Beeskow im Schatten der Büsche stehen mit weitgeöffneten, höhlendunklen Augen aus bleichen, blutleeren Wangen. Wie ein Mensch, der plötzlich den Sinn erfaßt und die Wahrheit sieht durch zerrissene Schleier.

Dann sah ich sie nicht mehr. Mutter Berg und Fräulein Tschudichum erzählten mir später, daß Sidonie nach Hanna gefragt habe — mit zitternder Stimme, weil ihr fröstelte — und daß sie zögernd fortgegangen sei, Hanna zu suchen. Ins Haus oder tiefer in den Garten hinein. Niemand hatte acht darauf gegeben. Denn wer sollte auch an letztes Leid und die Verlorenheit der Einsamen denken, wenn Öhrys Geige zum Tanz spielt und alle Menschen unbeschwert und fröhlich sind! —

Am nächsten Morgen, in grauer Frühe, kam Heino, der Schiffer, und sagte, ein leeres Boot treibe weit draußen auf dem See und vielleicht sei ein Unglück geschehen . . . . . .

Man schickte Leute aus mit Haken und Stangen und sie suchten viele Stunden lang, aber Sidonie Beeskow fanden sie nicht. Sie blieb in der Tiefe und kein Mensch hat je erfahren, wo sie Ruhe fand. Ihre letzte Grabstätte wurde drei Monate später von Amts wegen verkauft . . . . .

Alfred Merz

Von

Albrecht Penck

Auf dem Naturforschertage zu Innsbruck hat die deutsche wissenschaftliche Welt zum ersten Male vom Plan einer großen deutschen atlantischen Expedition gehört, der in Berlin in aller Stille herangereift war. Alfred Merz war sein Träger, ein energischer, kräftiger Mann, der in beredten Worten mit großer Lebhaftigkeit vor dem wissenschaftlichen Ausschuß die Ziele einer solchen Expedition entwickelte. Sichtlich eine Führernatur, erschien er als der richtige Leiter. Ein halbes Jahr später ging die Expedition in See, und nun erst erfuhr die Öffentlichkeit von ihr. Kaum aber war die Nachricht gekommen, daß der „Meteor“ von Buenos-Aires wieder ausgelaufen sei, um seine Forschungen zu beginnen, so meldete der Telegraph, daß Alfred Merz an Lungenentzündung

schwer erkrankt dahin zurückgebracht werden mußte; dann kam die Trauerbotschaft, daß er am 16. August dort verschieden ist. Ein unsagbar schwerer Verlust, nicht bloß für die deutsche Wissenschaft. Merz war Forschernatur wie selten einer; er hat viel auf dem Gebiete der Meereskunde gearbeitet, und Größeres konnte noch von ihm erwartet werden. Er war darüber hinaus ein Organisator von außergewöhnlicher Kraft, eine Persönlichkeit, die sich nicht nur wissenschaftlich, sondern auch im öffentlichen Leben betätigte. In der Reichshauptstadt ist an verschiedenen Stellen zum Ausdruck gebracht worden, was sie in Merz verloren hat. Das Institut und Museum für Meereskunde, dem er vorstand, veranstaltete bereits am 1. Oktober eine Trauerfeier für ihn; allgemein war die Teilnahme bei Bestattung seiner nach Deutschland gebrachten Asche am 5. Oktober; am 1. November gedachte die Volkshochschule Groß-Berlin ihres Mitbegründers und Organisators, am 7. November endlich die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin des langjährigen Herausgebers ihrer Zeitschrift und ehrte sein Andenken zugleich mit dem von Georg Schweinfurth. Was er geleistet und was er war, will ich im folgenden zu zeigen versuchen, wobei ich mich auf die innigen Beziehungen stütze, die mich durch fast ein Vierteljahrhundert, erst als Lehrer, dann als Kollege und Freund mit Merz verbanden. Gerade in unserer Zeit muß die Erinnerung an verdiente Männer festgehalten werden.

Das Leben von Alfred Merz verlief in stetig aufsteigender Linie. Er erregte durch seine Tüchtigkeit wiederholt Aufmerksamkeit und kam deswegen vorwärts. Am 24. Januar 1880 zu Perchtoldsdorf unweit Wien geboren, verbrachte er seine Jugend im landschaftlich so reizvollen Abfall des Wiener Waldes gegen das Wiener Becken. Zwischen Weingärten wuchs er auf. Vom Vater, der aus Falkenau in Nordböhmen stammte und Direktor der Bürgerschule von Perchtoldsdorf war, hat Merz den Sinn für Musik geerbt. Die Mutter entstammte der Familie Kudlich, welche Österreich den vielgefeierten Bauernbefreier gegeben hat, und war die Base des Komponisten Kienzl. Ihr auf das Weite und Große gerichteter Blick ist auf den Sohn übergegangen.

Ein zufälliges Ereignis ward maßgebend für seine Entwicklung. Die Jugend von Perchtoldsdorf stritt sich, der junge Merz mischte sich zwischen die Streitenden und schied zwischen ihnen in gerechter Weise. Der Professor des Ungarischen, Georg Tomecsek, vom Theresianum in Wien sah zu und rief Merz zu sich. Er fand solches Wohlgefallen an den klugen Antworten des Jungen, daß er den Eltern vorschlug, ihn auf die theresianische Akademie in Wien zu geben. Dies war verlockend genug, zumal Merz eine Freistelle in Aussicht gestellt wurde; aber die Eltern sahen auch eine Gefahr, wenn ihr Sohn inmitten der jungen österreichischen und ungarischen Aristokratie aufwüchse. Merz beugte ihr vor, indem er sich vornahm, sich vor seinen durch Geburt oder Vermögen begünstigten Mitschülern stets auszuzeichnen. Daran hat er festgehalten. Er war immer der Erste seiner Klasse. Auf der Schule erwarb er sich die Gewandtheit des Auftretens und die Sicherheit der Umgangsformen, die sich mit der angeborenen Liebenswürdigkeit seines Wesens und Festigkeit seines Charakters zu einer harmonischen Persönlichkeit verband.

Auf der Universität zeichnete er sich wie auf der Schule aus. Als der neu begründete Adriaverein in Wien ins Auge faßte, ozeanographische Untersuchungen im Golfe von Triest vorzunehmen, schlug ich ihn, damals noch Student, zu deren Ausführung vor. Er ergriff die schwierige Aufgabe mit voller Begeisterung und Umsicht, er erweiterte den Plan der Untersuchungen durch neue Problemstellung und führte ihn mit einer außergewöhnlichen Hingabe aus, so daß er eine Fülle neuer Ergebnisse zeitigte. Seine hydrographischen Untersuchungen über den Golf von Triest begründeten seinen Ruf als Ozeanograph, seine Doktordissertation über die Hydrographie Mittelamerikas aber war so ausgezeichnet, daß er, nachdem er alle Examen auf Schule und Universität „mit Auszeichnung" bestanden hatte, unter den Auspizien des Kaisers promovieren konnte. Daraufhin erlangte er, nachdem er ein Jahr lang Assistent bei Partsch in Leipzig gewesen war, in

Wien an der K. K. Familien-Fideikommiß-Bibliothek eine feste Anstellung, die ihm ermöglichte, sich zu verheiraten und neben einer angestrengten bibliothekarischen Tätigkeit weiter hydrographischen Untersuchungen obzuliegen. Er studierte namentlich die Temperaturschichtung der Hochseen der Niederen Tauern. Außerdem lieferte er zahlreiche Rezensionen für das Allgemeine Literaturblatt.

Als 1910 durch die Berufung von Alfred Grund als ordentlichen Professor an die Prager deutsche Universität die Abteilungsvorsteherstelle am Institut für Meereskunde erledigt war, war es selbstverständlich, daß Merz an seine Stelle berufen wurde. Der Sakrower See bei Potsdam, von Grund ausersehen als Übungsfeld für Studierende, wurde unter Merz zu einem Objekt der Forschung. Er betrachtete ihn als kleines Meer, an dem man experimentieren kann. Dahin führte er seine Studenten etwa alle drei Wochen. Als während des Krieges die männlichen Studenten im Felde lagen, zogen Studentinnen hinaus, die Beobachtungen fortzusetzen. Die Ergebnisse der langjährigen Beobachtungen sind bisher noch nicht veröffentlicht worden. Sie haben insbesondere den Nachweis zu führen gestattet, daß der Wind die obersten Wasserschichten mischt, so daß sie sich von der unteren kälteren in der Sprungschicht scharf abheben. Auch über die Fortsetzung seiner Arbeiten an den Alpenseen hat Merz nichts veröffentlicht. Im Sommer 1912 veranstaltete er mit einer Anzahl von Studierenden eine Exkursion zu den Seen der nordöstlichen Alpen, insbesondere des Salzkammergutes. Man eilte, schwere Lasten tragend, von See zu See und förderte in kurzer Zeit ein reiches Material. 1913 setzte er diese Studien fort.

Auch an die von Grund begonnenen Arbeiten auf den Feuerschiffen der Nordsee knüpfte Merz an und betrieb sie weiter im Verein mit der Biologischen Anstalt zu Helgoland 1911 und 1912. Wichtige von Fritz Wendicke bearbeitete Ergebnisse über die Änderungen der Gezeitenströme mit der Tiefe wurden gewonnen.

Merz war bald ebenso eingearbeitet in die Nord- und Ostsee, wie zuvor in die Adria. Zugleich richtete sich sein Blick auf den Ozean. Die Legung des Kabels zwischen Monrovia und Pernambuco durch den Kabeldampfer „Stephan", zu der er geladen worden war, gab ihm 1911 Gelegenheit den Altantischen kennen zu lernen. Seine zahlreichen an Bord vorgenommenen Beobachtungen erschütterten seinen Glauben an unsere bisherigen Anschauungen der Wasserbewegung im Ozean, und er ging, um sie zu verstehen, auf die Originalbeobachtungen der großen Expeditionen zurück. Zugleich erzielte er durch ein von mir angegebenes Verfahren, die Verdunstung des Meerwassers zu messen, gute Ergebnisse. Er suchte solche Verdunstungsmessungen nunmehr von verschiedenen Meeren zu erhalten und erhielt binnen kurzem ein so reichliches Material, daß sein Schüler Georg Wüst durch eine vorzügliche Untersuchung über die Verdunstung auf dem Weltmeere grundlegende Daten über den Kreislauf des Wassers auf der Erde gewinnen konnte.

1912 wurde Merz Herausgeber der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Er drückte ihr bald einen neuen Stempel auf, indem er um Mitarbeiter warb und auch in kleinen Mitteilungen Originales bot. Insbesondere während des Krieges hat er unablässig danach getrachtet, Material über das Ausland zu gewinnen. Manche Nachricht, die er brachte, wie z. B. sein Bericht über die Kriegssitzungen der geographischen Gesellschaften von London und Paris, haben auch Politikern Überraschungen bereitet. Aber die Hauptleistung von Merz während des Krieges war, daß er der Marine die für den Unterseeboot- und Minenkrieg benötigten Gezeitenkarten der britischen Meere entwarf, als sich die gebräuchlichen als unzuverlässig erwiesen. Merz konnte dies dank der Arbeiten des Instituts für Meereskunde auf den Feuerschiffen. Und so geschah etwas Merkwürdiges. Gerade die Arbeiten des Instituts, welche bei Eröffnung des erweiterten Museums für Meereskunde im Dezember 1913 von Admiral von Tirpitz mir gegenüber als außerhalb des Wirkungskreises des Instituts bezeichnet wurden, erhielten für die Marine allergrößte Bedeutung. Nur eine übersichtliche Darstellung der damals

geleisteten Arbeit ist kürzlich erschienen; sie bekundet, wie weit Merz den Engländern vorausgekommen ist, die erst nach dem Kriege die Bedeutung der einschlägigen Forschungen durch Errichtung eines Gezeiten-Forschungsinstitutes in Liverpool anerkannten.

Eine dritte große Aufgabe, die Merz während des Krieges löste, waren Untersuchungen über die Strömungen in Bosporus und Dardanellen. Auch diese Aufgabe ergriff er mit der ihm eigenen Begeisterung. Trotz der Schwierigkeiten der Zeit besorgte er eine ausgezeichnete instrumentelle Ausrüstung und begab sich im Herbste 1917 nach Konstantinopel, wo man damals noch mehr hungerte als in Berlin. Mit einer Hingabe ohnegleichen maß er von früh bis abends im Bosporus Profil auf Profil in dichtem Abstande voneinander, sorgfältig die gelegten Minen vermeidend. Dabei zeigte er so eindringlich den Nutzen wissenschaftlicher Arbeit für die Marine, daß diese ihn im Frühjahre 1918 zur Fortsetzung seiner Arbeit an die Dardanellen rief. Er hellte auf, warum hier die Verankerungen des Sperrnetzes nicht hielten, und zeigte, wo in geringer Entfernung guter Ankergrund vorhanden sei. Entsprechend seinen Vorschlägen wurde das Sperrnetz verlegt. Bis außerhalb der Minensperre erstreckte sich seine Arbeit, die durch die Kriegsauszeichnung des Eisernen Kreuzes anerkannt wurde. Auch von dieser großen Untersuchung ist bisher nur sehr wenig an die Öffentlichkeit gekommen. In der allgemeinen Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde vom 9. November 1918 berichtete er darüber. Nur eine kleine Zahl von Mitgliedern hatte sich an jenem denkwürdigen Tage im Vortragssaal des Künstlerhauses eingefunden. Durch die Straßen rollten Autos, besetzt mit Matrosen, welche die neue Republik verkündeten und ihr zujubelten. Ab und zu kamen Leute von der Straße in die Versammlung und wunderten sich über die hier herrschende wissenschaftliche Ruhe, die unberührt blieb von dem Ereignis des Tages.

Merz gehörte zu denjenigen, die in dieser Stunde erkannten, daß sich ein großer Wechsel im Gefüge und in der Stellung von Deutschland vollzogen habe, und daß sich die Intelligenz mehr als früher mit den Aufgaben des Staates beschäftigen müsse. Er setzte an einer Stelle ein, wo der Gelehrte helfen kann, nämlich auf dem Gebiete der Volksbildung. Bald nach der Revolution hatte ich im Senat der Universität Berlin den Antrag gestellt, die Aufgaben der Volkshochschule aufzugreifen, wozu mich meine langjährige Beschäftigung mit ihnen berechtigte. Hatte ich doch in Wien am 19. März 1904 den ersten deutschen Volkshochschultag eröffnet und seither im Institut für Meereskunde zu Berlin einschlägige Aufgaben durch Veranstaltung volkstümlicher Vorträge gepflegt. Der Senat pflichtete bei, aber die Ausführung des Beschlusses erschien zunächst aussichtslos, denn die Männer, die damals am lautesten für die Volkshochschule eintraten, waren förmlich erpicht, der Universität jede Befähigung dazu abzusprechen. Unvergeßlich wird mir eine einschlägige Sitzung im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Anfang 1919 bleiben. Da führten jene Leute das große Wort. Sie sprachen von Zöpfen der Professoren und den chinesischen Mauern, die die Universitäten umgäben. Sie schwärmten von der dänischen Volkshochschule, von deren nationaler und religiöser Bedeutung sie keine Ahnung hatten. Keiner wußte zu sagen, wie diese für das platte Land bestimmte Einrichtung sich in der Großstadt Berlin gestalten könnte. Anders dachte ein Mann, der, aus Arbeiterkreisen hervorgegangen, den Mangel an volksbildenden Institutionen der früheren Zeit selbst schwer empfunden hatte. Das war der Stadtrat Sassenbach. Er wollte den zahlreichen Arbeitslosen des Winters 1918/19 geistige Anregung bieten. Frau Dr. Hildebrand teilte mir dies mit. Merz übernahm es daraufhin, in Befolgung einer alten Tradition des Instituts für Meereskunde, für volkstümliche Vorträge zu sorgen, und machte schon Anfang 1919 praktisch den Anfang zu einer Volkshochschule. Ein harmonisches Zusammenwirken entwickelte sich nunmehr. Sassenbach arbeitete im Kreise der sozialdemokratischen Partei, ich an der Universität; in enger Fühlung mit uns beiden entwickelte Merz den Plan einer Volkshochschule für die Großstadt. Sie konnte nicht nach dem Muster der dänischen Volkshochschule gestaltet werden. Weder

als Fortbildungsschule noch als Fachschule gedacht, sucht sie ihr Ziel in der Hebung der Persönlichkeit im Rahmen der Gesellschaft. Dies kann nicht durch das althergebrachte Vorlesungswesen erreicht werden und noch weniger durch eine Art Aufklärungsunterricht. Es muß der Lernende durch gemeinsame Arbeit mit dem Lehrenden seinen Tatsachensinn schärfen und im logischen Denken erzogen werden. Dafür bieten die Mathematik und die Naturwissenschaften das geeignetste Mittel. Die Erdkunde liefert ferner die unentbehrliche Basis für das Verständnis der natürlichen Grundlagen von Staat und Wirtschaft. Das sind neue eigenartige Ziele, die Merz am Anfang des Jahres 1920 in einem Vortrag in der neuen Aula der Universität in Gegenwart des Reichspräsidenten entwickelte; sie fanden sowohl bei der Arbeiterschaft wie bei den Vertretern der Wissenschaft Beifall. Die mit diesen Zielen verwirklichte Volkshochschule dient weder einem bestimmten Stande noch bestimmten Fächern. Sie ist für jeden da, der seine Persönlichkeit heben will durch ernste Beschäftigung mit der Wissenschaft, ohne Forscher werden zu wollen und ohne Rücksicht auf praktischen Erwerb.

Der richtige Mann zur Durchführung dieses Programmes war unstreitig Merz; aber es schien unmöglich, daß er diese Aufgabe übernahm, ohne seine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit zu beeinträchtigen, was nicht geschehen durfte. Wir beide hielten daher Umschau nach anderen Kräften, die ich im Auftrage des akademischen Senats zur Leitung der Volkshochschule Berlin vorzuschlagen hatte. Der Vorschlag befriedigte nicht die Arbeitervertreter. Sie wünschten an der Stelle einen Mann ihres Vertrauens und bezeichneten als solchen Alfred Merz. Ich legte die Gründe dar, weshalb ich ihn nicht vorgeschlagen hatte, und frug den anwesenden Merz, wie er sich nun zur Sache stelle. Nach kurzer Überlegung erklärte er sich bereit, die Organisation und Leitung der Volkshochschule Berlin zu übernehmen. Nicht ganz ein Jahr nach jener Sitzung im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, wo der Universität alle Fähigkeiten für die Volkshochschule abgesprochen war, wollten die Arbeiter einen Universitätsprofessor zum Leiter der Volkshochschule haben! Ich hatte das Gefühl, einem großen historischen Moment beizuwohnen, und sah den Riß sich schließen, den die Staatserschütterung vom 9. November 1918 zwischen Handarbeitern und geistigen Arbeitern offenbart hatte.

Ihn gänzlich zu beseitigen war Merzens eifriges Bemühen. Mit unermüdlicher Tatkraft setzte er ein, die Volkshochschule auszugestalten, siebte gewissenhaft die Kräfte, die sich als Lehrer anboten, und zog tüchtige Männer ohne Unterschied des Standes und der Partei als Lehrer heran. Er versammelte sie in Fachgruppen oder in ihrer Gesamtheit, um die Lehrpläne und vor allem die Unterrichtsmethode mit ihnen und Vertretern der Hörerschaft zu besprechen. Er gab der letzteren beachtenswerte Winke, wie sie ihre Studien einzurichten habe. Er sprach und schrieb für die Volkshochschule Groß-Berlin, für die er ein eigenes Organ ins Leben rief; er hat die ersten beiden Nummern ihrer Mitteilungen beinahe allein geschrieben, bis dann Kräfte zu seiner Entlastung herangezogen wurden, denen er die Leitung schließlich übergab. Aber er blieb treuer Berater der Volkshochschule, und wirkte als solcher noch wenige Tage vor Abfahrt des „Meteor". Mit hoher Genugtuung erfüllte ihn, als in einer schwierigen Situation Arbeiter ohne Unterschied der politischen Parteistellung, vom Kommunisten bis zum Deutschnationalen, für eine enge Beziehung zwischen Volkshochschule und Universität eintraten. Dies ist der große Erfolg der Tätigkeit von Merz: Er hat in den Massen die Ehrfurcht vor der Wissenschaft geweckt.

Gewann Merz binnen eines Jahres großes Ansehen in der Arbeiterschaft von Berlin, so hatte seine Tätigkeit für die Marine ihm volle Anerkennung der bei letzterer maßgebenden Männer eingetragen. Merz wurde befragt, ob er als Abteilungsvorstand und Direktionsmitglied in die Seewarte eintreten wolle, um deren wissenschaftliche Arbeiten zu leiten. Das Anerbieten war sehr verlockend, aber Merz lehnte es schließlich ab, da er Schwierigkeiten voraussah, wenn er älteren verdienten Kräften, die nach anderer Art

zu arbeiten gewohnt waren, vorangestellt werden würde. Die Zukunft hat gelehrt, daß er recht hatte.

Der Gedanke an eine große deutsche ozeanographische Expedition in die Südsee stand bald nach Friedensschluß bei Marinekreisen im Vordergrunde der Erörterung. Merz arbeitete den Plan aus. Unschwer gewann er wissenschaftliche Kreise für diese wahrhaft pazifische Expedition, der auch große Parteien im Reichstage geneigt waren. Der Ruhreinbruch und die folgende Inflation machten den Plan zunichte. Aber die Marineleitung konnte einen anderen aufgreifen, der an die Gezeitenuntersuchungen von Merz anknüpfte: Ihre Vermessungsfahrzeuge arbeiteten im Verein mit der Deutschen Seewarte und dem Institut für Meereskunde über die Gezeiten in der Nordsee. Merz war wiederum der geistige Leiter dieser wissenschaftlichen Arbeit, die Ergebnisse hoher praktischer Bedeutung gezeitigt hat.

Das Jahr 1921 bezeichnet einen Wendepunkt in Merzens Leben. Wiederholt schon war sein Name in die Vorschläge zur Wiederbesetzung von geographischen Professuren aufgenommen worden; 1920 gab sich die Universität Frankfurt a. M. größte Mühe, ihn zu gewinnen. Merz stand vor der Frage, ob er sich an einer ihm sehr sympathischen Stelle ganz der Geographie zuwenden solle, oder seine meereskundliche Tätigkeit fortsetzen. Sein Weggang wäre für Berlin ein unersetzlicher Verlust gewesen, aber die Finanzlage gestattete nicht, hier für ihn eine entsprechende Stellung zu schaffen. Ich machte für ihn Platz und trat von der Leitung des Instituts für Meereskunde zurück. Mit Freuden schlug ich ihn zu meinem Nachfolger als Direktor des Instituts und die Universität zum ordentlichen Professor der Geographie vor.

Eine programmatische Schrift über Meereskunde, Wirtschaft und Staat läßt klar erkennen, daß Merz keineswegs einseitig vom rein ozeanographischen Standpunkt aus das Institut zu leiten beabsichtigte, an dessen Spitze er berufen wurde. Er wollte alle am Institut wirkenden Kräfte zur Bearbeitung von Monographien der großen Fischereigebiete der Erde um sich sammeln. Er selbst aber setzte seine ozeanographischen Forschungen fort und rang sich allmählich zu wesentlich neuen Vorstellungen von der ozeanischen Zirkulation durch. Nur in gewissen Oberflächenströmungen erblickte er Wirkungen des Windes, die Strömungen der Tiefe werden durch Dichtunterschiede des Wassers verursacht; nur jene Oberflächenströmungen gehören einer auf die oberen Wasserschichten beschränkten Zirkulation zwischen niederen und höheren Breiten an, die Tiefenströmungen des Atlantischen lassen eine Wasserumsetzung zwischen der nördlichen und südlichen Halbkugel erkennen, die unbekümmert um den Äquator verläuft. Eine neue Bearbeitung der Oberflächenströmungen im Atlantischen durch einen seiner Schüler ergab ferner ein vom bisherigen vielfach stark abweichenden Bild, als das vorliegende Beobachtungsmaterial vom Standpunkt der modernen Hydrodynamik aus streng kritisch verwertet wurde. Diese äußerst wichtigen neuen Ergebnisse durch Beobachtungen zu überprüfen, war der nie schlummernde Wunsch von Merz.

Dazu bot sich die Möglichkeit. In einem Gespräche äußerte der Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Exzellenz Schmidt-Ott, daß es richtig wäre, wenn Deutschland wieder einmal an eine große Expedition dächte. Merz kam sofort mit dem Plane einer deutschen atlantischen Expedition. Sein Vorschlag wurde aufgenommen; die Marineleitung stellte das Vermessungsschiff „Meteor" zur Verfügung und gestaltete es zu einem Forschungsschiff aus, die Notgemeinschaft gewährte die Mittel für die wissenschaftlichen Arbeiten, Merz beschaffte das Instrumentarium, gewann den wissenschaftlichen Stab, schulte Offiziere und Bemannung in ozeanographischen Arbeiten und arbeitete einen Plan aus, durch den die großen Probleme der ozeanographischen Zirkulation in erfolgreicher Weise angeschnitten werden konnten. Noch nie ist eine deutsche Expedition besser vorbereitet in See gegangen, als die des „Meteor" am 16. April

1925. Wahrhaft tragisch ist es, daß Merz gerade in dem Augenblick starb, als dies große Unternehmen mit seiner Forschungstätigkeit beginnen konnte.

Diese Tragik empfinden wir namentlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, was er war und was uns in ihm genommen worden ist. Merz war eine Forschernatur, wie es nur wenige gibt. Mit klarem Blicke erkannte er die offenen Probleme und fand die Wege zu ihrer Lösung. Er war kein Theoretiker, der Beweismaterial für eine im kühnen Fluge der Gedanken oder auf dem Wege mühsamer Rechnung gefundene Idee auf den weiten Gefilden des Ozeans sucht. Er war aber auch nicht der Empiriker, der mit Bieneneifer Beobachtnngen auf Beobachtungen häuft in der Hoffnung, daß aus deren Menge ein Ergebnis von selbst entspringe. Er war der Forscher, der sich bei jeder Beobachtung etwas dachte und auch den Einzelfall zu erklären trachtete. Diese Arbeitsweise tritt schon in seiner ersteren größeren Arbeit über die Hydrographie des Golfes von Triest entgegen. Die von ihm gewonnenen Werte von Salzgehalt und Temperatur in den einzelnen Tiefen überblickend, erkennt er in der einen Beobachtungsreihe den Einfluß von Land- und Seewinden, in der anderen den von unterseeischen Wellenbewegungen tieferer Wasserschichten. So erweist er sich damals schon als Meister der Analyse, aber zugleich bekundet er sich als Synthetiker, indem er die Beobachtungen zusammenfaßt und aus ihnen den täglichen Gang der Temperatur auf der Meeresoberfläche und in den bescheidenen Tiefen des Golfes herleitet. Er beherrscht die Deduktion ebenso wie die Induktion. Aber wie bewandert er auch in der Theorie ist, das Wichtigste bleibt ihm stets die Beobachtung. Er denkt immer nach, wie er sie verschärfen könne. Er verbessert Apparate und konstruiert neue. Hingebend beobachtet er selbst und überträgt diese Hingabe auf seine Schüler. Hat er einwandfreie Beobachtungen, so macht er den Versuch, die Erscheinungen so zu erklären, daß allen Beobachtungen Genüge geschieht; stimmen sie nicht mit einer Theorie, so fragt er sich zunächst, ob letztere richtig angewendet worden ist, bevor er sie verwirft. Ganz meisterhaft ist in dieser Hinsicht seine Auseinandersetzung mit Nansen über die von diesem an der Westküste der Pyrenäenhalbinsel angenommene iberische Strömung. Seine Ehrfurcht vor älteren Beobachtungen führt ihn zu manchen neuen Ergebnissen. Er macht nicht die üblichen Ansichten über die Gezeitenbewegung der Nordsee zum Ausgang seiner Betrachtung, sondern die von autoritativer Seite angezweifelten Beobachtungen des Kapitäns Holzhauer auf dem Kanonenboote „Drache", und begründet durch sie eine neue Auffassung. Er nimmt die von namhaften Ozeanographen angezweifelten Temperaturbestimmungen des „Challenger" und der „Gazelle" auch in großen Tiefen als richtig an und gelangt durch sie zu seiner Auffassung der vertikalen Wasserzirkulation, die durch die Untersuchungen von Brennecke und kürzlich durch v. Drygalski bestätigt wurde. Streng ist sein Sinn auf das Tatsächliche gerichtet. Es entspricht seinem innersten Wesen, wenn er die Schärfung des Tatsachensinnes und die Erziehung zum logischen Denken als erste Hauptaufgabe der Vokshochschule hinstellte. In logischem Denken war er wie in der Beobachtung Meister. So kam es, daß er in seiner ozeanographischen Betätigung sich mehr und mehr geophysisch orientierte, wobei ihn ein vorzügliches mathematisches Denken unterstützte. Dabei blieb seine Gesamteinstellung indes eine geographische: er verfolgte die Phänomene in erster Linie in ihrer geographischen Verbreitung, und erst als er das Wo beantwortet hatte, trat er an das Wie und Warum. Seine auf der Universität sehr ernsthaft betriebenen historischen Studien wirkten sich in seinen späteren Arbeiten in strenger historischer Akribie aus. Aber sein Sinn für das Tatsächliche war so groß, daß ihm mehr an der Darstellung und Erklärung einer Tatsache lag, als an der Schilderung des Werdeganges von ihrer Erkenntnis. Man darf daraus nicht auf geringes historisches Interesse schließen; wie lebhaft dasselbe war, bekunden seine politisch-geographischen Äußerungen. Diese zeugen von tiefem Verständnis für politische Geschichte. Letzterer allerdings gewährte er an der Volkshochschule nur geringen Raum. In Österreich aufgewachsen, hatte er auf Schule und Universität eine andere historische Auffas-

sung gelernt, als sie in Berlin üblich ist, und bei seinem Versuche, sich ein selbständiges Urteil zu bilden, war er inne geworcen, wie stark der konfessionelle und politische Standpunkt das historische Urteil in der politischen Geschichte beeinflussen. Er rückte daher die Kulturgeschichte in den Vordergrund, weil sie uns umfassenden Einblick gewährt, wie die Menschen ihre gesellschaftlichen Verhältnisse entwickelt haben, und hoffte, daß die Hörer mehr und mehr Interesse der Geschichte entgegenbringen, und lernen würden, aus geschichtlichen Tatsachen die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Gerade seine Stellungnahme zur politischen Geschichte erweist, welch kritischer Kopf Merz war. Dies kommt auch in seinen zahlreichen Besprechungen zum Ausdruck. Stets maßvoll in der Form brachte er sein zustimmendes oder ablehnendes Urteil klar zum Ausdruck, das er in kurzen Worten begründete. Dabei ging er immer originell vor, er stand nicht im Banne einer bestimmten Lehrmeinung, und trat daher weder für eine bestimmte Schule ein, noch verwarf er Arbeiten einer solchen, aber selbst gewöhnt, äußerste Gewissenhaftigkeit bei seiner Kritik zu entfalten, konnte er tadeln, wenn dies von anderer Seite nicht geschah, und über eine Anzeige einer seiner Arbeiten, die den Inhalt nicht erfaßt hatte, hat er sich beschwert, nicht aus Rechthaberei, sondern weil seinem Gerechtigkeitssinne widersprach, eine oberflächliche Kritik einfach hinzunehmen. Sein Gerechtigkeitssinn leitete ihn eben in allem und jedem. Deswegen war er nicht nur im Kreise seiner Kollegen und Schüler, sondern allgemein hoch angesehen.

Er war eine Persönlichkeit in vollem Umfange. Gerade und aufrichtig in der Art, von großer Gewissenhaftigkeit ohne Pedanterie, von einer angeborenen Liebenswürdigkeit des Wesens, die viele haben auf sich wirken lassen und die nur denjenigen gegenüber einer kalten Höflichkeit wich, denen er aus guten Gründen nicht traute. Aber er konnte auch, wenn nötig, ablehnend sein. Schwierigkeiten, die auch ihm von ränkesüchtigen Kollegen bereitet wurden, räumte er mit jener präzisen Korrektheit aus dem Wege, die ebenso in seiner eleganten Erscheinung wie in seiner Handschrift zutage trat. Wie er aufopfernd war für eine Sache, die er für gut und richtig hielt, so war er teilnehmend für andere. Er war liebevoller Gatte und treuer Freund; eigene Kinder entbehrend, liebte er seine Schüler wie ein Vater. Leben strahlte von ihm aus, wohin er auch kam, ob in die Alpenhütte, ob auf das Boot auf dem Sakrower See, ob an Bord des Kabeldampfers, ob in das Kolloquium, das sich um ihn scharte, als er die Atlantische Expedition plante. Er schien von unverwüstlicher Lebenskraft zu sein. Eine innere Heiterkeit wohnte in ihm. Er war ein fröhlicher, lieber Mensch. Aber nicht nur Angeborenes kam in seiner Persönlichkeit zum Ausdrucke; von Jugend auf an strenge Selbsterziehung und Selbstbeherrschung gewöhnt, hielt er die Persönlichkeit nicht für etwas einmal Gegebenes, sondern für etwas Bildsames. Die Hebung der Persönlichkeit machte er deswegen zum Ziele der Volkshochschule; aber nur innerhalb gewisser Grenzen; Überhebung war ihm zuwider, er strebte nach Hebung der Persönlichkeit im Rahmen der Gesellschaft.

Das entspricht seinem sozialen Empfinden. Beides kam namentlich im Verkehr mit seinen Studenten zum Ausdruck. Er war für sie nicht der Professor, der nur vom Katheder spricht. Er setzte sich zu ihnen, besprach mit ihnen stundenlang ihre Arbeiten wie ein beratender Freund. Mit älteren Schülern publizierte er gemeinsam; jüngeren schrieb er die Einleitung zur Arbeit. Wurde ein neues Instrument nach seinen Angaben gebaut, so nannte er in erster Linie den ausführenden Mechaniker. Weil er also sozial empfand und in süddeutscher Art demokratisch handelte, ist er nach seinem Tode von einer Partei als der ihre gepriesen worden. Unter gleichem Titel hätte ihn eine andere Partei für sich in Anspruch nehmen können, denn er war durchaus deutsch und national gesinnt. Dies kam in seinem Wirken für den deutsch-österreichischen Volksbund praktisch zum Ausdruck. Mit aller Zähigkeit und Liebe hing er an einem großen deutschen Vaterland und an seinem deutschen Volk. Seiner Gesinnung entsprach, daß seine Asche in deutscher Erde gebettet wurde. Freilich durfte die katholische Geistlichkeit dem Eingeäscherten

das letzte Geleit nicht gewähren. Ein befreundeter protestantischer Kollege übte diese Christenpflicht. Merz gehörte zu den überparteilichen Männern, die Gutes erkennen, wo es vorhanden ist, und nicht bloß in der Partei suchen. So konnte er die Volkshochschule überparteilich gestalten und ohne Parteigeist dem Volk und Vaterland dienen. Wollte Gott, daß wir mehr solche Männer gehabt hätten!

Es sieht fast aus wie Neid der Götter, daß er uns entrissen ist, entrissen in einem Augenblicke, da er das erreicht hatte, was er in jahrelanger Arbeit erstrebt hatte. Die Tragik seines Schicksals ist indes eine andere, viel größere. Wer Merz näher stand, konnte sich nicht genug freuen an seinem rastlosen Streben, seinem hingebenden Eifer. Aber wer ihm ganz nahe stand, sah mit Besorgnis, daß der starke Geist nicht in einem gleich starken Körper wohnte und diesen immer bis an die Grenzen des Möglichen, ja über diese hinaus beanspruchte. Auf der Alpenseenexkursion 1913 hat er sich entschieden zu viel zugemutet. Eine Erkrankung stellte eine Zeitlang seine Teilnahme an der Fahrt des Kabeldampfers „Stephan" in Frage, und aus gleichem Grunde war unsicher, ob er nach Konstantinopel gehen könne, um die Meeresströmungen im Bosporus zu messen. Aber beide Male kehrte er gesund und gekräftigt zurück. Das erfüllte ihn und uns mit Hoffnung, als er, nachdem er monatelang kränklich gewesen, mit dem „Meteor" in See ging. Aber sein Leiden saß tiefer, als die Ärzte wußten. Als er die ersten Reihenbeobachtungen an Bord begonnen hatte, erkrankte er; bei hohem Fieber gab er die Anweisungen für deren Ausführung und freute sich, von deren Gelingen zu hören, dann brach er zusammen, und die Schwäche des Körpers siegte über die Stärke des Geistes. Kaum erkannte ihn seine Frau, die nach Buenos Aires an sein Krankenbett geeilt war, so war er dahingesiecht, und noch einen Monat lang rang er dann schwer mit dem Tode.

Man könnte glauben, daß er länger gelebt haben würde, wenn er sich mehr geschont hätte, aber das entsprach nicht seiner Art. Er konnte nicht beschaulich dahin leben. Leben hieß für ihn schaffen und etwas leisten; je mehr sein Befinden im letzten Winter zu Besorgnissen Veranlassung gab, desto größer wurden seine Leistungen. Er hastete, als ob er ahnte, daß ihm nur noch eine kurze Zeit zur Verfügung stände, die er nutzen mußte. Der Biograph sieht mit Wehmut, daß gleichwohl so manche Arbeit unbeendet liegen geblieben ist, deren Abschluß seinen Schülern zufällt. Aber er sieht auch Werke, die Merz zustande gebracht hat, die einzig in ihrer Art sind. Unvergessen wird bleiben, wie Merz bei seinen Bemühungen für die Volkshochschule Groß-Berlin geistige Arbeiter und Handarbeiter zu gemeinsamer Arbeit zusammenführte, in einer Zeit, da zwischen ihnen ein vielen unüberbrückbar scheinender Riß offenbar geworden war. Sein großes Werk aber ist die Deutsche Atlantische Expedition. Sie verwirkl cht nicht bloß die Idee eines einzelnen Fachmannes, sondern auch das Sehnen der internationalen Vertreter der rüstig aufblühenden Meereskunde.

Seit Jahren werden Pläne einer großzügigen Erforschung des Atlantischen erörtert; es fehlt nicht an einschlägigen Beschlüssen internationaler Kongresse, aber zu einem internationalen Zusammenwirken ist es nicht gekommen, und der Krieg hat die ins Auge gefaßte Möglichkeit zu einem solchen vereitelt. Nach dem Kriege ist zwar die internationale Meeresforschung ohne Deutschland allerdings wieder aufgenommen worden, aber der große Plan einer Erforschung des Atlantischen ist nicht mehr Gegenstand internationaler Erörterung, und keine der siegreichen Mächte denkt daran, eines ihrer zahlreichen Kriegsschiffe in den Dienst der Wissenschaft zu stellen. Da war es gewiß ein kühner Gedanke, daß das arme, gedemütigte und geschmähte Deutsche Reich mit seiner Arbeit dort einsetzte, wo die anderen es versäumten, und es war eine großartige Tat, diesen Gedanken unter Überwindung mancher Schwierigkeiten zu verwirklichen. Ist Merz selber darüber auch zusammengebrochen, so bleibt doch das Werk: Es zeigt das Deutsche Reich an der Stelle vorbildlich wirkend, von der es ausgeschlossen ist, nämlich an der internationalen Meeresforschung, es zeigt die deutsche Flagge als Schirmer wissenschaftlicher Arbeit.

Die neue Tatarei

Von

Essad Sabit

Abgesehen von den offiziell „unabhängigen", in Wahrheit ganz unter dem Einflusse Moskaus stehenden Republiken in Transkaukasien und Mittelasien, sind die sogenannten „Fremdvölker" des ehemaligen Zarenreiches in der heutigen Sowjetunion in 9 „autonomen Republiken" und 14 „autonomen Gebieten" (Oblasti) verteilt. In fünf dieser Republiken bilden mohammedanische Völkerstämme die überwiegende Mehrheit, nämlich in der tatarischen, baschkirischen, kirgisischen Republik, im Daghestan und der Krim, während die gleichfalls mohammedanischen Bergvölker des Kaukasus, die Tscherkessen, Kobardiner, Osseten, Inguschen und Tschetschenzen, in entsprechenden autonomen „Gebieten" untergebracht sind.

Die Entstehungsgeschichte der neuen Republik „Tataristan" (russisch „Tatarskaja Respublika" oder abgekürzt „Tarespublika" genannt), sowie ihre Entwicklung während der fünf Jahre ihres Bestehens seit 1920, haben deshalb eine mehr als lokale und ethnographische Bedeutung, weil sie als ein Schulbeispiel für die großen Richtlinien gelten können, die heute für die Sowjetpolitik bei der Behandlung mohammedanischer und überhaupt asiatischer Völker maßgebend sind. Diese Richtlinien wurden bereits 1896, als es noch keine bolschewistische Partei gab, auf dem zweiten Kongreß der russischen Sozialdemokraten von Lenin in dem Projekt eines Programmes festgelegt, das von der ganzen Partei angenommen wurde und bereits das Selbstbestimmungsrecht der Völker, die absolute „Gleichberechtigung aller Nationalitäten" forderte. Wohl die wenigsten Teilnehmer dieses Parteitages dürften sich damals der Hoffnung hingegeben haben, die vollständige praktische Verwirklichung dieser Grundsätze noch zu erleben.

Am 25. Juni 1925 feierten die Tataren in Kasan das fünfjährige Bestehen ihrer Republik, zu der am 25. Juni 1920 der Grundstein gelegt worden war. Die fünfjährige Kulturarbeit dieses, seit fast vier Jahrhunderten recht arg unterdrückten, jetzt aber zu nationaler und kultureller Autonomie berufenen Volkes verdient gewiß ein allgemeines Interesse, aber zum vollen Verständnis der gegenwärtigen Lage erscheint ein kurzer Rückblick auf die historischen Schicksale dieser ehemaligen Beherrscher Rußlands in der Zeit seit ihrer Unterdrückung geboten.

Nachdem im Jahre 1552 mit der Eroberung und Zerstörung Kasans durch Iwan den Schrecklichen das tatarische Königreich zusammengebrochen war, schlossen sich die tatarischen Fürsten und Edlen, um ihre soziale Vorherrschaft aufrecht zu erhalten, ganz dem Moskauer Russentum an, wurden Christen und bildeten bekanntlich mit der Zeit einen recht wesentlichen Bestandteil des russischen Hochadels. Die ganze Masse des

Volkes aber blieb ihrem Glauben und damit auch ihrem Volkstum treu, wie in Rußland überhaupt, so auch bei Polen, Juden und Deutschen, die Verschiedenheit der Religion die wirksamste Schutzwehr gegen die Russifizierung bildete. So hat die Erinnerung an die Tatsache, daß nur die höchsten und reichsten Schichten des Volkes sich dem Russentum anschlossen, bei dem jetzigen Aufbau der tatarischen nationalen Autonomie natürlich den bolschewistischen oder wenigsten radikal-demokratischen Einschlag wesentlich gefördert und erleichtert.

Nach der Niederwerfung des Tatarenreiches fehlte es zwar nicht an wiederholten Volksaufständen zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit, doch wurden diese Revolten immer sehr rasch in blutigster Weise unterdrückt. Auch an den seit 1669 drei Jahre lang von dem verwegenen Abenteurer Stenka Rasin geleiteten Volkserhebungen, sowie an dem Aufstande des donischen Kosaken Pugatscheff im Jahre 1773, haben sich die Tataren aktiv beteiligt. Hierbei handelte es sich jedoch, ebenso wie bei den Russen, um einen lediglich sozialen Klassenkampf, nicht um eine separatistische und nationale Erhebung. Seitdem blieb unter den Muselmanen, zu denen im europäischen Rußland außer den Tataren auch die Baschkiren, Tschuwaschen und Kirgisen gehören, alles ruhig, bis in der Revolution von 1905 unter ihnen, wie bei allen Fremdvölkern, der Gedanke an eine mehr oder weniger weitgehende Befreiung von der russischen Unterdrückung auftauchte.

Bei dieser großen Generalprobe der russischen Revolution hatte die tatarische Intelligenz, die von den Bolschewiken stets als „Bourgeosie" bezeichnet wird, eine Partei oder politischen Klub gebildet, der sich „Muselman Ittifaki" (Vereinigte Muselmanen) nannte. Diese, den höheren und gebildeteren Schichten der Bevölkerung entsprechende Gruppe der Politiker lehnte den Gedanken einer Autonomie völlig ab, weil für eine solche jede wirkliche Vorbereitung und alle Vorbedingungen fehlten. Diese Anschauungen wurden damals in den konservativen tatarischen Blättern „Wakt" und „Kasan Muchbiri" ausführlich dargelegt.

Nur ein einziger Vertreter der Partei „Muselman Ittifaki", Radchid Kasy, trat später als Glied der Zweiten Duma für eine Autonomie der Tataren ein. Nach seinen Anschauungen über diese Frage, die er in seinem Journal „Ulfat" und in einer Broschüre „Muchtarijet" (Autonomie) entwickelte, schien ihm zwar für den Kaukasus, Turkestan und die Kirgisensteppe eine *territoriale* Autonomie am Platze zu sein, nicht aber für die Tataren, die sich mit einer religiös-nationalen Autonomie zu begnügen hätten.

Auch nach der Märzrevolution von 1917, als die Autonomiefrage sofort akut wurde, verblieben die kapitalistischen Kreise in ihrer ablehnenden Haltung und beschlossen auf einem im August in Ufa abgehaltenen „Allrussischen Kongreß der Mohammedaner", nur für eine „kulturell-nationale Autonomie einzutreten". Die Masse des Volkes ging aber in ihren Wünschen weiter und wurde dabei nicht nur von den in Ufa stehenden tatarischen Soldaten, sondern auch von den russischen Bolschewiken und Sozialrevolutionären unterstützt. So sah sich die hauptsächlich aus tatarischen Kaufleuten und Industriellen bestehende Parteigruppe der „Turkisten" schon jetzt genötigt, wenigstens programmatisch die *territoriale* Autonomie anzunehmen. Auch die Vertreter des Baschkirenlandes, des Kaukasus, der Kirgisensteppe und Turkestans traten für diese Art der Lösung ein.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß nach der bolschewistischen Novemberrevolution, mit der ausgegebenen Losung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker die Bestrebungen der Territorialisten zum Siege gelangten.

Seinen offiziellen Ausdruck fand dieser Sieg in dem vom „Volkskommissariat für Angelegenheiten der Nationalitäten" erlassenen Dekret vom 28. März 1918, in dem das Programm einer *tatarisch-baschkirischen* Republik enthalten war. Im Jahre

1919 erklärten jedoch die Baschkiren, daß sie nicht mit den Tataren vereinigt sein, sondern eine eigene baschkirische Republik bilden wollten. Entsprechend diesen Wünschen wurde dann das noch von Lenin unterzeichnete Dekret vom 27. Mai 1920 über die Autonomie der tatarischen Sowjet-Republik erlassen. Es wurde in Kasan ein Revolutions-Komitee („Revkom") unter dem Vorsitz von Sahib-Garai Said-Galejew gebildet und ihm die Regierung am 25. Juni 1920 übergeben. Im September des gleichen Jahres trat die erste konstituierende Versammlung zusammen, auf der die örtlichen Volkskommissare gewählt wurden.

Bei der recht gemischten Bevölkerung des mittleren Wolgagebietes war es nicht ganz leicht, die Grenzen der neuen Republik zu bestimmen. So wurde der neue Staat aus größeren Teilen der Gouvernemente Kasan, Samara, Ssimbirsk, und kleineren der Gouvernemente Wjatka und Ufa gebildet. Immerhin ist die ganze, 2 892 000 Köpfe zählende Bevölkerung noch eine sehr gemischte, wobei die Russen in ziemlich kompakter Masse an den beiden großen Strömen, der Wolga und Kama, leben, während die Tataren nach allen Seiten abgedrängt erscheinen. Die letzteren bilden jetzt 51,1 %, die Russen 40,9 % der Gesamtbevölkerung, während 8 % sich hauptsächlich auf Tschuwaschen, Mordwinen, Wotjaken und Marier verteilen. Tataristan ist ein vorwiegend agrares Land, da nur 8 % der ganzen Bevölkerung in Städten lebt. Die Zahl der industriellen tatarischen Arbeiter betrug im Jahre 1914 noch ca. 150 000, hat aber nach den Verwüstungen der Revolution natürlich ungeheuer abgenommen. So gab es 1921 in der Tatarei überhaupt nur noch 56 000 Arbeiter, von denen nur 15,5 % Tataren waren. Bis zum Januar 1925 war die Zahl der Tataren auf 17,7 % gestiegen, wobei jedoch die landwirtschaftlichen Arbeiter mitgezählt sind. Aus diesen Daten ist zu ersehen, daß die Zerstörungen der bolschewistischen Zeit hier dem Sozialismus seinen eigentlichen Nährboden, die Industrie, fast völlig abgegraben haben.

Die seit 1920 von dem bisherigen Drucke befreite Bevölkerung hat sich in den letzten fünf Jahren zunächst in der Kommunalverwaltung an eine wiederaufbauende Arbeit gemacht. Infolge der in den letzten Jahren an der Wolga wütenden Hungersnot kann von einer kommunalen Wirtschaft auf dem flachen Lande freilich keine Rede sein, aber in der 160 000 Einwohner zählenden Hauptstadt Kasan ist doch schon recht viel geschehen. Diese Stadt hat während der seit 1918 an der Wolga wütenden Bürgerkriege ganz besonders schwer zu leiden gehabt. Namentlich die Tschecho-Slowaken, die an der Wolga ein sehr übles Andenken hinterlassen haben, hausten hier in einer entsetzlichen Weise, zerstörten die ganze Wasserleitung und verwandelten das Maschinenhaus in einen Aschenhaufen.

Jetzt sind diese Schäden des Jahres 1918 wieder beseitigt, das Elektrizitätswerk instandgesetzt und die völlig zerstörten Straßenbahnlinien bis 1924 wiederhergestellt. Auch die Straßen und öffentlichen Gärten sind wieder in Ordnung gebracht, während für sanitäre Zwecke 90 000 Rubel 1925 aus städtischen Mitteln bewilligt wurden.

In dem ganz agraren Lande, mit seinem an sich sehr fruchtbaren, aber oft unter der Dürre leidenden Boden, steht die Landwirtschaft natürlich auf dem ersten Platz. Aber gerade auf diesem Gebiet hat die junge Republik infolge äußerer Umstände am wenigsten leisten können. Stand auch die Landwirtschaft hier bei der primitiven Dreifelderwirtschaft auf einer ziemlich niederen Stufe, so ist sie seit 1920 infolge der Bürgerkriege und der Hungersnot noch ganz bedeutend zurückgegangen. Schon 1920 war die kultivierte Bodenfläche um 31 % (gegen 1916), nach der furchtbaren Mißernte des Jahres 1921 bis 1922 gar um 60 % zusammengeschrumpft. Auch der Viehbestand und die Schafherden gingen fast um die Hälfte zurück. Die großen Anstrengungen der tatarischen Regierung ermöglichten es jedoch bis 1924, die angebaute Fläche wieder um 40% zu vergrößern, hauptsächlich durch reiche Spenden an Saatgetreide. Auch die ganz darniederliegende

Forstwirtschaft konnte bis zum Ende 1923 so weit gehoben werden, daß wenigstens 25% der tatarischen Wälder rationell bewirtschaftet wurden.

Die Industrie hat, wie oben schon angedeutet, für das tatarische Volk, abgesehen von der Hausindustrie, eine recht geringe Bedeutung, da immer noch die meisten Industriearbeiter Russen sind. Von 347 industriellen Betrieben in ganz Tataristan waren bis 1921 nicht weniger als 327 sozialisiert worden. Und darin, nicht etwa in äußeren Umständen, ist die gegenwärtig erschreckend große Zahl der Arbeitslosen zu suchen. Denn während die Produktion von 1922 bis 1925 im allgemeinen sich auf der gleichen Höhe hielt, schnellte die Zahl der Arbeitslosen vom monatlichen Maximum von 5521 im Jahre 1922 auf 23 279 im Jahre 1924 empor und betrug auch im Januar 1925 noch 17 068 gegen 2068 im Januar 1922.

Auch der an der Wolga von altersher recht blühende Handel hatte unter den genannten widrigen Einflüssen natürlich schwer zu leiden, namentlich bis zum Jahre 1923. Aber die 1922 in Kasan gegründete Handelsbörse vergrößerte ihren Umsatz von 1923 bis 1925 um mehr als das Fünffache (um 59,5%). Der gesamte Handelsumsatz stieg von 14½ Millionen Rubel im Zeitraum 1922—23 auf fast 58 Millionen für 1924 bis 25. Anfangs herrschte der private Haushandel durchaus vor, mit 86,6% von 1922 bis 1923, während der kooperative und staatliche Handel im zweiten Halbjahr 1923 bis 1924 sich immer stärker entwickelten (der staatliche Handel bis 40,6%) und der private Handel auf 50,5% zurückging. Man schätzt die allgemeine Kaufkraft der Bevölkerung auf einige 10 Millionen, ist aber jetzt der Ansicht, daß man den Handel nur dann wirklich auf die Höhe bringen könne, wenn man das organisierte Privatkapital in höherem Grade heranzieht! Im allgemeinen ist hierzu noch zu bemerken, daß die Tataren bekanntlich die geborenen Handelsleute sind und als solche in ganz Rußland bisher eine große Rolle spielten.

Von größerem Interesse als das durch äußere Umstände zunächst so sehr behinderte wirtschaftliche Leben ist die Entwicklung der geistigen Kräfte im neuen Staate. Da ist zunächst zu bemerken, daß jetzt natürlich die tatarische Sprache in allen staatlichen und kommunalen Ämtern als mit dem Russischen gleichberechtigte Staatssprache gilt, wie etwa in Finnland das Finnische und Schwedische. Die Tataren benutzen bekanntlich, wie die Türken, das arabische Alphabet, aber durch ein besonderes Dekret ist eine vereinheitlichte Orthographie vorgeschrieben, während die bis dahin gebräuchlichen indischen Ziffern durch die arabischen der ganzen Kulturwelt ersetzt werden.

Auf dem Gebiete der Volksbildung hat die Republik bisher wohl am meisten geschaffen, wie aus folgenden Daten zu ersehen ist.

Im Jahre 1916 gab es auf 1148 russische Volksschulen nur 35 tatarische, während die Zahl der letzteren bis 1925 auf 857 gestiegen, die der russischen auf 607 gesunken ist. Eine bemerkenswert hohe Stufe erreichte das Schulwesen im Jahre 1921, da die Gesamtzahl aller Unterrichtsanstalten damals 3327 betrug, während sie infolge der erwähnten Katastrophen bis 1925 auf 1932 gesunken ist. Professionelle Schulen gibt es jetzt 54 mit 6338 Schülern. Bemerkenswert erscheint hier, daß von diesen Schülern nur 3,8 % (!) der kommunistischen Partei angehören. — Über die gegenwärtigen Leistungen der alten Universität Kasan, auf der Aksakow, Leo Tolstoi und Lenin studiert haben, läßt sich zurzeit noch nichts sagen. Diese altberühmte Hochschule zählt jetzt 48 Professoren, 16 Lektoren und 2813 Studenten. Außerdem gibt es in Kasan noch ein orientalisches Seminar mit 654 Studenten, sowie eine „Tatarisch-Kommunistische Hochschule", wo von 211 Studenten 128 Tataren und nur 54 Russen sind. Es hat sich hier herausgestellt, daß die Ideen von Marx, Engels, Lenin usw. sich nur schwer im Tatarischen wiedergeben lassen.

Die tatarische Literatur war bis zur Revolution nur sehr schwach entwickelt und beschränkte sich im wesentlichen auf Bücher religiösen Inhalts oder Märchenerzählungen.

Der Aufschwung seit 1918 ist ein sehr bemerkenswerter, denn von 25 Büchern in diesem Jahre stieg die Herausgabe auf 91 im Jahre 1924. Außerdem erschienen viele tatarische Bücher und Broschüren politischen Inhalts in Moskau und Orenburg. Sehr bedeutend war auch der Aufschwung der periodischen tatarischen Presse, so daß in Kasan von 1917 bis 1924 nicht weniger als 25 tatarische Zeitungen und Journale erschienen und zum Teil wieder verschwanden. Wes Geistes Kinder einzelne dieser Blätter waren, zeigen ihre Namen: „Kysyl Bairak" („Die rote Fahne"), „Kysyl Jaschlar" („Die rote Jugend"), „Kysyl Kureschtschi" („Der rote Kämpfer") usw. Wie rasch das weibliche Element sich dem geistigen Aufschwunge anzupassen wußte, ersieht man aus dem Umstande, daß bereits im Jahre 1918 das „Allrussische Büro der Mohammedanerinnen" in Kasan ein Blatt unter dem Namen „Scherk Kysy" („Die Tochter des Orients") herausgab. Auch der Humor war vertreten in dem 1923 herausgegebenen Witzblatte „Tschajan" („Der Skorpion").

Alles in allem lassen die offiziellen, anläßlich des fünfjährigen Jubiläums von der tatarischen Republik mitgeteilten Daten deutlich genug erkennen, daß der Einfluß der bolschewistischen Ideologie in dem tatarischen Volke nur einen ungünstigen Boden findet. Bei der ausgesprochen nationalen Einstellung des ganzen Volkes ist das auch kaum anders möglich. Aber dankbar werden die Tataren der Sowjetunion gewiß bleiben, denn die nationale Freiheit haben sie nur durch sie erlangt. Die Vernichtung des mächtigen Zarenreiches hat einer großen Zahl kleiner Staatswesen das Leben gegeben. Und das wird wohl schließlich das einzige Bleibende nach dieser grandiosen Revolution sein.

Über Haartrachten verschiedener Völker und Zeiten

Von

Mathias Vaerting

Bei Mann und Weib wechseln die Haartrachten beständig, beide tragen bald kurzes, bald langes Haar. Das Geschlecht hat keinen entscheidenden Einfluß. Das lange Haar ist kein absolutes Attribut der Weiblichkeit, es ist nur ein sehr relatives und vergängliches. Denn die lange Haartracht kommt bei den Männern ebenso oft als typisch vor wie bei der Frau. Aber nicht etwa nur bei uralten Völkern früherer Zeiten, denen noch die Scheere fehlte. Bis vor ganz kurzem trugen die Chinesenmänner noch ihre langen, wohlgepflegten Zöpfe. Ihre Männerhaare standen an Wachstumskraft dem langen Frauenhaar der verschiedensten Zeiten und Völker nicht nach. Heute greift die augenblicklich kurze Haartracht der europäischen Männer auch in China immer mehr Platz. In der Antike war die Tendenz, die Tracht aller Völker gleichzumachen, anscheinend weniger stark ausgeprägt, zum mindesten weniger erfolgreich. Denn wir kennen zwei Nachbarvölker, die zu gleicher Zeit genau die umgekehrte Haartracht der Männer hatten. Das waren die Athener und Spartaner. Die Knaben und Jünglinge trugen bei den Athenern die Haare bis zum 18. Jahre ungeschoren in natürlicher Länge. Häufig wurde ihnen ein großer Kamm von einem Sklaven nachgetragen. Der „Bubikopf"

war also damals langhaarig. Wenn sie 18 Jahre alt waren, wurde ihnen — seit der Zeit der Perserkriege — das Haar zum erstenmal geschnitten. Nach diesem ersten Schnitt ließ man das Haar wieder wachsen „bis zu einer anmutigen Fülle, aber nicht übermäßigen Länge“ (Grasberger). Häufig wurde das Haar mit einem von der Stirn nach dem Hinterhaupte gezogenen Bande geschmückt, wie Gefäße aus dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. zeigen. Reiches und wohlgepflegtes Haar galt als Hauptschmuck des freien und gebildeten Mannes. Kurzes Haar galt als Zeichen von Armut oder Geiz oder athletischer oder philosophischer Strenge. Diese Sitten der Blütezeit scheinen sich später geändert zu haben, da in der Verfallszeit langes Haar vielfach als unmännlich galt. Nur Eros und besonders Apollon und Bacchus stellte man weiter mit langem Haar dar, sie trugen es als Zeichen ewiger Jugend.

In Sparta war es genau umgekehrt wie im Athen der Blütezeit. Die männliche Jugend trug hier bis zum 18. Jahre das Haar kurz geschoren. Dann ließ man das Haar lang wachsen. Dieser Sitte blieben die Männer jahrhundertelang treu, bis sie nach den Niederlagen im achäischen Kriege, als ihre Machtstellung dahin war, die kurze Haartracht übernahmen. Deshalb wurden die Spartaner zur Zeit ihrer Hegemonie gern als Langhaarige bezeichnet, also ganz ähnlich wie bei uns die Frauen bis vor kurzer Zeit. Plutarch erzählt, daß sich die Spartaner im Kriege das lange Haar besonders aufputzten und schmückten, es mit Salben glänzend machten und künstlich ordneten. Die Frauen hingegen trugen anscheinend nach der Eheschließung kurzes Haar. Plutarch berichtet wenigstens, daß die Braut bei der Hochzeit ein Männergewand und Männerschuhe anlegte und das Haar kurz schor. Im jugendlichen Alter stand die weibliche Haartracht anscheinend ebenso im Gegensatz zur männlichen, denn anscheinend trugen die Mädchen die Haare lang. So scheint also die Haartracht der erwachsenen Männer die gleiche gewesen zu sein wie bei den jungen Mädchen, die der erwachsenen Frauen dieselbe wie bei den jungen Knaben. Es war also Sitte, daß nicht nur die Frauen im damaligen Sinne einen Bubikopf trugen, sondern ebenso die Männer einen Mädelkopf.

Die Spartaner mit ihrer langen Haartracht der Männer waren nun keineswegs eine Ausnahme. Völker mit gleicher Sitte sind sehr zahlreich. Ja, es gibt wohl kaum ein Volk, bei dem diese Sitte nicht in ein oder mehreren Phasen noch nachzuweisen ist. Wenn man die Haarkostüme aller Völker und Zeiten in Betracht zieht, von denen uns Kunde geworden ist, so darf man wohl behaupten, daß die Sitte der langen Haartracht der Männer einen weit größeren Raum einnimmt als die der kurzen. So hatten bei den alten Athenern die Männer bis kurz vor den Perserkriegen ganz langes Haar. Nach einer Angabe des Thukydides trugen die Männer von Athen zu dieser Zeit langes Haar, welches oben auf dem Scheitel besonders kunstvoll in einem Knoten, einem sogenannten Krobylos, zusammengefaßt und durch eine goldene Haarnadel in Gestalt einer Cicade festgehalten wurde. Homer rühmt bei den meisten seiner Helden den schönen langen Haarwuchs. Athene verlieh ihrem Liebling Odysseus langgelocktes, auf die Schulter herabwallendes, hyazinthfarbenes Haar, um ihn im Hause des Alkinoos und besonders auch seiner Gattin Penelope angenehm und jugendlich erscheinen zu lassen. Diomedes rühmt sein Haupthaar, das in hörnerförmigen Locken aufgemacht war. Dagegen wird Männern von geringerer Geltung, wie Eurybates, Herold des Odysseus, von Homer kurzes Haar beigelegt. Theseus hatte nach Pausanias langes aufgeflochtenes Haar und ein langes Gewand. Pindar läßt Jason mit langen Locken, welche den Rücken herabwallen, auftreten, so daß man ihn für Ares oder Apollon halten konnte. Euripides läßt Elektra dem Menelaos Kränze reichen, um damit seine blonden Locken zu schmücken. Auch später, als bei den erwachsenen Männern die Haartracht schon kürzer war, traten immer noch Männer mit langem Haar oder mit Lockenkopf auf. So trug Hippodamus, der berühmteste Baumeister seiner Zeit, der von Milet nach Athen kam, langes Haar. Geboren 475 v. Chr., galt er als der erste Gründer

regelmäßiger Städteanlagen mit breiten und geraden Straßen. Sein ältestes Werk war die Hafenstadt des Piräus. Aristophanes berichtet von ihm, daß er manchem allzuviel Sorgfalt auf sein Äußeres zu verwenden schien durch die wohlgepflegte Fülle seiner Haare, die er sich lang wachsen ließ. Heute würde man ihn als weibisch bezeichnen. Vor diesem Irrtum aber blieben die Athener bewahrt, wohl nicht zum wenigsten durch den Anblick der langhaarigen Spartanermänner und ihrer zahlreichen Nachahmer. Dagegen läßt Aristophanes in seinen Wespen Greise an den üppigen Locken der Jünglinge Anstoß nehmen. Hippodamus war nicht der einzige, der in Athen entgegen der Sitte langes Haar trug. Alkibiades trug bis tief ins Mannesalter hinein lange Locken. Sokrates' Schüler Phädon hatte langes, bis in den Nacken hinabfallendes Haar, mit welchem Sokrates an seinem Todestage spielte, während er sich mit seinen Schülern unterhielt. In den Reliefs des Parthenon kommen auch männliche Figuren mit Locken und langem, losem Haar vor. Bei einigen senken sich vorn beiderseits von den Schläfen lange Locken herab, bei einigen wird das volle Haar durch ein quer über den Scheitel gezogenes Band zusammengehalten. Einige berittene junge Männer haben offenes, frei herumflatterndes Haar. Hegesippos, ein Zeit- und Parteigenosse des Demosthenes, bekam wegen seines Haarschopfes den Beinamen „Krobylos". Zur Zeit des Lukian scheinen Jünglinge sowohl wie Jungfrauen, die gefallen wollten, ihr Haupt mit Locken geschmückt zu haben.

Ihre Götter haben die Griechen fast ausschließlich und zu allen Zeiten langhaarig dargestellt. Vor allem Apollon, Dionysos, aber auch Zeus und Poseidon. In Zeiten, wo man wie heute an die Weiblichkeit langer Haare glaubte, konnte es denn geschehen, daß man Bilder des Apollon für Venus hielt und einen Dionysos für eine Ariadne. Apollon und Dionysos erscheinen in den schönsten Lockenfrisuren. Flechten oder Locken fallen nicht nur auf den Rücken, sondern auch lang auf die Brust herab und bedecken Schultern und Arme. Auch Zeus hat oftmals nicht nur den Rücken bedeckendes langes Haar, sondern auch zu beiden Seiten der Schultern hängt eine lange Locke herab. Haarknoten auf dem Scheitel oder am Hinterhaupt kommen ebenfalls vor. Auch mythische Persönlichkeiten werden mit reichem Haarputz dargestellt, trotz ihres männlichen Geschlechts. Es sind Gefäße erhalten, auf denen Prometheus mit sehr langen, über den Rücken hinabfallenden Haarflechten erscheint. Endymion, Ganymed, Adonis, die Symbole der vollkommenen männlichen Schönheit, sie alle erscheinen mit langen herabwallenden Locken, Ganymed trägt auch außerdem noch den Haarknoten auf dem Scheitel, Narkissos einen Knoten am Hinterhaupt. Auch Eros wird mit langen Ringellocken dargestellt oder auch mit Flechten über dem Scheitel. Von Pan ist eine Darstellung erhalten, bei der die Locken bis auf die Brust herabreichen. Bei Orpheus und Äskulap fallen lange Locken den Rücken hinab.

Nach Herodot trugen die Perser langes Haar, Flechten waren bei den Männern anscheinend beliebter als Locken. Noch als Kaiser Julian mit den Persern Krieg führte, trugen die Perser langes Haar. Auch die Parther trugen langes Haar, wie Seneca von ihnen bezeugt, ebenso wie von den Germanen und Scythen. Auf Münzen erscheinen Herrscher mit Locken, Flechten sowie mit verzierenden Bändern und Schnüren im Haar. Ein überaus kunstvoller Haarputz findet sich bei den Männern des alten Niniveh, unzählige größere und kleinere Locken fallen in oft symmetrischer Anordnung herab. Die Lykier schätzten ihr langes Haar sehr hoch. Sie erlegten lieber eine große Geldsteuer, als daß sie sich es abschneiden ließen, als einst ein Präfekt des Königs Mausolos von Karien von ihnen entweder ihr langes Haar oder einen größeren Tribut forderte. (Allerdings in der stillen Hoffnung, er möchte das Geld und nicht das Haar erhalten.)

Die alten Römer ließen sich auch das Haar lang wachsen, etwa bis Mitte des fünften Jahrhunderts der Stadt. Der ältere Scipio trug noch bei seiner Unterredung

mit Masinissa langes Haar, wodurch seine Erscheinung stattlicher wurde, wie Livius hervorhebt. Doch scheint schon zu dieser Zeit mehr kurzes Haar Sitte gewesen zu sein. Zur Zeit des Cicero aber gab es auch schon wieder junge Männer, die ihr Haar in künstlichen Locken ringelten, eine Erscheinung, der wir auch in der Kaiserzeit häufig begegnen. Aus Herculanum ist z. B. eine männliche Statue erhalten, die röhrenförmig gedrehte Locken hat, während sich von Stirn und Scheitel eine gedrehte Flechte quer über das Haupt zieht. Die alten Etrusker hatten anscheinend ebenfalls langes Haar. Auf einer zu Chiusi gefundenen Vase sind sämtliche Personen, männliche und weibliche, mit langem, weithin den Rücken bedeckendem Haar dargestellt. Nicht selten erscheinen beide Geschlechter zu gleicher Zeit in genau gleicher Haartracht. So war es häufig bei den Deutschen. Z. B. trugen die Merowinger lange Haarflechten und zwar die Könige sowohl wie ihre Gemahlinnen. Bei den alten Trözeniern mußten sich Jünglinge sowohl wie Jungfrauen bei der Eheschließung das Haar abschneiden lassen. Bei den Ägyptern begegnen wir verschiedentlich der gleichen Frisur bei Männern und Frauen. So sind noch Münzen erhalten, welche Herrscher und Herrscherin mit Stirnlocken und einem Schopf am Hinterkopf zeigen. Aus der fünften Dynastie sind Bilder von Männern und Frauen mit einfachen, auf den Rücken herabfallenden Haaren erhalten. Nächst den Männern von Ninive haben anscheinend die ägyptischen Männer zu verschiedenen Zeiten das größte Gewicht auf einen künstlichen und reichen Haaraufbau gelegt. Die Zahl der verschiedensten Lockenaufbauten ist sehr groß. Daß die alten Germanen langes Haar trugen, haben wir erwähnt, ebenso war es bei den Goten und bei den Lusitaniern.

Sehr häufig zu finden und sehr beliebt war langes Haar von jeher dort, wo wir es, bei unsern heutigen Anschauungen von der Weiblichkeit des Langhaares, am wenigsten vermuten würden, nämlich bei den Kriegern. Die spartanischen Krieger mit ihrem besonders für den Feldzug geschmückten langen Haar haben wir bereits erwähnt. Ebenfalls die langhaarigen homerischen Kriegshelden. Theoderich der Große, der König der Ostgoten, nannte seine Krieger die Langhaarigen. Dieses Beiwort war gleichbedeutend mit edel. Die Makedonier im Heere Alexanders trugen größtenteils langes Haar. Auf phönikischen Münzen finden sich behelmte Köpfe mit langen geringelten oder gedrehten Locken. Auch unter den ägyptischen Kriegern finden sich viele mit langem Haar, andere haben auf einem geschorenen Kopf ein kurzes Zöpfchen. Eine Gruppe von drei Bogenschützen, welche Champillion für Krieger Ramses' III. erklärt hat, haben ebenfalls ein geschorenes Haupt, vom Scheitel auf die Brust jedoch fällt zu beiden Seiten eine lange schmale Haarschicht herab, welche in der Nähe der Ohren durch ein buntes Band zusammengehalten wird. Ein anscheinend assyrischer Krieger hat ebenso eine originelle Haartracht, das lange Haar ist durch ein buntes Band am Hinterhaupt in einen Knoten gehalten. Auch von den Etruskern sind Bilder bewaffneter Krieger erhalten mit sehr langen, in den Rücken herabwallenden Haaren und einer Reihe von Ringellöckchen um die Stirn. Man sieht, es gibt fast keine von der Frau jemals getragene Haartracht, die nicht auch schon die Krieger eines Volkes in gleich kunstvoller Aufmachung getragen hätten. Frisuren, die man heute weiblich zu nennen beliebt, könnte man ebensogut männlich kriegerisch nennen, wenn man ein wenig weiter in der Geschichte zurückgeht. Die Sueven trugen ihr Haar in einem mächtigen Knoten auf dem Scheitel geschürzt. Ihre Fürsten aber bauten ihr Haar auf dem Scheitel noch höher und kunstvoller auf, und besonders wenn sie in den Krieg zogen, legten sie größtes Gewicht auf eine gewaltige Frisur, um den Feinden zu imponieren. Die Germanenstämme zogen anscheinend in der Mehrzahl entweder mit lang herabhängenden Haaren oder mit langem, in einen Knoten geschürztem Haar in die Schlacht. So trugen außer den Sueven die Sigambrer einen Knoten. Die Alemannen hingegen kämpften gegen die römischen Legionen bei Argentoratum mit lang herabwallenden Haaren. Die Chatten legten das lange Haar ab, wenn sie einen Feind getötet hatten.

Das kurze Haar gilt heute als Attribut der Männlichkeit. Bei sehr vielen Völkern hätte der Mann dieses Attribut sicherlich weit von sich gewiesen für sein Geschlecht. Denn die Kurzhaarigkeit war ein Symbol der Unfreiheit, der Knechtschaft. Diese Erscheinung kehrt bei den verschiedensten Völkern wieder. Nach Lukian war das lange Haar bei den Ägyptern ein Zeichen der edlen Abkunft. Nach Aristophanes war das Tragen langer Haare eine Zeitlang Vorrecht der Ritter im alten Athen. Die Sklaven waren anscheinend ganz kurz geschoren zu dieser Zeit. Zur Zeit des Agathias durften bei den Franken nur die Könige und die Mitglieder des königlichen Hauses langes Haar tragen. Wurde ein Mann königlichen Geblüts seines langen Haares beraubt, so war damit angezeigt, daß er nun als gemeiner Mann zu betrachten sei. Jedem, der nicht zum königlichen Hause gehörte, wurde untersagt, sich das Haar wachsen zu lassen. Bei germanischen Völkern wurde der Verlust der Freiheit nicht selten durch Abschneiden des Haares zum Ausdruck gebracht. Oft liegt der Standesunterschied nur in der Art der Frisur. So berichtet Tacitus von den Sueven, einem Germanenstamm: Das Auszeichnende des Geschlechts ist, das Haar schräg und in einen Knoten zu binden. So werden die Sueven von den übrigen Germanen, der Sueven Freigeborene von den Sklaven unterschieden. Auch die alten Juden brachten Standesunterschiede durch Kurz- und Langhaarigkeit zum Ausdruck. Die alten Juden trugen das Haar lang, und es muß wohl sehr lang gewesen sein, wenn ein Absalon mit seinem Haarschopf an einem Baumast hängen bleiben konnte. Den Leviten aber wurde das Haar kurz geschoren. Ähnlich scheint es bei den Ostgoten gewesen zu sein. In den alten gotischen Gesängen wurden die Krieger als langhaarig von den Priestern unterschieden. In Europa liegt die Mode der langen Haare der Männer noch gar nicht so lange zurück. Vielfach wird behauptet, daß die Engländer, die in Nordamerika in den Freiheitskriegen im Felde gestanden hatten, zuerst mit abgeschnittenem Zopf und Haar von dort zurückkehrten. Jedenfalls kam seit dieser Zeit die lange Haartracht für Männer langsam und allmählich aus der Mode. Schon in all den Jahrhunderten vorher hatte ein häufiger Wechsel in der Haartracht der Männer stattgefunden zwischen Langhaarigkeit und Kurzhaarigkeit. Nur einige Beispiele mögen erwähnt werden. Im 12. Jahrhundert trugen die Männer langes Haar, sorgfältig frisiert und in Zöpfe geflochten und geziert mit einem mit Perlen und Edelsteinen versehenen Reifen. Der Grundzug dieser Haarmode muß sich längere Zeit erhalten haben. So wird z. B. Meier Helmbrechts Sohn, der als Bauer die Ritter nachahmen wollte, geschildert mit langen, falben Haaren, die in krausen Locken fielen, und einer gestickten Haube. Ende des 15. Jahrhunderts fand die Mode Eingang, das Haar kurz zu scheren. Aber schon gut hundert Jahre später lebte unter Ludwig XIII. die Mode wieder auf, daß die Männer das Haar lang und lockig trugen.

Auch bei den Frauen wechselten kurzes und langes Haar. So konnte es auch vorkommen, daß die Männer langes Haar hatten, während die Frauen kurzes trugen. Wir würden das heute eine umgekehrte Welt nennen, und es war doch z. B. noch vor einem halben Jahrtausend eine ebenso eingebürgerte Sitte und richtige Welt, wie heute das Umgekehrte. Ein französischer Gelehrter hat jüngst an den Fresken einer alten Kirche nachgewiesen, daß die Frauen im 14. Jahrhundert einen Bubikopf trugen, während die Männer ihre langwallenden Locken pflegten. Die Fresken sollen aus dem Jahre 1380 stammen. Wenn man nun liest, daß die spanischen Geistlichen jüngst die Kirchendiener angewiesen haben sollen, jede Frau mit einem Bubikopf von der Kirchentür wegzuweisen, so kann man sich eines Lächelns nicht erwehren über die Ironie des Schicksals, daß fast zu gleicher Zeit ein Franzose Frauen mit der gleichen Haartracht auf den Fresken in einer Kirche entdeckte. Die gleiche Kirche verewigt einmal den Bubikopf der Frau, um Heilige darzustellen, das andere Mal wird die Frau mit dieser Haartracht von der Kirche zurückgewiesen. Dabei hat die Kirche es zudem jahrhundertelang gut geheißen, daß die Nonnen sich ihr Haar kurz schneiden.

Auch der Haarputz der Männer war zu gewissen Zeiten und bei gewissen Völkern so künstlich, daß er an Künstlichkeit den groteskesten Frauenleistungen auf diesem Gebiet nicht nachsteht. Wir haben bereits verschiedene derartige Männerfrisuren erwähnt. Strabo beschreibt die große Putzsucht der lybischen Männer, die sich besonders an den Haaren ausließ. Er sagt: „Der Haarputz der Männer ist so künstlich, daß man sie selten beim Lustwandeln einander berühren sieht, damit des Haares Zierputz unverletzt bleibe." Bei den Latuka trägt der Mann eine derart künstliche Frisur, daß er 10 Jahre lang bis zu ihrer Vollendung braucht. Augenzeugen berichteten, daß indische Häuptlinge zu ihrer Toilette und namentlich zur Anordnung ihres üppigen Haupthaares mehrere Stunden Zeit brauchten (Krause). Die Männer von Tana (Hebriden) trugen ihr Haar 12 bis 18 Zoll lang und teilten es in 600 bis 700 kleine Locken oder Flechten. Von den alten Germanen erzählt Plinius, daß sich hauptsächlich die Männer die Haare färbten.

Nicht selten kann man auch die Ansicht hören, die sogar in wissenschaftlichen Büchern vertreten wird, daß das weibliche Haar eine größere Anlage zum Längenwachstum besitze als das männliche. Diese Ansicht wird schon durch die überaus zahlreichen langen und oft sehr langen und reichen Haartrachten der Männer widerlegt. Es gibt aber außerdem noch zahlreiche Berichte über sehr langes Männerhaar. Maghellan hat bei seiner ersten Reise um die Welt die Kaffern mit schwarzen, bis zu den Hüften reichenden Haaren angetroffen. Maximilian von Wied fand auf seiner Reise durch Nordamerika auf der Insel Massana die Bewohner mit Haaren, die ihnen bis auf die Füße reichten. Bei Champollion findet sich eine ägyptische Figur eines Mannes mit einem Gefäß, bei dem aus dem dichten Haupthaar zwei Flechten über den ganzen Rücken herabfallen. Layard hat bei seinen Reisen Araber gefunden mit sehr langem und reichem Haarwuchs, darunter jüngere und ältere Männer. Auch bei indischen Stämmen wurde sehr reicher Haarwuchs bei den Männern gefunden, so Häuptlinge, deren Haar beim Reiten den ganzen Rücken des Rosses bedeckte.

* * *

Die Tracht des Haares, ob kurz oder lang, hat bei Mann und Frau mit ihrer Geschlechtsnatur so wenig zu tun wie eine Kleidermode. (Die Tatsache, daß man in der heute zufällig langhaarigen oder bis vor kurzem langhaarigen weiblichen Haartracht ein Geschlechtsmerkmal erblickt, zeigt, wie leicht künstliche Unterschiede als natürliche ausgegeben werden.) Die Kleidermoden der beiden Geschlechter wechseln ebenso wie die Frisuren, trotzdem glauben manche Leute, die Hose sei das typisch männliche und der Rock das typisch weibliche Kleidungsstück. In Wirklichkeit trägt bald der Mann die Hose, bald die Frau, bald beide zu gleicher Zeit, bald keiner von beiden, nämlich, wenn beide einen Rock tragen. Ebenso ist es mit dem Rock. Heute ist die Hose bei uns das typisch männliche Kleidungsstück, in China war sie bis vor kurzem noch das ebenso typisch weibliche Kleidungsstück. Beim einfachen Volk tragen nach Driesch die Frauen noch heute Hosen und die Männer lange Röcke. Bei den Eskimos tragen Mann und Frau Hosen, und im 12. Jahrhundert trugen Mann und Frau ganz die gleichen bis auf die Füße reichenden Röcke. Wenn wir die Tracht der Lehnsherren im Mittelalter auf den uns erhaltenen Bildern betrachten, sehen wir sie in Kittelkleidchen, die sich in nichts von denen unterscheiden, die bis vor kurzem bei unsern Frauen so beliebt waren. Cicero erzählt von einem sizilianischen Statthalter, der sich auf seinen Reisen in einer Achtträgersänfte befördern ließ, sitzend auf Kissen von maltesischer Gaze mit Rosenblättern gestopft, einen Kranz auf dem Haupte und einen um den Hals geschlungen, ein feines leinenes, mit Rosen gefülltes Riechsäckchen an die Nase haltend. Man würde in solchem Aufzuge heute eher eine Diva vermuten als einen Statthalter. So ändern sich die Sitten. Grüßten doch auch in Frankreich die Frauen zur Zeit des Ritters de la Tour durch Abnehmen der Kopfbedeckung.

Der weise Salomo soll nach des Josephus Bericht sein Haar mit Goldstaub gepudert haben; die Erkenntnis der Eitelkeit dieser Welt und seine vielgerühmte Weisheit haben ihn nicht vor der tätigen Anteilnahme an dieser Eitelkeit bewahren können. Auch von einigen römischen Kaisern wird die gleiche Praxis berichtet. Niemand zweifelt heute, daß das Malen der Augenbrauen und Schminken ein Ausdruck echt weiblicher Übereitelkeit und Putzsucht ist. Es hat Kulturvölker gegeben, bei denen die Männer dieser Sitte noch mehr verfallen waren, als heute bei uns die Frauen es sind. Astyages, König der Meder und Großvater des Kyros, war nach Xenophon an den Augenbrauen bemalt, an den Wangen geschminkt und sein Haupt war mit einem künstlichen Haaraufsatz geschmückt. Als ihn Kyros als Knabe zum erstenmal erblickte, sagte er voll Bewunderung über seine Erscheinung zu seiner Mutter: „Wie schön ist mein Großvater." Xenophon fügt hinzu, daß dieser Aufputz bei den Medern Landessitte war.

Auch daß ein Geschlecht das andere nachahmt, ist eine alte Erscheinung. Bis vor kurzem schwelgte die Frau in sogenannten männlichen Moden. Zur Zeit Bertholds von Regensburg war es umgekehrt, da ahmte der Mann auf jede Weise die Tracht der Frau nach. Die Männer stopften sich die Brust aus, machten sich künstlich die damals bei den Frauen so beliebten „Gänsebäuche", schnürten sich die Taille so fest ein, daß sie „Windhunden" glichen, ließen sich die Hosen in vielfältiger Weise aufschlitzen, so daß die Haut hervorsah. Sie schmückten sich mit kostbaren Hauben, Hüten und Gürteln wie die Frauen. Sie färbten sich auch gern ihr langes Haar. Ferner klagt Philo darüber, daß die Jünglinge in Alexandrien die Frauen nachahmten, indem sie ihr Haar in Locken und Flechten legten.

Das lange Haar gehört weder bei Frau noch Mann zur Ordnung der Natur. Der ewige Wechsel, das ist die große Ordnung der Kultur. Und ebenso scheint es zur Ordnung der Kultur zu gehören, daß jeder Wechsel erbittert bekämpft werden muß.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Der Nationalitätenkampf in Schleswig

Zum sechsten Male jähren sich die Tage, an denen am 10. Februar in der ersten schleswigschen Zone en bloc und am 14. März in der zweiten schleswigschen Zone gemeindeweise abgestimmt wurde. Diese beiden Tage bildeten die erstmaligen Schlußsteine unter das Abstimmungswerk auf dem Boden des ehemaligen Herzogtums Schleswig. Aufregende Jahre und Monate, die zwischen dem November 1918 und den Abstimmungstagen lagen, hatte die Bevölkerung hinter sich. Wohl kaum jemals ist eine so leidenschaftliche Erschütterung durch die schleswigsche Bevölkerung gegangen wie in jenen Tagen, als sie ihr Schicksal selbst bestimmen sollte. Diese Selbstbestimmung mußte aber einen Stachel zurücklassen, denn sie war von Versailles diktiert, und die Bestimmungen und Verordnungen, die der Abstimmung voraufgingen, waren in Paris getroffen, wo Ententevertreter mit dänischen Abordnungen verhandelt hatten, ohne daß eine deutsche Sachverständigenkommission, oder auch nur einzelne Sachverständige hinzugezogen worden waren, geschweige denn ihre Stimme in die Wagschale hatten werfen können. Um so empfindlicher mußte diese Bevormundung und Diktiermethode die schleswigsche Bevölkerung, soweit sie deutschgesinnt war, treffen, weil sie auch während des Krieges mit der Möglichkeit, daß die Folgen des Krieges auch schleswigschen Boden betreffen könnten, nicht gerechnet hatte; denn Dänemark hatte den Krieg als neutraler Zuschauer mit erlebt und nicht nur nicht die Schrecken des Krieges kennengelernt, sondern war sogar

als Kriegsgewinnler aus dem Weltenbrand hervorgegangen. Aber auch die Abstimmungen, die an den beiden genannten Tagen stattfanden, von denen die in der resten Zone trotz vieler Hemmungen, wie Stimmrechtsraub und Anwesenheit von Ententetruppen, fast 25 Prozent deutsche Stimmen gebracht hatte, während die Abstimmung in der zweiten Zone mit einem überwältigenden Sieg für das Deutschtum endete, bedeuteten noch nicht Ruhe, Sicherheit und Ende der Aufregungen. Das Gespenst einer möglichen Internationalisierung zog am Horizont herauf, genährt durch Flensburgdänen, die mit allen Mitteln versuchten, die Stadt Flensburg in den dänischen Staatsverband hinübergleiten zu lassen; erst im Juni wurde die Grenze festgelegt. Die Grenzfestsetzung bedeutete vielmehr erst den Schluß der ersten Teilung schleswigschen Bodens und der erstmaligen wirklichen Einverleibung eines Teiles des ehemaligen Herzogtums Schleswig in das Königreich Dänemark.

Aus amtlichen dänischen Verlautbarungen und auch aus der dänischen Presse geht trotz der Verschiedenartigkeit der Einstellungen immer wieder hervor, daß man auf dänischer Seite der Überzeugung ist, die Grenze von 1920 liege fest für alle Zeiten. So widerspricht man sich in Dänemark selbst, denn man hat diese Grenze festlegen lassen auf dem Boden des Selbstbestimmungsrechts der Völker, wie man es in Dänemark sieht. Hieraus geht hervor, da Nordschleswig, das in Dänemark einverleibt worden ist, früher innerlich nie zu Dänemark gehört hat, daß man grundsätzlich die Möglichkeit zugibt, dem Selbstbestimmungsrecht der Völker auf anderen Entwicklungsgrundlagen gleichfalls zum Siege zu verhelfen. Aber nicht nur auf dänischer Seite, sondern auch auf deutscher Seite gibt es Menschen, die — so berichtet wenigstens die dänische Presse von Zeit zu Zeit — die jetzige Grenzziehung für gerecht halten und eine Entspannung des Nationalitätenkampfes wünschen, um endlich Ruhe und Frieden auch über die Nordschleswigfrage zwischen Deutschland und Dänemark herbeizuführen. Wer so denkt, muß Außenstehender und Nichtkenner der Lage sein und wird eines Besseren belehrt, wenn er sich hineinversenkt in die Empfindungen der Bevölkerung auf beiden Seiten der Grenze und wenn er nicht das ignoriert, was man Volkstum nennt. Das Deutschtum im abgetretenen Gebiet meldete sofort nach der Abtretung die Revisionsforderung der Grenze an, und auch in Schleswig-Holstein liegen die Dinge so, daß die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung auf dem Boden der Revisionsforderung steht. Darüber kann man sich nicht durch Zeitungsartikel und amtliche Verlautbarungen hinwegsetzen. Schon die letzten Monate des Kampfes um Schleswig vor der Volksabstimmung ließen mit Deutlichkeit erkennen, daß es sich auf dänischer Seite bei der Regelung der Grenzfrage nicht um eine objektive Regelung handeln konnte, sondern daß man den Wunsch hatte, das, was man in den dänischen Staatsverband aufnehmen konnte, zu besitzen.

Die Bemühungen des dänischen Staates liefen dann nach der Grenzziehung sofort darauf hinaus, den annektierten Boden mit der Bevölkerung möglichst reibungslos im dänischen Staatsverband aufgehen zu lassen. Es ist in dieser Beziehung auch das Wort „aufsaugen“ auf dänischer Seite gefallen in bezug auf den Wunsch, das Deutschtum klein werden zu lassen. Doch sind auch gehässigere Worte gefallen, wie von der „Verrottung des alten Mantels“, dem das Deutschtum gleiche. Wie es nun mit der Verarbeitung und Verdauung des Deutschtums im abgetretenen Gebiet beschaffen ist, davon muß man sich am besten an Ort und Stelle überzeugen; dann erfährt man, daß von „Aufsaugung“ gar keine Rede sein kann; man erfähnt weiter, daß das Deutschtum im abgetretenen Gebiet einen Vertreter im dänischen Reichstag sitzen hat (Pastor Schmidt-Wodder); man erfährt weiter, daß noch bis zuletzt die Zahl des Deutschtums sich in langsamer Aufwärtsbewegung befindet; ferner daß sich das Deutschtum eine große politische und kulturelle Organisation geschaffen hat, daß die Jugend in Verbänden zusammengeschlossen ist, daß auf dem Gebiet der Schule alles getan wird, was getan werden kann, daß vier Zeitungen die Bedürfnisse des Deutschtums befriedigen, daß endlich die Zufriedenheit mit der Einverleibung nicht nur in deutschen Kreisen sehr zu wünschen übrig läßt, sondern daß auch in den Reihen der Dänischgesinnten eine wachsende Kritik dänischen Regierungsmethoden gegenüber zu verzeichnen ist. Bei der nationalen Schichtung ist es begreiflich, daß das Deutschtum, je weiter man in dem abgetretenen Gebiet nach Süden kommt, stärker wird, während es, wie schon früher, in den nördlichsten Gebieten, z. B. im Kreis Hadersleben auf dem Lande, am schwächsten vertreten ist.

Südlich der Grenze gibt es im deutschen Staatsverband ein zahlenmäßig kleineres Dänentum, ein Dänentum, das aber die Jahre nach 1920, insbesondere die Inflation und das wirtschaftliche Chaos in Deutschland dazu benutzte, um bei den wirtschaftlich Schwachen Konjunkturgeschäfte zu machen. Die dänische Krone rollte damals in reichem Maße über die Grenze und versuchte, die dänische Arbeit auf diese Weise zu stärken. Vorübergehend ist das auch gelungen, doch ist seit Beginn der deutschen Währungsstabilisierung ein rapides Rückwärtsgehen der dänischen Zahlen südlich der Grenze festzustellen. Dieser Prozeß ist noch keineswegs beendet. Bei der allgemeinen politischen Lage in Deutschland ist mit einem vorläufigen Ende auch nicht zu rechenn, doch darf man erwarten, daß die Zahlen der Inflation nicht wieder erreicht werden, daß vielmehr mit der langsamen Entwicklung und Beruhigung ein steter Rückgang der dänischen Zahlen südlich der Grenze Schritt halten wird, bis das alte, von keinem Sachverständigen zu leugnende Dänentum, das vor dem Kriege auch in Flensburg und Umgegend bestand, erreicht ist. Organisiert ist die dänische Arbeit südlich der Grenze mustergültig, und zwar nach dem Muster, das die dänische Bewegung in Nordschleswig vor dem Kriege geschaffen hat, das wiederum teils auf polnischem Muster aufgebaut war. Politische Organisationen, kulturelle Organisationen, Schule und Kirche, Büchereiwesen, Wohltätigkeit, alle diese Gebiete, die sich ausnutzen lassen, um den Zusammenschluß einer nationalen Bewegung zu fördern, sind vorhanden. Hinter dieser dänischen Grenzarbeit, das muß immer wieder betont werden, steht das dänische Volk nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit der offenen Hand, und es ist kein Geheimnis, wenn festgestellt wird, daß die Mittel, mit denen die deutsche Front nördlich und südlich der Grenze ihre Arbeit leistet, nicht im entferntesten an die Summen heranreichen, die vom dänischen Volk und Staat aufgebracht worden sind und noch heute aufgebracht werden. Allein vom „Südjütischen Fonds" waren bis zum Frühjahr 1925 für das Gebiet südlich der Grenze 400 000 Kronen zur Verfügung gestellt. Diese Zahl erhöht sich um ein Vielfaches, wenn man an die Jahre der Inflation denkt, wo mit wenigen Kronen Ungeheures erreicht werden konnte an Bauten und Einrichtungen. Bis 1924 ist eine Gesamtsumme der für Schleswig ausgegebenen Gelder von dänischer Seite genannt worden, die 9,5 Millionen Kronen beträgt. Und damit ist noch keineswegs die Opferfreudigkeit des dänischen Volkes erschöpfend dargestellt. Daneben laufen zahllose private Sammlungen für alle möglichen mehr oder weniger politischen Zwecke nördlich und insbesondere südlich der Grenze. Es ist bezeichnend, daß man auch nach der Grenzziehung nicht nur sein Augenmerk hauptsächlich auf den Kampf der Nationalitäten südlich der Grenze geworfen hat, sondern auch immer in Nordschleswig die Bevölkerung zur tätigen Mitarbeit und Opferwilligkeit aufruft, weil auch die dänischen Führer, die mit Pathos immer wieder versichern, daß die Grenze in sich selbst ruhe, weil sie nach dem Willen der Bevölkerung gezogen sei, letzten Endes sich von dem Gedanken nicht freimachen können, daß das Zentrum des Zukunftskampfes nicht südlich der Grenze, sondern eben in dem abgetretenen Gebiet Nordschleswig liegt.

Auf deutscher Seite hat das Erlebnis der Abstimmung, die spannungsvollen Monate vor der Abstimmung, zu einem neuen Erwachen des nationalen Empfindens und der Verantwortung geführt. Es läßt sich nicht leugnen, daß es insbesondere im weiteren Deutschen Reich, das der verhältnismäßig kleinen Schleswigfrage ferner steht, viele Stimmen gibt, die von der Schleswigfrage nichts mehr wissen wollen, oder sich, besser gesagt, für berechtigt halten, die Hände in den Schoß zu legen und abzuwarten, bis eine großpolitische Entscheidung sich nähert, die dann das Glück der politischen Auseinandersetzung auf unsere Seite bringen soll. Diese Auseinandersetzung ist keineswegs kriegerisch gedacht. Es wäre aber durchaus wünschenswert, wenn sich der Kreis der Deutschen, die so denken und warten und inzwischen untätig sind, immer mehr verkleinert, denn es ist sicher, daß noch andere Faktoren an der Nordgrenze der deutschen Nation eine gewichtige Rolle spielen, und wir dürfen in dieser Beziehung lernen von den starken Energien, die sich in der dänischen Bewegung in Nordschleswig gezeigt haben. Wir wissen und gehen auch davon aus, daß wir von der Nordgrenze der deutschen Nation aus auf die großen Entscheidungen und Entwicklungsphasen des deutschen Volkes keinen nennenswerten Einfluß haben, aber wir wissen auch, daß solche Entscheidungen über die Nordgrenze des Deutschen Reiches hinweggehen werden, wenn nicht in der Zwischenzeit alles getan und nichts unterlassen wird, Entwicklungen,

die uns Günstiges bringen sollen, vorzubereiten. Zu diesen Vorbereitungen gehört die kulturelle Kleinarbeit, die geleistet werden muß, um auch hier der deutschen Zukunft die Wege zu ebnen. Sechs Jahre nach der Grenzziehung in Schleswig darf man feststellen, daß die deutsche Arbeit im Grenzgebiet starke Erfolge gebracht hat. Wenn man auch davon ausgehen muß, daß Teilergebnisse und Fortschritte, die sich hier und da zeigen, nur dann als Fortschritt im Großen gewertet werden dürfen, wenn die allgemeine Entwicklungslinie günstige Ergebnisse zeigt, so dürfen wir gerade bei Berücksichtigung dieser Momente sagen, daß die Entwicklungslinie aufwärts geht. In dem Augenblick, als die Bevölkerung des Landes und mit ihr Staat und Reich erkannten, daß Exponent in dem Grenzkampf gegen dänisches Volkstum das deutsche **Volkstum** sein muß, da erfolgte die große Umschaltung. Denn früher lag die Abwehrbewegung überwiegend in den Händen des Staates, der dänischem Volkstum gegenüberstand und unterliegen mußte. Niemand wird andererseits so optimistisch sein, zu glauben, daß einschneidende Erfolge schon in wenigen Jahren erreicht werden können. Der über tausendjährige Kampf um Schleswig hat immer wieder gezeigt, daß man mit langen Fristen rechnen muß. Der Gedanke der Revisionsforderung lebt. Er kann nicht begraben werden, und auch auf dänischer Seite würde man ein Erlahmen der deutschen Arbeit nicht verstehen können. Es handelt sich nur darum, **möglichst ruhige und ritterliche Formen des Nationalitätenkampfes zu finden**, wie es ganz besonders erforderlich ist im Kampf zwischen zwei Nationalitäten, die weder durch Rasse noch Sprache noch durch Religion voneinander getrennt sind.

Man hört auf deutscher Seite besonders von temperamentvollen Vertretern des Deutschtums südlich der Grenze immer wieder Äußerungen, die dahin gehen, man möge doch sich Selbstbeherrschung auferlegen einem kleinen Staat wie Dänemark gegenüber, der ein Kulturstaat sei und den staatlichen Liberalismus auf seine Fahne geschrieben habe. Untersuchte man diese Verhältnisse näher, dann müßte man zu dem Ergebnis kommen — vorausgesetzt, daß die oben skizzierte Auffassung richtig ist — daß von dänischer Seite nichts Aggressives, das Zusammenleben der Nationen Störendes erfolgt. Das ist aber nicht der Fall. Gerade der sogenannte dänische Liberalismus, der völkerversöhnend zu wirken vorgibt, ist im Jahre 1925 wenig zu Worte gekommen. Die aggressiven Momente und Äußerungen dänischer Politiker, amtlicher wie insbesondere nichtamtlicher, haben bei weitem das Übergewicht. Gerade diejenigen Vereine und Persönlichkeiten, insbesondere die Politiker, die Grenzkämpfer auf dänischer Seite sind, haben im letzten Jahr nicht gespart mit harten und scharfen Worten, die sich gegen das deutsche Volk und das Deutsche Reich wandten. Das Bestreben, die Gegensätze zu vertiefen, die Spannung aufrechtzuerhalten, ja größer zu machen, liegt ohne Frage auf der anderen Seite der Grenze. Das ist um so unbegreiflicher, als durch die Entscheidung von 1920 die Ansprüche eines großen Teiles des dänischen Volkes und der dänischen Politik erfüllt worden sind. Völlig vermissen muß man auf dänischer Seite, insbesondere bei redenden und schriftstellernden Politikern, den Willen, sich verständnisvoll und verstehend in die Gedankengänge der deutschen Schleswig-Holsteiner hineinzuversenken. Der Offensivgeist jener dänischen Politiker ist ungebrochen. Und woraus erklärt sich diese Erscheinung? Doch wohl nicht anders als damit, daß das dänische Volk und der dänische Staat sich selbst aufzugeben fürchten müßten, wenn sie nicht in mehr oder weniger bestimmter Form sich wenden würden gegen alles, was deutsch ist, gegen deutsches Tun und Denken. Der Däne ist ein scharfer Kritiker und Satiriker. Manches Wort, das auf deutscher Seite grob aussieht, wird auf dänischer Seite viel schärfer wirkend ausgesprochen in satirischer Form. Das Bestreben gewisser dänischer Politiker, die Schleswig-Frage immer noch zu einer großdänischen Frage zu machen, wird besser begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Bedeutung Kopenhagens für die europäische und auch nordeuropäische Politik stark gesunken ist im Gegensatz zu der Zeit vor dem Weltkriege, wo Kopenhagen immer noch die Möglichkeit hatte, Mittelpunkt eines nordeuropäischen politischen Getriebes zu sein und eine gewisse Rolle zu spielen.

Das Jahr 1925 erhielt sein politisches Gepräge durch die erbitterten Kämpfe um das Minderheitenrecht südlich der Grenze. Und wenn nicht alles täuscht, wird das Jahr 1926 von grundlegender Bedeutung für die Zukunft des Nationalitätenkampfes sein. Auch Schleswig-Holstein, das in erster Linie am Kampf um die Nordgrenze des Reiches beteiligt ist, hat ein starkes Interesse daran, dem Kampf der Nationalitäten möglichst viele Reibungsflächen zu nehmen, um einem

ungehinderten Ausleben der nationalen Kulturen Raum zu geben für beide Minderheiten. Wenn dieser Gesichtspunkt von den beiden Nationalitäten als Richtschnur benutzt wird, wenn ein möglichst reibungsloser Nationalitätenkampf garantiert ist, dann ist alles erreicht, was an der Nordgrenze des Deutschen Reiches erreicht werden kann. Dann bildet der Nationalitätenkampf auch kein Hindernis für eine deutsch-dänische Annäherung, die nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern viel mehr im Interesse Dänemarks und des weiteren Nordens erstrebenswert ist.

Ernst Schröder-Flensburg.

Literarische Rundschau

Von Latein-Amerika

In dem Maße, in dem uns Deutschen die Welt verschlossen oder vielmehr nach dem Kriege nicht wieder geöffnet wurde, hat sich das Interesse nicht nur der Auswanderungslustigen in besonderer Weise den wenigen deutschfreundlichen, besser gesagt: nicht ausgesprochen deutschfeindlichen Teilen der Erde zugewandt. Unter diesen Räumen ist Latein-Amerika vielleicht der größte geschlossene — und so ist es kein Wunder, daß gerade die Südamerika-Literatur unheimlich ins Wachsen geriet. Dabei mag dann der Zufall so spielen, daß man einmal zwei Bücher über dasselbe Land vor sich liegen hat und sich nach vergleichendem Lesen fragt: Sind die Verfasser eigentlich in demselben Land gewesen?

Zwei 1925 erschienene Mexiko-Bücher lassen diese Frage laut werden: Alfons Goldschmidt: Mexiko (Berlin, E. Rowohlt) das eine, Emil Landenberger: Wanderjahre in Mexiko (Leipzig, Brockhaus) das andere. Beide Verfasser kennen das Land, beide kennen es aus jüngster Zeit — und doch ist es dasselbe Land?

Die beiden Bücher sind Gegenpole. Schon im Stil spricht sich das aus: Schlicht und tagebuchartig, photographierend (nebenbei mit einem Schatz von schönen Aufnahmen geziert), bis nahe an mögliche Grenzen unliterarisch das eine — gewandt und geistsprühend, paradox und gewollt das andere. Als Praktiker hat Landenberger, als Problematiker Goldschmidt das Land gesehen — so darf man Photographien bei Landenberger suchen, aber keine Probleme; bei Goldschmidt Probleme, aber nicht Lösungen. Allerdings: die Probleme Mexikos hat Goldschmidt in einer Fülle gesehen, wie wenige vor ihm — aber er hat sie von einem voreingenommenen Standpunkt aus gesehen und kommt somit zu Schlüssen, die allseitiger Betrachtung schwerlich standhalten. Er hat durch eine rötliche Brille beobachtet und sieht, vielleicht mit einer gewissen Absichtlichkeit, an dem Grundlegenden der Rassefragen vorbei. Eine bewegliche Mahnung an das angelsächsische Proletariat, doch im mexikanischen (braunen, mischrassigen) Brüder in der proletarischen Revolution zu sehen, ist außerordentlich bezeichnend für Geist und Grenze des Buches. — Es ist klar, daß jeder, der sich mit lateinamerikanischer Geschichte von Columbus, Cortez und Pizarro bis ins 19. Jahrhundert hinein beschäftigt, kaum anders kann, als die Unterdrückung und Ausrottung der teilweise hochkultivierten Indianer empörend zu finden (ein Gesichtspunkt, der übrigens genau so für Nordamerika gelten müßte, wenn man es dort nicht so meisterhaft verstände, Kulturdokumente solch bedenklicher Art totzuschweigen). Aber auch wenn man nachträglich den iberischen Conquistadoren alles Böse wünscht — dadurch ändert sich nicht mehr der heutige Zustand der Blut- und Kulturmischung, und nicht mehr die Tatsache, daß ganz Latein-Amerika heute Land der Weißen und der Farbigen, vor allem aber einer unendlichen Skala von Zwischenfarben ist. Eine indianische Agrarrevolution kann vielleicht ein unsicherer Wechsel auf weit in der Zukunft liegendes Glück sein — zunächst einmal ist sie eine Katastrophe. Darüber geht Goldschmidt hinweg — der Praktiker Landenberger spürt es.

Verallgemeinernde Werturteile sind immer gefährlich — und wenn Goldschmidt z. B. die Rolle der Kirche schwarz in schwarz malt, so mag auf der anderen Seite hervorgehoben werden, daß fast alles, was zum Schutz der Eingeborenen überhaupt geschah,

von den Orden, voran von den Jesuiten, in Latein-Amerika geleistet worden ist.

Daß in dieser Arbeit heute noch fortgefahren wird, darüber belehrt ein (gleichfalls bei Brockhaus erschienenes) Buch des Italieners de Agostini, der jahrelang als Missionar der Salesianer am Südende Latein-Amerikas im Feuerlande gewirkt hat und uns nun die Frucht eines offenen Schauens, scharfer Beobachtung, energischer Forschung und warmer Menschenliebe in seinem Bande „Zehn Jahre im Feuerland" vorlegt. Mit prachtvollen Aufnahmen ausgestattet, ist er eine wertvolle Bereicherung unserer Auslandliteratur über ein in deutscher Sprache noch kaum wissenschaftlich behandeltes Gebiet, dem karge, aber schöne Natur und interessante menschliche und historische Verhältnisse eigen sind.

Hat das Werk de Agostinis auch rein wissenschaftlichen Wert, so liegt der eines anderen Buches, dessen Übersetzung wir dem Verlag Brockhaus danken, auf überwiegend sportlich-abenteuerlichem Gebiet: Up de Graffs „Unter den Kopfjägern des Amazonas" liest sich spannend wie ein Roman. Vergleiche mit Ossendowski drängen sich auf; doch mag man hier vielleicht an einen wirklichen Roman des Lebens glauben ..... Immerhin gibt das Buch manchen lehrreichen Blick in die Lebensverhältnisse eines merkwürdigen, reichen, heute aber von der Höhe der Gummikonjunktur und -korruption wieder zurückgesunkenen, von der wuchernden Tropennatur rasch wieder eroberten Landstrichs unter dem Äquator.

In gemäßigtere Breiten führt uns H. L. Thilo in seinem Buche: „Die Möglichkeiten landwirtschaftlicher Betätigung in Rio Grande do Sul in Südbrasilien" (Verlag der „Brücke zur Heimat", Berlin). Das Wesentliche seiner Schrift ist, daß er auf dem Wege der Auswanderung sehr viele Deutsche in die gesegneten Gefilde des brasilianischen Südstaates führen will. Es liegt nahe, daß er angesichts dieses Zweckes ein vielleicht zu lockendes Bild einer an sich keineswegs ungünstigen Wirtschaftslage malt ... Der Auswanderungslustige liest über die mehr zwischen den Zeilen angedeuteten Schwierigkeiten allzugern hinweg. Daß Thilo wirklichen Erfolg nur kapitalkräftiger Genossenschaftskolonisation verheißen kann, zeugt von genauem Studium der Verhältnisse an Ort und Stelle. Darüber klingt freilich Zukunftsmusik — und so sind die Gefahr dieser Schrift — die unrichtigen Leser! Zwischen dem kolonisierten oder kolonisationsreifen brasilianischen Süden und dem Urwald Amazoniens liegt ein weites Gebiet, in dem sich die Gegensätze treffen und durchdringen. In diese zentrale Landschaft begleiten wir H. Hintermann in seinem Reisebericht „Unter Indianern und Riesenschlangen" (Grethlein u. Co. Zürich-Leipzig). Er durchforscht Gebiete und besucht Stämme, die aus der klassischen Forschungszeit v. d. Steinens bekannt sind; und man staunt, wie wenig sich seit jener Zeit vor 40 Jahren Menschen und Land im Herzen Südamerikas geändert haben. Urwald und Kamp sind die alten, die Reiseschwierigkeiten und -gefahren sind die alten, und man trifft noch immer das alte Naturleben der Stämme. Aber von den Rändern dringt die Zivilisation vor und breitet einen Gürtel der Zerstörung vor sich aus, bevor ihr Segen beginnt. Zwischen den wilden Indianern und einer solchen Höchstleistung der Kulturarbeit, wie das die Schlangengefahr bekämpfende Institut von Butantan es ist, liegt die Zone des Alkohols und der Krankheiten ... So darf man jedem dankbar sein, der, wie Hintermann, Zeugnisse einer interessanten Welt sammelt, bevor es zu spät ist, und seinen abenteuerreichen und mit schönen Aufnahmen geschmückten Reisebericht in angenehmer Form dem engen, alten Europa vorlegt.

Ein paar Griffe in die reiche Südamerika-Literatur: sie genügen, zu zeigen, wie reich die Eindrücke, wie groß die Gegensätze sind. Aber was liegt nicht alles beschlossen zwischen dem Zauber der Bucht von Rio und der Wüstenei der Puna, zwischen den Eisgipfeln von La Paz und dem unendlichen Urwald des Amazonas! Was Wunder, daß es schwer ist, die Literatur darüber unter einen Hut zu bringen?

Albrecht Haushofer.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des großen Krieges

XVII

Die Absichten der zweiten deutschen Obersten Heeresleitung, d. i. Falkenhayns, für das Jahr 1916 hat dieser in einem eingehenden vor dem Obersten Kriegsherrn gehaltenen Vortrage erörtert und darüber eine Niederschrift hinterlassen, die in seinen „Entschließungen der Obersten Heeresleitung" veröffentlicht ist. Der Kernpunkt der Ausführungen war, daß die Entscheidung des Krieges im Westen zu suchen, und daß es nicht möglich wäre, Rußland vorher durch einen großen Angriff niederzuwerfen, also zunächst den Rücken gegen Osten frei zu machen. Die Kontroverse darüber, ob die letztere Annahme zutreffend war, soll hier nicht aufgerollt werden, sie läßt sich mit wenigen Worten nicht abtun, sie wird auch in späterer Zeit dauernd eine der Doktorfragen, in der Ansicht gegen Ansicht stehen bleibt, bilden. Auch dem österreichischen Verlangen, im Frühjahr 1916, mit Italien gründlich abzurechnen, konnte Falkenhayn nicht entsprechen, weil er selbst von der Inbesitznahme ganz Oberitaliens — übrigens eine eine nicht verfügbare Zahl von Divisionen beanspruchende Operation — eine Kriegsentscheidung nicht erwartete. Der Gedanke, über die Seealpen in Südfrankreich einzufallen, also die befestigte Westfront der Entente von der Flanke zu fassen, erschien Falkenhayn mit Recht als eine unmögliche Phantasterei, die weder mit der Länge und Lage der rückwärtigen Verbindungen, noch mit der Entwicklung aus einem Gebirgszuge, noch endlich mit den feindlichen Gegenmaßregeln rechnete. Falkenhayn wollte an der Westfront einen größeren Schlag führen, während gleichzeitig durch den U-Bootskrieg eine nachhaltige Schädigung Englands in Angriff genommen werden sollte, wobei er allerdings, wie seine Erinnerungen beweisen, im Zweifel war, ob die großen Erwartungen, die seitens der Marine daran geknüpft wurden, sich in der Wirklichkeit auch erfüllen würden.

Eine wichtige Frage wurde Anfang 1916 offen gelassen, das war, ob nicht der Augenblick gekommen wäre, von Rumänien entweder offenen Anschluß an die Mittelmächte zu fordern oder ihm den Krieg zu erklären. Wenn in dieser Hinsicht ein durchgreifender Entschluß nicht gefaßt wurde — Rumänien kam den Verpflichtungen hinsichtlich der Getreide- und Öllieferungen nach, zeigte auch sonst den Mittelmächten eine Art wohlwollender Neutralität — so trifft dafür in erster Linie die diplomatische Leitung Deutschlands die Schuld. Aber auch Falkenhayn ist von dem Vorwurf nicht ganz freizusprechen, daß er es unterließ, gestützt auf sein durch die Erfolge des Jahres 1915 gefestigtes Ansehen, mit allem Nachdruck auf eine Entscheidung gegenüber Rumänien zu drängen. Allerdings stand ja manches einem Entschluß entgegen, der vielleicht einen weiteren Gegner der Mittelmächte auf den Plan rief. Trotzdem kann man es nicht wohl nachträgliche Weisheit nennen, wenn man in der schwankenden Nachgiebigkeit Rumänien gegenüber einen ver-hängnisvollen Wendepunkt für das Schicksal drr Mittelmächte erblickt.

Falkenhayn entschloß sich zu einem Schlage an der Westfront. Allerdings zu keinem großen Durchbruchsversuch. Die Anstrengungen der Gegner aus dem Jahre 1915, unternommen mit einer Überlegenheit an Truppen, Geschützen und Munition, die aufzubringen für Deutschland ganz ausgeschlossen war, hatten keine nennenswerten Erfolge gezeitigt und von einer Minderwertigkeit der Ententetruppen zu sprechen, wäre absurd gewesen. Diese einem scharfsinnigen Urteil nicht entgehenden Tatsachen, die auch in den späteren Kriegsjahren überall Bestätigung gefunden haben: günstige Anfangserfolge, manchmal glänzende Einbrüche, als-

bald Stillstand der Offensive, neue „Verknorpelung“, konnten einen so kühlen Rechner wie Falkenhayn nicht zur Nachahmung reizen. Deshalb suchte er nach einem klar erkennbaren bestimmten Angriffsobjekt, nicht nach einer Offensive mit „beschränktem Ziele“, wie ihm nachträglich die Kritikaster nachsagen. Als solches wählte er Verdun, weil von dort aus die deutschen Eisenbahnverbindungen nach der Kampffront, das für die Fortführung des Krieges wichtige Erzgebiet von Briey-Longwy stark bedroht, und die zwar an sich starken gegnerischen Linien schon bei Beginn des Angriffs mit Feuer umfaßt werden konnten. Schließlich erhoffte Falkenhayn, wenn es auch nur gelänge, den Franzosen das Ostufer der Maas zu entreißen, schon davon eine starke moralische Rückwirkung auf die gegnerische Widerstandskraft in einem Maße, daß sich bei der Entente die Überzeugung Bahn brechen würde, es sei nicht möglich, die Deutschen aus Frankreich zu vertreiben.

Insoweit operative Erwägungen, die mit keinem Erfolge, sondern schließlich mit einem Mißerfolge endigen, eine innere Berechtigung überhaupt haben können, halten diejenigen Falkenhayns durchaus vor sachverständiger Kritik stand. Aber über der Durchführung der Schlacht im Maasgebiet, die aus veralteten Anschauungen über die Feuerwirkung bei unsichtigem Wetter mit zehntägiger Verspätung am 21. Februar eröffnet wurde, schwebte ein wahrer Unstern. Mehrere taktische Anordnungen der örtlichen Befehlshaber erwiesen sich als ungünstig.

Geradezu verhängnisvoll sollte es werden, daß dem österreichischen Armee-Oberkommando keine offizielle Bekanntgabe über den gegen Verdun geplanten Schlag gemacht worden war. Aus Gründen der Geheimhaltung des deutschen Planes mochte es durchaus berechtigt erscheinen, auch war der Bundesgenosse an der Operation ganz unbeteiligt, aber dies Verfahren hat wohl dazu beigetragen, daß der österreichische Generalstabschef General Conrad sich für berechtigt hielt, alsbald Italien gegenüber auch seine eigenen Wege zu gehen und allgemeine Warnungen der deutschen Obersten Heeresleitung zu mißachten. Das wenig harmonische Verhältnis zwischen den beiderseitigen Heeresleitungen, wie es sich während des ganzen Feldzuges zeigte, namentlich solange der General Conrad bei dem Bundesgenossen das Wort führte, machte sich gerade in diesem Zeitpunkte gefährlich geltend. Die beiderseitigen Interessen gingen zu stark auseinander. —

General v. Zwehl.

Berliner Theater

I.

Das Ergebnis ist wiederum mager, wenn man auch für die weniger ernsthaften Seiten der eigenen Seite wenigstens eine Erfreulichkeit feststellen darf. Thielscher, jung wie am ersten Tage, spielt in dem Lustspiel „Stöpsel“, für das die Firma Franz Arnold und Ernst Bach zeichnet (Neues Theater am Zoo) den Titelhelden, und hat Gelegenheit, in diesem nur auf Situationskomik aufgebauten Stück, das leicht und auch anständig gemacht ist, — es gab sogar einen haltbaren Schlußakt — zu beweisen, daß er mit Gesicht, Beinen und dem körperlichen Hinfallen wie einst im Mai ein unübertrefflicher Spieler für Verlegenheitsangelegenheiten ist.

Eine ärgerliche Sache hingegen war das zum größten Erstaunen aller als „Lustspiel“ bezeichnete Machwerk von Herrn Bronnen „Die Exzesse“ (Theater in der Königgrätzer Straße), das als „Morgenfeier“ der Jugend schon vorher eine durch Ohrfeigen gewürzte Aufführung erlebt hatte. Ärgerlich nur darum, weil es so unverschämt dumm ist und eine Anspruchslosigkeit auch bei den Älteren voraussetzen will, die vielleicht die Jugend für sich als möglich ansieht. Der Bau dieses Stückes ist flott und nicht ungeschickt. Die Regie von Heinz Hilpert war bis auf die Betrunkenheitsszene von weltanschaulichem Ausmaß im Tempo flott genug, daß man rein bühnenmäßig mitgehen konnte. Der Inhalt jedoch ist nur Brunst, Brunst, Brunst bis zum Ziegenbock als Partner (Arme Dagny Servaes!). Aber Exzesse? Ach nein. Leider ist die Brunst,

der wir die Bühnenberechtigung durchaus nicht abstreiten, auch nur geredet und eine Angelegenheit der Sprechmuskeln. Das Ergebnis ist niederschmetternd, wenn wir wirklich Bronnen als Apostel der Jugend annehmen wollen; auch im Unterleib nur Papier, im Kopf nichts, vom Herzen überhaupt nicht zu reden. Da ist es schon kein Wunder, daß einer seiner „Helden", dem wahrscheinlich Bronnens Rederei zu viel wurde, um sich umzubringen, nicht Kopf oder Herz als Punkt des Lebens nahm, sondern sich in seine Sitzgelegenheit schoß. Das muß man schon symbolisch nehmen, und das war schließlich der einzige „Gewinn" des Abends. Doch nein, ein wirklicher Gewinn war der Schauspieler Curt Bois, der es versteht, in einer furchtbar echten Berliner Art, mit tausend eigenen, verblüffenden Einfällen, papiergeborenen Figuren ein Leben zu geben, das weit über Bronnens Können hinausgeht.

Bei Ossip Dymows Schauspiel „Die letzte Geliebte" (Kammerspiele) konnte der flotte Anfang, der bühnengerecht bis zum 4. Bild sich fortsetzte, bei Schauspielern wie Eugen Klöpfer und Hans Brausewetter und leider einer völligen Fehlbesetzung der Damenrolle, im 2. Teil nicht mehr darüber täuschen, daß es sich doch nur um Kitsch handelt. Einen Kitsch, der um so unzeitgemäßer ist, als gerade nach den Erfahrungen mit der Jugend, die sich Bronnen verpflichtet fühlt, ein 48 jähriger den Kampf um die Frau gegen einen jungen Partner weiß Gott nicht aufzugeben braucht. Der Gedanke, das erfolglose Ringen des alternden Mannes um die Geliebte gegen den Jungen, dem es in ein paar Jahren nach Dymow dann genau so ergehen wird im ewigen Kreislauf des Lebens, geht unter in schlimmer Sentimentalität, so daß einem am Schluß wirklich nicht erspart bleibt, zu hören, daß dem Mann von 48 als „Letzte Geliebte" nur — die Mutter bleibt. Wir merken an, daß aus Kellers prächtiger Erzählung „Der Landvogt von Greifensee" Dymow ein Motiv entlehnte, die Zusammenführung aller Geliebten des altgewordenen Mannes, aber nichts damit anzufangen weiß. Also auch hier Literatur reinsten Wassers, aber in Dramatik zu ballen versucht von einem Menschen, der vielleicht die Technik von Bühnenschüssen beherrscht, aber an die auch heute wie immer lebendigen Dinge des Kampfes zwischen Alter und Jugend, Frau und Mann in seinem Innern sich nicht heranfühlen kann. Am peinlichsten war die Mischung von echtem Gefühl und verbogener Sentimentalität und des Schwanken zwischen Tragik und Groteske.

Ganz anders — und das ist der Ertrag dieses Berichtsabschnittes — liegt's bei der dramatischen Historie „Juarez und Maximilian" von Franz Werfel (Deutsches Theater). Anders darum, weil trotz negativen Ergebnisses sich die Auseinandersetzung mit dem Dichtwerk lohnt, wenn auch hier wieder die unerschöpfte Kraft Max Reinhardts weit über Dichtwerk und auch über Schauspieler triumphierte. Die Aufführung ist die Leistung eines Regisseurs von stärksten Gnaden. Reinhardt wußte wieder in seiner alten Kunst innerliche Dinge, die der Dichter vielleicht überhaupt nicht gespürt hat, zum Schweben zu bringen in einer Aufführung, die eine Bühnengerechtigkeit hatte, wie seit langer Zeit keine in Berlin. Ganz abgesehen davon, daß es ihm gelungen ist, die wildwuchernde Kraft von Ernst Deutsch zu bändigen, stellte er in Paul Hartmann, dem leider von Berlin Scheidenden, der den Maximilian spielte, in Homolkas Marschall Bazaine und in der wunderschönen Sybille Binder, welche die feinnervige, hautlose, unter der Geißel des Irrsinns stehende Charlotte spielte, ein Ensemble auf die Bühne, das Reinhardt, aber nicht Werfel bejahte.

Wenn wir versuchen, den tieferen Sinn des Prager Schillers zu enträtseln, so ist es wohl der, daß gegeneinander kämpfend auftraten der Eine, Maximilian, sichtbar, der Andere, der Gegenspieler Juarez, hinter den Kulissen als die Menschen erster und zweiter Hand. Juarez nach Werfels Ansicht, schon weil er Revolutionär ist, aber darüber hinaus rein aus Instinkten lebend, also unmittelbar, der Mensch erster Hand, der unglückselige Habsburger, den ziemlich getreu übernommene historische Tatsachen in die mexikanischen Wirren werfen, als Mensch zweiter Hand. Denn er lebt nach Werfels, des Schöpfers, Willen nicht unmittelbar aus den Kräften eigenen Seins. Wohl auch, weil er eben ein Fürstensproß, kein Sohn des Volkes ist. Sein Wille ist nicht Tat, sondern geht von dem Urquell des Lebens durch das Medium der Überlegung (ist das nicht Werfels Schicksal?) und er muß so scheitern an dem Fels des unmittelbaren Lebens, das Juarez und Porfirio Diaz vertreten. Für diese Verkörperung seines „Spiegelmenschen" kann natürlich der Tod erst die letzte Vollendung, weil Auflösung des quä-

lenden eigenen Seins bedeuten. In den letzten Szenen, die weniger straff als die ersten gebaut sind, fand Werfel seine Worte, die der Darsteller Hartmann noch über den Dichter hinaushob. Schade nur, daß auch die mexikanischen Revolutionäre reden, als wenn sie täglich, am Vor- und am Nachmittage, in den Kaffeehäusern Prags gesessen hätten, wo die Literaten hausen. Der Wille und der Wurf Werfels ist zweifellos „gedacht" groß, Blut hat er nicht geben können. Aber den Grillparzer-Preis erhalten.

Ein Prager zu sein ist halt doch ein noch schwereres Schicksal als in Queretaro, wie der arme Maximilian, erschossen zu werden.

R. P.

II.

Es gibt da eine seltsame Geschichte, ein Märchen von den zwei Wandlungen: vom Bronnen zum Geisir und vom Geisir zur Wasserkunst, zum Springbrunnen. Zuerst schien der Bronnen seinem Namen Ehre zu machen. Ein frisches Sprudeln reiner dichterischer Kräfte war ja freilich nie zu beobachten, mehr ein dünnes unklares Geriesel, das aber doch zur Läuterung Hoffnung gab. Dann aber begann er sich wild zu gebärden, geisirgleich brodelte er seine Bekenntnisse aus Licht und die „Neue Jugend" bekannte sich lärmend zu ihm. Das nicht feurige Urmächte ihn so gewaltsam erschütterten, sondern nur gährende Fäulnisstoffe einer kranken Zeit häßliche Blasen aufwarfen, merkten diese „Jungen" nicht. Doch bald mußten diese Zersetzungsprozesse eines schwächlichen Unvermögens den ehrgeizigen, nüchternen Sinn des Autors für geschickte Bühnenwirkungen, unbefriedigt lassen, und so kam es folgerichtig zu einer letzten Wandlung zum künstlich-technischen Produkt, zur „Wasserkunst".

Bronnen muß sich in einer ehrlichen Stunde gesagt haben, daß er mit dichterischen Mitteln nichts erreichen könne, da er eben kein Dichter sei, und daß er deshalb lieber die Dichtung beiseite lasse, um es mit dem zu machen, was allein jetzt wirkt: Mit Sensation, Bluff, Rekord, mit dem Amerikanismus. Warum d i c h t e r i s c h e Spitzenleistung, die t e c h n i s c h e gewinnt doch das Rennen. Deshalb will er es mit dem e i n e n Schauspieler machen, mit einem einzigen Akteur, das scheint ihm neu, das schlägt ein.

Und so schrieb er seinen „O s t p o l z u g".

Man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß der Plan mit dem einen Akteur der erste „Gedanke" zu diesem Werke war. Nun galt es nur noch einen passenden „Stoff" zu finden. Und da jeder das am meisten bewundert, was ihm abgeht, so lag es nahe, daß Bronnen auf die Suche nach einer großen Idee ging, nach etwas wirklich Heroischem, — da verfiel er bei seinem Streifzuge durch die Geschichte der Menschheit auf keinen geringeren als Alexander.

Da aber ein tüchtiger Bühnendichter auch unbedingt aktuell sein muß, so verfaßte er eine Transkription der Alexanderidee in die Gegenwart, und so können wir im Staatlichen Schauspielhaus in bunten Bildern abwechselnd den Original-Alexander (wenigstens wie er Bronnen vorschwebte) und den Eroberermenschen der Gegenwart, den ehrgeizigen Erforscher, Expeditionsleiter und Rekordmann, der den Himalaja bestiegen haben muß, nebeneinander bewundern. Eine billige Parallele, die weder der heutigen, noch der antiken Eroberernatur gerecht wird.

Nehmen wir an, Leopold Jeßner reizte das bühnentechnisch „Neue", als er sich zur Aufführung des „Ostpolzuges" entschloß; ein anderer Grund dürfte kaum anzuführen sein. Dem Intendanten gebührt Bewunderung für das ungewöhnliche Anpassungsvermögen an den Charakter des Werkes. Ging Bronnens Absicht an sich schon auf Sensation und Amerikanismus, so vertieft Jeßner diesen Eindruck verständnisvoll. Das ist „P l a k a t r e g i e" — freilich nicht eigentlich in dem Sinne, wie es Jeßner meint: als betonte Zusammenfassung des Wesentlichen „durch Überrumpelung des Zuschauers" — nein, im engsten Sinne des Wortes. Es ist ein Gemisch von Lichtbildreklame und Kino, nur, daß der Film sich jetzt ernsthaft bemüht, die störenden Zwischentitel zu vermeiden, die hier in das Bühnenwerk künstlich hineingezogen werden. Glaubt Jeßner wirklich, den Zuschauer (als eine Art Ouvertüre fürs Auge) in die richtige Gemütslage zu versetzen, wenn er als Zwischenvorhang eine schlecht gezeichnete, graue Gebirgskarte erscheinen läßt, die einem schwarzen Grunde weichen muß, der rot und gelb die Etappen und die Marschroute in Kreisen und Linien hervorleuchten läßt. Die Reise- und Verkehrsbüros vermögen das nicht nüchterner zu machen. Ein schlechtes Schwarzweißbild, von einem matten Scheinwerfer unfreundlich durch den dunstigen Raum geworfen, soll dann die schon erregte Phantasie vor Beginn jedes Aktes vollends hinreißen.

Dann erst überläßt er jedesmal dem Helden das Wort. Diesen Unglücklichen gab Kortner, der zwei Stunden lang die Pausen zwischen den einzelnen Lichtbildern mit leerem Gerede füllen mußte.

Wir gaben oben als einzigen Grund, nur eine Person aufzustellen, Sensations- und Rekordabsichten an, denn nur ein Meister des Monologes hätte dieses Wagnis unternehmen dürfen. Und einer, der sich mit der Wünschelrute des guten Willens redlich um Bronnen bemüht hat, weiß, wie nahe er auch in seinem stärksten Werk, den „Rheinischen Rebellen", noch dem psychologistischen Geschwätz war. Hier mußten Banalitäten mit Pathos vorgetragen werden, und wenn Bronnen bemüht ist, den Erobererttrieb der Gegenwart lediglich mit reichlicher Verwendung von Radio, Telephon- und Leuchtpatronen zu charakterisieren, so wirkt das verstimmend. Und wenn dann seine Reporterironie mit billigen Mitteln zu spielen beginnt, so ist das nicht erheiternd. Geradezu komisch wirkt in der zweiten Szene — Alexander als Oberkellner — das eifrige Bemühen, nicht noch einen Akteur auftreten zu lassen, um sich ja nicht um die einzige Sensation zu bringen, und der naive Glaube, das dadurch zu erreichen, daß er den unbequemen Zweiten hinter eine spanische Wand setzt und nur dessen Hände, sein Bierglas und den Zigarrenrauch sichtbar werden läßt. Diese beiden herrenlosen Hände reichen dem Helden nun die notwendigen Requisiten zu, die zu kräftiger Wirkung nicht fehlen dürfen, abwechselnd die Brieftasche und den Revolver, und werfen, als wundervollen Szenenabschluß, das Bierglas um. So pflegen Bronnen und Jeßner dramatische, wie bühnentechnische Fragen zu lösen.

Wie ein Märchen aus der guten alten Zeit wirkt seine andere Uraufführung: „Sturmnacht" von Lichtnecker im Renaissancetheater. Ein Ahnherr Hauptmanns ist scheinbar von dem stückehungerigen Raben Theo Tagger erbarmungslos aus dem wohlverdienten jahrhundertlangen Schlaf gekrächzt worden. Allerdings soll er, dem Geburtsschein nach, ein Junger sein. Man muß ihm freilich nachsagen, daß er ein sehr reinliches Stück mit eifrigem Bemühen zusammengestellt hat — aber dennoch: de mortius nihil nisi bene.

Es muß noch erwähnt werden, daß Berger als gewissenhafter Mann auf seine „Kronprinzessin Luise" die „Königin Luise" im Lessingtheater folgen ließ. Es wurde ihm diesmal durch die dramatisch gesteigerten historischen Ereignisse leichter gemacht, auch einige wirklich dramatische Szenen auf die Bühne zu stellen. Geschickt war, daß Berger das eigentlich Tragische im Leben der Königin Luise in den Konflikt legt, den sie als liebende Gattin einem edlen Mann gegenüber, und als liebevolle Königin einem schwachen, unfähigen Könige gegenüber in sich auskämpfen mußte. Die Erkenntnis von dem Versagen ihres Mannes den politischen Notwendigkeiten gegenüber, zu der ihr Stein mit schonungsloser Offenheit verhilft, ist die tödliche Wunde, an der die Königin verbluten mußte. Hätten dem Dichter nicht so ausgezeichnete Kräfte zur Seite gestanden, namentlich Kayßler als Friedrich Wilhelm III. in wunderbarer leidenschaftlicher Verhaltenheit, so wäre noch manches Schwächliche und Sentimentale störend deutlicher geworden, denn auch Käthe Dorsch als Luise zeigte ihr bestes Können, freilich war sie nicht königlich, nur liebenswürdig, aber sehr liebenswert. So aber wurde der Abend zu einem starken, erfreulichen Eindruck.

W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Oper

Die Tätigkeit **Bruno Walters** an der Städtischen Oper gestaltet sich segensreich; die Neueinstudierung der „Entführung aus dem Serail" zeigte es aufs neue. Man hörte endlich einmal eine makellose Mozartaufführung — wie lange hatte man sich danach gesehnt! Allerdings standen dem Dirigenten in **Maria Ivogün** und **Lotte Schöne** (aus Wien, die erfreulicherweise engagiert worden ist) zwei für ihre Rollen prädestinierte Sängerinnen zur Verfügung, und auch die mitwirkenden Männer wurden ihren Aufgaben, die sehr viel schwerer sind, als sie scheinen, vollkommen gerecht. Der

Gesang der Ivogün ließ zum erstenmal den tiefen Sinn Mozartscher Koloraturen deutlich werden; sie sind keineswegs eine Konzession an den Zeitgeschmack, oder reine Übernahme aus der Tradition; auch bedeuten sie keine Künstelei, sondern im Gegenteil den ganz naturhaft musikalischen Ausdruck schmerzlicher oder freudiger Empfindungen, wie sie etwa ein Vogel in seinen Tönen erklingen läßt. Auch die große Martern-Arie bekam gerade durch diesen besondern Koloratur-Ausdruck einen tieferen Zusammenhang mit dem Ganzen, als sie sonst haben mag; so sehr übrigens ihre Einschiebung vom musikhistorisch-dramatischen Standpunkt zu verwerfen ist, den doch kein Mensch im Theater teilt, so aufrichtig können wir uns an dem glänzenden Stück mit der bezaubernden konzertierenden Begleitung der Soloinstrumente freuen, und lieber den kleinen Bruch in Constanzes musikalischer Charakterisierung in Kauf nehmen. Bruno Walter brachte vom ersten Ton der Ouverture an das Orchester in ein ganz und gar glückhaftes, von heimlicher Seligkeit getragenes Klingen, in dem alle Mittelstimmen mit gebührender Zärtlichkeit behandelt im klaren Strome des Ganzen als liebliche Silberstreifen auftauchten und vorüberglitten, so daß nur ein Bedauern am Aufführungsabend empfunden wurde: daß nämlich Ihm, Wolfgang Amadeus, dem Größten, und, was gerade heute nicht vergessen sein möge, einem der größten Neuerer aller Zeiten, nicht vergönnt sein kann, eine solche Aufführung zu hören.

Konzerte

Rose Walter gab zusammen mit Fritz Stiedry ein Konzert mit Kammerorchester, dessen weitgespanntes Programm vom älteren Scarlatti bis zu Hindemith reichte. Die „Cantata pastorale" Alessandro Scarlattis, des Begründers der neapolitanischen Schule, ist ein ausgedehntes und ganz durchgeführtes mehrsätziges Stück; die durch Rezitative getrennten Arien sind von abwechselungsreichstem Wohlklang, besonders die letzte in A-Dur $^6/_8$ „Toccò la prima sorte" mit dem Minore-Mittelsatz ist ein hervorragendes Beispiel altitalienischer Grazie. Arien von Händel und Gluck schlossen den der alten Musik gewidmeten Teil; zwei Symphonien von Darius Milhaud, dem verstorbenen Führer der Pariser „Six" folgten. Es sind harmlose, nicht sehr tiefe, teilweise ganz lustige Stücke, die mit etwas gewollten Dissonanzen, wie Sekunden- und Nonengängen oder andern Dingen, an die manches Ohr noch nicht gewöhnt ist, ein wenig spielerisch umgehen; erfreulicherweise verstand der größere Teil des Publikums, die Vorzüge der kurzen und anspruchslosen Stücke zu würdigen, während andere unentwegt Vorgestrige sich augenscheinlich empörten, wie ein hinter mir sitzender Herr, der meinte, das sei denn doch derselbe Bolschewismus, wie die moderne Malerei, und mit diesem herrlichen Anspruch zeigte, daß er weder wußte, was diese Musik, noch der Bolschewismus, noch die moderne Malerei zu bedeuten hat. Die „Serenaden" von Hindemith, eine kleine Cantate für Gesangsstimme, Oboe, Bratsche und Geige, bringen nachdenkliche Vertonungen romantischer Gedichte mit starkem Stimmungsgehalt, anziehendem Klangcharakter und guter Durchführung. Trotz der großen Beschränkung der Mittel ist jede Monotonie glücklich vermieden; sehr fein der überraschende tonale Dur-Schluß des Ganzen.

Ein anderes Bild bot der Lieder- und Arien-Abend Eleanor Schloßhauer-Reynolds und Walter Kirchhoffs in der Philharmonie, dem für Gesang ungeeignetsten Raum in Berlin. Das Programm bedeutete mit Ausnahme zweier alter Arien eine einzige Konzession an den weniger guten Publikumsgeschmack — Leoncavallo, Brahms und Strauß mit einigen bis zum Überdruß gehörten Dingen, Dvorak mit den kitschigen Zigeunerliedern. Wird aber schon ein solches Programm gebracht, dann müssen die Vortragenden allerdings von so überzeugender Künstlerschaft sein, daß man ihnen die gewählten Werke glauben kann. Wenn mir aber eine tadellos angezogene, sehr gut aussehende Dame vom Podium herab versichert, daß „wenn ich es wüßte, ich mit ihr leben würde" (Strauß, Cäcilie), ohne daß ich die Wahrheit des Gesungenen kraft ihrer künstlerischen Gewalt spüre, so ist der Eindruck ebenso unüberzeugend, wie wenn ein Herr im Frack, von dem ich zufällig auch noch weiß, daß er Dragonerrittmeister war, mir in den „Zigeunerliedern" vorreden will, daß „sein Herz ba-hang sei". Ich glaube es ihm einfach nicht. (Übrigens mag Kirchhoff an dem Abend indisponiert gewesen sein). Um

Lieder glaubhaft zu machen, und vor allem in der Philharmonie, ist die allerhöchste Künstlerschaft vonnöten. Und im übrigen: auch ein anderes Programm.

Ein sehr ansprechendes Konzert ausgezeichneten Inhaltes gab Paula Bock mit Kammerorchester in der Singakademie (Dirigent J. Wolfsthal). Händel, Vivaldi, Bach und Mozart kamen mit dem besten Stilgefühl und großer Klarheit zum Vortrag. Es ist sehr zu begrüßen, wenn selten gespielte Werke Mozarts zu Gehör kommen, wie dieses 1775 in Salzburg geschriebene D-Dur-Konzert, das abgesehen von allen musikalischen Vorzügen auch dem Künstler dankbare Aufgaben stellt.

Sehr energisch aber muß gegen ein Konzert protestiert werden, daß an Stelle Oskar Frieds Edwin Lindner (Dresden) mit dem Berliner Symphonie-Orchester gab. Die Oberon-Ouverture ist bereits während dieses Winters in diesen Konzerten gespielt worden; die Wiederholung war überflüssig. Dann spielte Herr Celda Rypl Andante und Variationen über ein eigenes Thema, ein naives Eklektikon aus Brahms, Liszt, Strauß und einigen slawischen Nationalanklängen; worauf es für nötig befunden wurde, den überaus peinlichen „Heroischen Marsch" eines Herrn Wappenschmidt aufzuführen, der den gesamten Orchesterapparat für nicht näher zu definierende Geschmacklosigkeiten aufbietet. Heroismus, wie er in Kyritz an der Knatter beliebt sein mag. Im Rahmen ernsthafter Konzerte möchten wir so etwas nicht wieder hören. Als dann Herr Lindner den ersten Satz der banalen Tschaikowsky-Pathétique glücklich zu Ende geschleppt hatte, stand eiliger Flucht nichts mehr im Wege.

Das erste Viertelton-Konzert gab Aloys Haba unter Mitwirkung von E. Schulhoff in der Singakademie auf einem eigens konstruiertem Förster-Flügel. Nach einleitendem Vortrag Habas spielte Schulhoff Stücke des Veranstalters und seiner Schüler, die erkennen ließen, daß das Vierteltonsystem in der Hand eines erfindungskräftigen Komponisten wohl bestimmt sein kann, den musikalischen Ausdruck zu bereichern; die aufgeführten Stücke schienen mir beträchtlichen Mangel an Erfindung aufzuweisen, so daß ein sicheres Urteil schwer zu fällen ist. Der Klang ist jedenfalls keineswegs unansprechend. Gewöhnung ist auch hier alles. Ich konnte nicht bis zu Ende bleiben, da Peter Raabe im Blüthnersaal Bruckners 4te und 6te Symphonie spielte; mit aller Hochachtung vor seiner sehr nüanzierten Dirigierkunst — die manchmal vielleicht weniger wichtiges allzu absichtlich betont —; die sechste ist bis auf das amüsante Scherzo, sehr lang. Sie hat etwas biblisches, und gleicht der Liebe; sie höret nimmer auf.

Anton Mayer.

Politische Rundschau

Die Anmeldung des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund ging nicht unter günstigen Auspizien vom Start. Die Note wurde durch eine seltsame Begleitmusik aus Rom geradezu verhöhnt, die dann einsetzenden Machenschaften, deren letztes Ziel eine radikale Umänderung des Völkerbundsrates ist, hat die ganze Genfer Institution in eine schwere Krise versetzt. Die Tagespresse hat die Intriguen als Illoyalität gegenüber Deutschland richtig gekennzeichnet. Ihren letzten Grund kann man nur in dem Versuch einer von Angst und Schwäche diktierten Gegenwirkung gegen den wachsenden Einfluß der Reichspolitik erblicken. Die Vasallen Frankreichs haben offenbar gemerkt, daß die Welt bei der Durchführung der Entspannungspolitik die kleinen Hetzer nicht mehr braucht. In der Rolle der Hetzer und Wühler über einen angeblich immer noch gefährlichen Feind fühlten sie sich stark. Nun aber sind sie unsicher geworden und suchen sich auf andere Weise am Tisch der Großen zu halten. Es wird behauptet, Polen hätte den Ratssitz von Frankreich vor Locarno versprochen erhalten. Möglich wäre es. Die Inszenierung der ganzen Machenschaften sieht aber verdächtig auch nach Wühlarbeit des Herrn Benesch aus, dessen Politik sich erheblich würde ändern müssen, wenn ein Vertreter Deutschlands im Völkerbundsrat mitarbeitet.

Die Entscheidung liegt bei England. Stimmt es einer Verwässerung der ganzen Völkerbundsorganisation zu, so darf es sich nicht wundern, wenn das Werk von Locarno in die Brüche geht. Denn es verläßt dann selbst die Linie der kontinentalen Entspannungspolitik und schafft neue Konfliktstoffe.

Sache der Reichspolitik wird es sein, in dieser Frage den bisherigen Standpunkt ruhiger Sachlichkeit beizubehalten und auf Erfüllung der von der Gegenseite gegebenen Zusagen zu bestehen. Man braucht uns wieder in Genf und in der Weltpolitik. Die Bedingungen, unter denen wir mitspielen, sind klar. Werden sie nicht erfüllt, ist die Partie für uns wertlos. Wieweit man ohne Deutschland kommt, wird man bald sehen. Es würden bittere Lehren sein, die England aus einem hoffentlich noch zu vermeidenden Versagen seines Außenministers in diesen wichtigen Fragen würde ziehen müssen.

Was Europa erleben kann, wenn das Sicherheitsventil in Genf zerplatzt, hat mit erschreckender Deutlichkeit die Rede Mussolinis gezeigt. Auf ihren Inhalt einzugehen, erübrigt sich. In ihrer Wirkung war sie ein schwerer Mißerfolg des Diktators, wenn ihm seine Getreuen zuhause auch zugejubelt haben. Wir können vom deutschen Standpunkt aus Mussolini nur danken. Denn erstens hat er aus der Südtiroler Frage eine Angelegenheit gemacht, mit der sich heute die ganze Welt beschäftigt. Wer kümmerte sich bisher in Amerika oder England um Bozen und Meran? Jetzt behauptet man dort, die vierzehn Punkte Wilsons seien zu einem großangelegten Betrugsmanöver umgewandelt worden. Der große Diktator hat außerdem einen sehr erfreulichen Präzedenzfall geschaffen. Dadurch nämlich, daß er seine Rede an die Adresse des Reiches richtete, hat er für die Akten der Weltgeschichte festgelegt, daß Südtirol eine Angelegenheit des durch das Reich verkörperten deutschen Volkes; nicht Österreichs sei, dessen innere Zugehörigkeit zu Deutschland er also mit großem Pathos festgestellt hat. Man wendet sich in den Fragen deutscher Minderheiten nach Berlin, das etwa ist die Parole, die er der Welt zugerufen hat. Wir werden sie zu gegebener Zeit dankbar aufnehmen. Schließlich hat Mussolini auch noch die sudetendeutsche Frage in die Erörterungen der Weltpresse hineingezogen. Man weiß nun wenigstens überall, was im Lande der Masaryk und Benesch vorgeht. Danken wir dem Duce auch hierfür. Wir sind in diesem Punkte mit ihm einer Ansicht und freuen uns, daß er als sicher ganz unparteiischer Zeuge einmal festgestellt hat, wie man in Prag dem Deutschtum gegenüber eingestellt ist.

Während man Südtirol rücksichtslos italianisiert, Deutschböhmen ebenso tschechisiert, geht man in Deutschland daran, die Minderheiten kulturell in jeder Hinsicht zu fördern.

Die preußische Verordnung über die Regelung des dänischen Unterrichts in den Grenzgebieten ist erschienen. Andere Erlasse werden folgen. Bei der Fülle von Arbeiten, die der Diktatfrieden den deutschen Behörden immer wieder aufbürdet, ist es nicht möglich, alle Probleme gleichzeitig anzufassen. Aber der Wille zu einer einheitlichen Regelung der Minderheitenfrage in Deutschland ist da. Unser Volkstum, unsere Kultur sind in tausend Stürmen und schwersten Krisen so gefestigt worden, daß wir allen Minderheiten im Reichsgebiet ohne Sorge Kulturfreiheit geben können. Was wir fremden Völkern gegenüber tun, können wir aber von diesen auch für unsere Minderheiten kategorisch fordern. In der Erfüllung dieser Forderung wird der Kern einer weiteren Entspannungspolitik für Europa liegen. Die Rede Mussolinis hat die Probleme aufgerollt. Die Welt wird sich erst beruhigen, wenn sie überall zufriedenstellend geregelt sind.

Die vorbereitende Konferenz für die große Abrüstungskonferenz ist inzwischen vertagt worden. Den Wühlereien der Abrüstungsgegner ist es also gelungen, eine weitere Schonfrist zu erhalten. Aber — aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Die Konferenz muß zustande kommen und endlich dafür sorgen, daß die in den ungeheuren Rüstungen liegenden Gefahren beseitigt werden.

Als einen der Gründe für die Verschiebung der Vorkonferenz bezeichnete man die Versuche, Rußland mit der Schweiz zu versöhnen. Denn sonst würde Rußland nicht nach Genf kommen können. Frankreich hat die Vermittlungsaktion geleitet und ist gescheitert. Der Konflikt Schweiz—Rußland bleibt also offen, es fragt sich jetzt nur, wohin das Völkerbundssekretariat zu den Entwaffnungsverhandlungen übersiedeln soll. Es war nicht klug von der Sowjetregierung, der Schweiz, trotzdem sie bis zur Grenze des Möglichen Entgegenkommen zeigte, eine Absage zu erteilen. Da steckt wahrscheinlich mehr dahinter, als jener Worowski-Kon-

flikt, der sich unschwer bereinigen ließe. Man kann wohl vermuten, daß Rußland in der Abrüstungskonferenz so etwas sieht, wie einen angelsächsischen Schachzug in dem großen diplomatischen Spiel zwischen Moskau und London. Durch ein erkünsteltes Fernbleiben setzt man sich und andere neue Freunde, die angeblich so eifrig vermittelt haben und doch nicht gern mit abrüsten möchten, der Weltmeinung gegenüber ins Unrecht, bringt sich selbst in die Defensive und damit in die schwächere Position. —

Einen bezeichnenden Zwischenfall gab es in Brüssel, als die Fahnen einiger aufgelöster Regimenter in das Armeemuseum gebracht wurden. Der Ministerpräsident wurde förmlich in dem Museum belagert und mußte durch die Polizei befreit werden. Man munkelte in der ehrwürdigen Hauptstadt Belgiens vom kommenden Faszismus. Wer sollte denn dort Diktator spielen? Ein Wallone oder ein Vlame? Die Beantwortung dieser Frage in der Praxis würde wohl von Umständen begleitet sein, die man gemeinhin als Bürgerkrieg bezeichnet. Das Ganze war wohl eine in Brüssel seit längerer Zeit beliebte Imitation französischer Gedanken. Es kann in der Tat nicht geleugnet werden, daß in Frankreich eine tiefe innere Krisis herrscht, deren Lösung heute noch nicht abzusehen ist. Viele spielen mit dem Gedanken einer Diktatur, angewidert von den Wortgefechten in der Kammer, bei denen eine Lösung der Währungskrise nicht gefunden werden konnte. Als Tardieu wieder gewählt wurde, hieß es allgemein, er sei der kommende Diktator. Wir wollen abwarten, wie sich die Dinge weiterentwickeln werden. Vorläufig besteht beim französischen Steuerzahler keine große Neigung, für den Staat finanzielle Opfer zu bringen. Das sind aber schlechte Auspizien für eine Diktatur, die Geld und wieder Geld kostet. Die Diktatur würde sich auch nur gegen die breiten Massen und schützend vor den Geldsack des Großkapitals stellen können. Diese Aufgabe eines Diktators wäre aber schnell erfüllt, weil nämlich bei den sogenannten breiten Massen nicht mehr viel zu holen ist. Kommen dann die außenpolitischen Explosionen, die nun einmal zur Imitation Napoleons gehören, wird die gloire sich bald nicht mehr zu helfen wissen. Die Währungsnöte Frankreichs und seiner Freunde werden noch längere Zeit dafür sorgen, daß Europa vor Dummheiten bewahrt bleibt. —

Die in Temeschburg tagende, fälschlich als kleine Entente bezeichnete Gesellschaft zur Bewachung Mitteleuropas, die aus gewissen Gründen zur Liquidation neigt, hat es vermieden, eine Bekanntmachung für die Öffentlichkeit herauszugeben, die über den Verhandlungsgegenstand Aufschlüsse hätte geben können. Man munkelt etwas von einem Balkan-Locarno, vielleicht sind auch die Lockrufe des Herrn Benesch nach einer Verständigung mit dem ungarischen Volk auf die Unterhaltungen in Temeschburg zurückzuführen. Das Richtige dürfte man treffen, wenn man sagt, es würden neue Formen gesucht, um alte, ungesunde politische Verhältnisse aufrechterhalten zu können. Die Schicksalsstunde der kleinen Entente wird schlagen, wenn die russische Frage wieder eine direkt europäische, nicht mehr eine asiatische Angelegenheit mit indirekter europäischer Beeinflussung wird.

Vorläufig bewegt sich die russische Politik noch mehr in den Bahnen des fernöstlichen Imperialismus früherer Zeiten. Es kam zu einem Konflikt mit den Parteigängern Japans wegen der ostchinesischen Bahn, bei dem Rußland seinen Standpunkt durchgesetzt hat, aber doch vor dem Äußersten zurückgewichen ist. Seine Lage ist erschwert, denn die japanischen und angelsächsischen Einflüsse sind auch in der öffentlichen Meinung stärker geworden. Der große Kampf ist gewissermaßen in ein innerchinesisches Milieu gebracht worden. Die Frage für oder gegen Rußland wird als Schlagwort in den Massen diskutiert. Wie sich die inneren Wirrnisse lösen werden, kann heute niemand sagen. Letzten Endes ist es ein Führerproblem. Der große unabhängige Führer ist bisher nicht da. Aber das immer stärker notleidend werdende angelsächsische Kapital dürfte ihn zu finden wissen. Die bisher in Ostasien schon verlorenen Gelder englischer Interessenten gehen weit in die Hunderte von Millionen Mark, ein gut Teil der Arbeitslosigkeit in England ist auf den Verlust des chinesischen Marktes zurückzuführen. Sollte da Herr Baldwin, der England diktatorisch beherrscht, nicht bald geeignete Mittel zur Abhilfe finden? Wer die ruhig arbeitende englische Diplomatie kennt, kann wohl damit rechnen.

Markellus.

Literarische Notizen

Die Kunst des Barock in Italien, Deutschland, Frankreich und Spanien. Von Werner Weisbach. Berlin, Propylaeen-Verlag.

Jacopo Tintoretto. Von Erich von der Bercken und August L. Mayer. Zwei Bände. München, R. Piper & Co.

Weisbachs Kunstgeschichte des Barocks (das Wort ist nämlich deklinabel!), die einen Band der vom Verlage herausgegebenen „Propylaeen-Kunstgeschichte“ bildet, ist so angelegt, daß sie einen stattlichen und prächtigen Atlas von etwa vierhundert Abbildungstafeln und dazu einen Text von beiläufig hundert Seiten bringt. Es ist also, wie sich aus dieser Anordnung ergibt, der Hauptwert darauf gelegt, den Benutzer vor allem mit den Kunstwerken selbst bekannt zu machen, und da hiernach der Wert des Buches zu erheblichem Teile vom Bildstoffe abhängig ist, so ist an erster Stelle zu bemerken, daß dieser, wie nach der Ausführung, so vor allem auch nach der Auswahl auf hoher Stufe steht. Es ist in der Tat ein besonders reiches, mit gründlicher Kenntnis und mit geschichtlichem und künstlerischem Takte zusammengestelltes und wohlgeordnetes Anschauungsmaterial, das hier geboten wird. Alle Künste sind angemessen berücksichtigt, der für die Entstehung der Formensprache des Barocks wichtige Ornamentstich ist nicht vernachlässigt, Handzeichnungen vermitteln eine Vorstellung von der Schaffensart und der persönlichen Handschrift der Künstler, auch von der Graphik sind Proben mitgeteilt, und man ist erfreut in diesem Atlas auf eine Reihe von Werken und von Meistern zu stoßen, die sonst übersehen zu werden pflegen und das Gesamtbild der Barockkunst wesentlich ergänzen und bereichern, wie denn z. B. die sonst über Gebühr vernachlässigte Malerei des italienischen Seicento in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrer Leistungsfähigkeit zur Geltung gebracht ist. Die Redaktion dieses Bildstoffs ist an sich als eine tüchtige und dankenswerte Leistung zu bewerten; ich wüßte kein zweites Werk namhaft zu machen, wo die Kunstwelt des Barocks in ihrer ganzen Breite und Fülle dem Leser so reich und so übersichtlich zugänglich gemacht wird. Mit der schwierigen Aufgabe, in den knapp bemessenen Grenzen des Raumes eine Schilderung des Barocks zu geben, hat sich Weisbach gewandt und taktvoll abgefunden. Erst entwirft er in großen Zügen ein Bild der Kunstgesinnung und der Formengebung des Barocks im ganzen, um dann, nach Ländern geordnet, die Denkmäler erläuternd durchzugehen. Text und Bild stehen also in innerem Zusammenhange; man hat im Grunde eine in Literatur umgesetzte „Führung“ unter der Leitung eines aufmerksamen und intelligenten Kenners vor sich. Behandelt werden Italien, Frankreich, Deutschland und Spanien; Schweden kann wohl entbehrt werden, obgleich es manches Vorzügliche hervorgebracht hat; bedauerlich ist, daß der russische Barock nicht in die Darstellung einbezogen werden konnte — aber dies Gebiet ist ja noch kaum in die Sehweite der europäischen Forschung eingetreten. Manche Erwartungen bleiben unerfüllt; so ist z. B. die deutsche Malerei des Barocks zu stiefmütterlich weggekommen; wenn die reiche deutsche Bildnerei des 18. Jahrhunderts ganz fehlt, so ist dies wohl auf die Verteilung des Stoffes unter die verschiedenen Bände der Sammlung zurückzuführen.

Diese Rücksicht bildet denn auch wohl den Grund, weshalb Tintoretto nicht in den Band aufgenommen worden ist. Auch steht ja dieser Meister an der Grenze zweier Kunstalter, und die Überlieferung der klassischen Kunst Venedigs bleibt in ihm immer lebendig und höchst wirksam. Aber er ist doch nun auf der anderen Seite auch als einer der frühesten und mächtigsten Bahnbrecher des Barockstiles in der italienischen Malerei anzusehen und hat als solcher einen weit- und tiefreichenden Einfluß ausgeübt, dessen

Wege über Italiens Grenzen hinaus bis nach Spanien (Velasquez) und hoch in den Norden hinauf führen. Das neue Tempo in seiner Malerei, die bis zum Visionären gesteigerte Empfindung, der ungestüme Bewegungsdrang, die veränderte Behandlung des Raumes und die neue Funktion des Lichtes, die Verschleifung der scharfen Grenzen der Farbflächen, der Unendlichkeitsdrang: das sind eben so viele Symptome des großen Stilumschwungs, der den Barock einleitet. Nach vielen merkwürdigen Schwankungen des Urteils über Tintoretto kommt die gegenwärtige Kunststimmung dem Verständnisse seiner Kunst mit besonders günstigen Voraussetzungen entgegen; Franzosen und Engländer waren in ihrer Untersuchung bisher im Vorsprunge (wer erinnert sich nicht der glänzenden, mit besonderer Feinfühligkeit geschriebenen Seiten über Tintoretto in Taines Italienischer Reise?); nun steuert in dem großen und schönen Buche v. d. Berckens und Mayers die deutsche Wissenschaft einen höchst gewichtigen Beitrag zur Tintoretto-Literatur bei, über dem übrigens die Verdienste von Thode, v. Hadeln, Waldmann und anderen nicht vergessen werden sollen. Es ist ein Buch in großem Stile: ein Textband, ein Abbildungsband, beide vom Verlage mit vornehmer Sorgfalt ausgestattet. Einer einführenden Skizze über Tintorettos Persönlichkeit folgt die Darstellung seines Lebens, und es schließt sich dann die eingehende Untersuchung seiner künstlerischen Auffassung und seiner Kunstmittel an, die nacheinander Tintorettos Stilentwicklung, seine Linienkomposition und Formbehandlung, Farbe und Lichtwirkung, endlich den Inhalt der Darstellungen vornimmt. In voller Breite und von den verschiedensten Seiten her beleuchtet, entfaltet sich das nach Quantität, Reichweite und Intensität ungeheure Werk dieses großen Meisters, dessen „terribilità“ schon früh empfunden worden ist — es offenbart sich darin eine neue Art des Erlebens, ungestümer, drängender, auch unausgeglichener als in jener venezianischen „Existenzkunst,“ die am schönen, reichen, poesieerfüllten Sein ihr Genüge fand. Welch eine tiefsprudelnde Quelle war doch diese venezianische Kunst! Von Giorgione führt eine Linie über Veronese zum Rokoko, das in der Lagunenstadt eine bodenständige Blüte erlebte; von Tintoretto führt der Weg auf Rubens, und geistige Zusammenhänge, oder wenigstens bemerkenswerte Analogien, bestehen doch auch zwischen ihm und Rembrandt. „Abschließende“ Bücher kann es in der Forschung ihrer Natur nach nicht geben, aber das gediegene, umsichtige und reiche Werk v. d. Berckens und Mayers wird auf lange hinaus eine feste Grundlage aller Forschung über Tintoretto bilden, und es gebührt den beiden Gelehrten für diese verdienstvolle Arbeit aufrichtiger Dank.

Albert Dresdner.

Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges. Von Richard Fester. München, J. F. Lehmann.

Aus der langen Reihe der „Verantwortlichkeiten“, in denen er Tagesfragen und Tagesschriften einer geschichtlichen Kritik unterzog, ist der Hallische Historiker den Lesern der „Deutschen Rundschau“ in guter Erinnerung. Das vorliegende Buch ist geradezu aus der Behandlung des Zweibundes Deutschland-Österreich-Ungarn in dieser Folge erwachsen und uns um seiner Entstehung wie um seines Stoffes willen doppelt vertraut. Nicht nur Memoiren und Akten konnten herangezogen werden: die Hauptzeugen auf deutscher Seite haben bereitwillig schriftlich und mündlich die ganze Frage mit dem Verfasser selbst erörtert. Zum ersten Mal tritt damit „die auswärtige Politik“ Kaiser Karls von Österreich in den Mittelpunkt der verhängnisvollen Verhandlungen, die zur Tragödie beider verbündeten Reiche führten.

Ein fesselndes Kapitel über die Verwandtschaft des Hauses Bourbon-Parma mit den Häusern Habsburg, Braganza, Luxemburg, Belgien, Koburg und Wittelsbach und über die hochpolitische Bedeutung solcher fürstlichen Verbindungen auch für unsere „aufgeklärte“, „demokratische“ Zeit leitet das Buch ein. Seit der Heirat des jungen Erzherzog Karl, dessen eigene Anwartschaft auf den Thron bis zum Attentat von Serajewo in weiter Ferne lag, trat Prinz Sixtus von Parma in den Mittelpunkt dieser vielfältigen Beziehungen, die letzten Endes dem französischen Mutterland der Bourbonen dienstbar wurden. Die sogenannte „Mission“ des Prinzen Sixtus, die Frankreich die Aussicht auf einen Sonderfrieden mit Österreich eröffnete und damit die innere Schwäche des Bundes der Mittelmächte dem Gegner enthüllte, führte zur Krisis des Weltkrieges. In denselben Monaten, in denen Meutereien im französischen Heer und die Erfolge des U-Bootkrieges die Entente an den Rand

des Abgrundes brachten, gab die Politik Kaiser Karls der dritten Republik den Weg zum Gegenstoß frei. Mit der Reichstagsresolution von 1917 waren die letzten Möglichkeiten zu einem ehrenvollen Frieden erschöpft. Alle anderen Verhandlungen, auf welche die Presse immer wieder in großer Aufmachung hinzuweisen pflegt, sind in der Tat nach Festers treffendem Wort lediglich Nachspiele. Im Anhang ist unter anderem die Denkschrift des Prinzen Sixtus an Poincaré abgedruckt, außerdem kleinere kritische Bemerkungen, welche die Artikelreihe der „Deutschen Rundschau" glücklich ergänzen. Unter der Flut von Veröffentlichungen zum Weltkrieg wird das Buch Richard Festers als das Werk eines verantwortungsfreudigen, fein abwägenden Historikers einen Ehrenplatz behaupten. — Paul Wentzcke.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

v. Biedermann. — Goethe als Rätseldichter von Flodoard Frhr. von Biedermann. Mit einem bisher unbekannten Goethebild von Jagemann (Halbperg: 12,— M., Ganzleder 50,— M.). Berlin 1924, H. Berthold A. G.

Bismarck. — Die gesammelten Werke. Gespräche herausgegeben und bearbeitet von Dr Willy Andreas, Heidelberg. Erster Band: Bis zur Aufrichtung des Deutschen Reiches. Berlin 1925, Otto Stolberg & Co. (30,— M.).

Bittmann. — Werken und Wirken. Erinnerungen aus Industrie und Staatsdienst von Karl Bittmann. Dritter Band: Im besetzten Belgien (1914—1917). 225 S. Karlsruhe 1924, C. F. Müller.

Blachetta. — Das verwunschene Schloß. Ein lustiges Märchenspiel von Walther Blachetta. 48 S. Frankfurt 1925, Verl. d. Bühnenvolksbundes G.m.b.H.

Borchardt. — Rudolf Borchardt, Ausgewählte Werke, 1900—1918. 144 S. Berlin 1925, Ernst Rowohlt.

Borrmann. — Der Don Juan der halben Dinge. Erzählung von Martin Borrmann. 151 S. Berlin 1925, Ernst Rowohlt.

Boette. — Religiöse Volkskunde. Von Liz. Dr W. Boette. 166 S. Leipzig 1925, Philipp Reclam (1,20 M.).

Boucke. — Aufklärung, Klassik und Romantik. Eine kritische Würdigung von H. Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Ewald A. Boucke. 67 S. Braunschweig 1925, Friedr. Vieweg u. Sohn A.-G.

Boy-Ed. — Das Eine. Roman von Ida Boy-Ed. 279 S. Berlin 1925, August Scherl (geh. 3,50 M., Ganzleinen 5,50 M.).

Bozi-Niemann. — Die Einheit der Nationalen Politik, herausgegeben von Alfred Bozi und Alfred Niemann. 252 S. Stuttgart 1925, Ferdinand Enke (8,60 M.).

Braig. — Heinrich von Kleist von Friedrich Braig. 637 S. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (10,—, 13,50, 18,— M.).

Brandes. — Die Jesus-Sage von Georg Brandes. 155 S. Berlin 1925, Erich Reiß Verlag.

Brandt. — Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Grundriß von Dr Otto Brandt. XII u. 192 S. Kiel 1925, Walther G. Mühlau (5,50 M.).

Brian-Chaninov. — La Tragédie Moscovite von N. Brian-Chaninov. 181 S. Paris, Editions Spes.

Briefe an Cotta. — Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794—1895, herausgegeben von Maria Fehling. 530 S. Stuttgart 1925, J. G. Cotta.

Brinckmann. — Spätwerke großer Meister von A. E. Brinckmann. 70 S. Mit 39 ganzseitigen Abbildungen. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. (geh. 6,— M., geb. 8,50 M.).

Der Kleine Brockhaus. — Handbuch des Wissens in einem Bande in 10 Lieferungen. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus.

Brockhaus. — Die Kunst in den Athos-Klöstern von Heinrich Brockhaus. Mit 25 Text-Abbildungen. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus.

Bronnen. — Rheinische Rebellen. Schauspiel von Arnolt Bronnen. 119 S. Berlin 1925, Ernst Rowohlt.

Brunau. — Das Deutschtum in Mazedonien von Max Brunau. 90 S. mit 6 Bildern. Stuttgart 1925, Ausland und Heimat Verlags-A.-G. (3,15 M.).

Bücken. — Musikalische Charakterköpfe von Dr Ernst Bücken. 182 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer (4,— M.).

Bühler. — Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes von Prof. Karl Bühler

148 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (1,60 M.).

Burckhardt. — Heraklit. Seine Gestalt und sein Künden von Georg Burckhardt. 86 S. Zürich, Orell Füßli (geh. 3,20 M., geb. 4,— M.).

Burckhardt. — Weltanschauungskrisis und Wege zu ihrer Lösung. Auch eine Einführung in die Philosophie der Gegenwart von Dr Georg Burckhardt. 208 S. Leipzig 1925, Robert Noske Universitäts-Verlag (7,— M.).

Burgherr. — Johannes Mahler, ein Schweizer Dramatiker der Gegenreformation von Dr Willi Burgherr. 166 S. Bern 1925, Paul Haupt.

Carter. — Der Unfug des Krankseins und sein Ende von Allan Cecil Carter. 243 S. Dresden 1925, Sibyllen-Verlag.

Carus u. Lessing. — Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntnis von Carl Gustav Carus. Neu bearbeitet und erweitert von Theodor Lessing. 534 S. mit 161 Holzschnitten. Celle 1925, Niels Kampmann Verlag (34,25 M.).

Casson. — So sind Sie! (Human Nature). Von Herbert N. Casson. 176 S. Dresden 1925, Sibyllen-Verlag.

v. Csiktaplocza. — Ein Naturgesetz und die Zukunft der Menschheit von Ladislaus Lázár v. Csiktaplocza, übersetzt aus dem Ungarischen von Stefan Jakovits. 64 S. Hermannstadt 1921, W. Krafft.

Cysarz. — Schopenhauer und die Geisteswissenschaft von Herbert Cysarz. 39 S. Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag (2 50 M.).

Daniels. — Englische Staatsmänner von Pitt bis Asquith und Grey von Emil Daniels. 442 S. Berlin 1925, Georg Stilke (brosch. 12,— M., geb. 14,— M.).

Depta. — Pedro Calderon de la Barca von Dr Max Victor Depta. 270 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer (geh. 5,40 M., Leinenband 6,80).

D. H. V. — Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband im Jahre 1924. Rechenschaftsbericht, erstattet von seiner Verwaltung. 135 S. Hamburg 1925, Hanseatische Verlagsanstalt.

Deutsche Politik. — Ein völkisches Handbuch. Dritte Lieferung: Mittel und Wege im Nationalitätenkampf. 40 S. Frankfurt 1925, Englert & Schlosser.

Deutsche Politik. — Ein völkisches Handbuch. Vierte Lieferung: Rassenhygiene von Dr Frhr. v. Verschuer. 16 S. Frankfurt 1925, Englert & Schlosser.

Deutsche Politik. — Ein völkisches Handbuch. Fünfte Lieferung: Das Werden des deutschen Nationalstaats von Dr phil. Kurt Naudé. 16 S. Frankfurt 1925, Englert & Schlosser.

Deutsche Politik. — Ein völkisches Handbuch. 7. Lieferung. 5. Teil. Die Geschichte der gesellschaftlichen Schichtungen von Geh. Hofrat Prof. Dr Georg von Below. 24 S. Frankfurt a. M. 1925, Englert & Schlosser.

Deutsche Politik. — Ein völkisches Handbuch. 10. Teil. Deutschland und das Deutsche Reich von Dr Dr Friedrich Lange. 16 S. Frankfurt a. M. 1925, Englert & Schlosser. 8. Lieferung.

Deutsche Politik. — Ein völkisches Handbuch. 17. Teil. Deutsche Volkserziehung von Dr phil. Alfred Andreesen. 32 S. Frankfurt a. M. 1925, Englert & Schlosser. 6. Lieferung.

Die Deutsche Bücherei nach dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens. — Rückblicke und Ausblicke. 211 S. Leipzig 1925, Deutsche Bücherei.

Die Regelung der Minderheiten-Schulverhältnisse in Schleswig-Holstein. — Denkschrift des von der Landesversammlung des Schleswig-Holsteiner Bundes in Altona am 30. Oktober 1924 eingesetzten Minderheitenausschusses. Vorgelegt der Landesversammlung in Rendsburg am 17. Febr. 1925. 16 S.

Die Spur in ein deutsches Jugendland. 4. Jahrgang, Heft 1. 16 S. Potsdam 1925, Der Weiße Ritter-Verlag.

Die Umwälzung in Rußland und das Schicksal der russischen Juden. — Ein Sammelwerk. 214 S. Berlin 1925, Osnowa Verlagsgesellschaft.

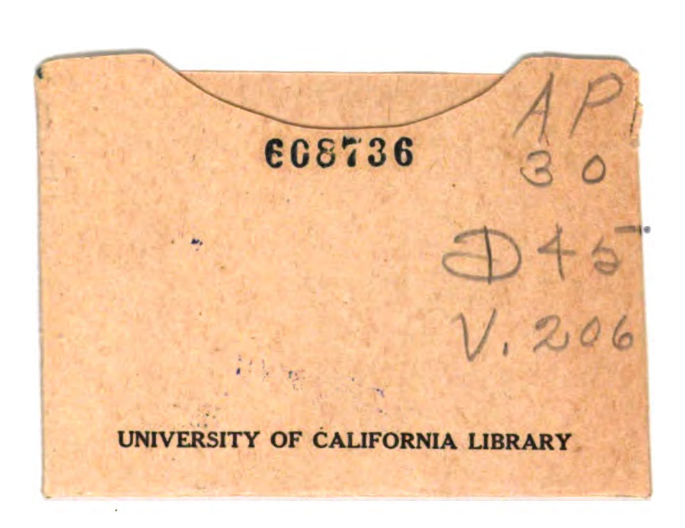
Diehl. — Erlauschtes und Erschautes aus Alt-Mergentheim von Ludwig Diehl, mit 25 Bildern nach Radierungen von Prof. Otto Probst und Wilhelm Förster. 64 S. Stuttgart 1925, Chr. Belser A.-G. (3,50 M.).

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Hans Erdmann v. Lindeiner-Wildau, M. d. R., Berlin. — H. C. Andersen †. — Dr Karl Griewank, Berlin. — Dr E. A. Greeven, Hamburg. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr Albrecht Penck, Berlin. — Dr Essad Sabit, Berlin. — Professor Dr M. Baerting, Jena. — General a. D. v. Zwehl, Berlin.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C042158610


608736
AP
30
D45
V. 206
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY